Hbks
X
5 z
/1,1

Geo. V. 532 m (1,1
Hbks
X 5 - 2 - 1,1

<366428242600 12

Bayer. Staatsbibliothek

Geographische
Unterhaltungen
zur Belehrung
für
Liebhaber der Erdkunde.

Von

[Georg Heinrich] Kayser,
Professor der Philologie und geschichtlichen Studien am k. Gymnasium in Augsburg.

Mit Kupfern und Karten.

I. Bandes I. Abtheilung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Augsburg.
In der Expedition der geographischen Unterhaltungen. 1814.

A 1 60/307

Bibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Die Leser empfangen hier die erste Abtheilung meines Werkes, welches ich unter dem Titel: geographische Unterhaltungen angekündigt habe. Sie werden in derselben diejenigen Gegenstände abgehandelt finden, welche erörtert werden mußten, theils um zu zeigen, wie sich unsre Gattung von der Thierheit, theils wieder in ihren Gliedern durch die äußere Gestalt und das Vermögen der Sprache, durch Nahrung, Kleidung, Wohnung unterscheide, welches ihr Wachsthum und welches die Uibel seyen, denen ihre Abnahme zugeschrieben werden muß. In der folgenden Abtheilung komme ich nun auf eine wichtige neue Untersuchung. Hier werde ich den Menschen betrachten, unterworfen dem Einflusse jener kunstgebildeten Gesellschaft, die wir Staat und deren Einrichtung wir Verfassung nennen. Was er in dieser Gesellschaft gethan, um dem Begriffe der

Gerech-

Gerechtigkeit Ausdruck zu geben, wie er in Sitte und Religion sein Gemüth, sein Thun, seinen Glauben und sein Hoffen offenbart, wird hier aufgezeigt werden.

Nach dieser Vorerinnerung muß ich über den Gang der Behandlung noch Etwas insbesondere sagen und die Leser recht sehr bitten, meine Bemerkungen zu würdigen.

Nirgends drängt sich ein so reicher Stoff auf, als bey dieser ersten Abtheilung. Dadurch war ich genöthigt, mir das Gesetz einer freywilligen Beschränkung aufzulegen und in mein Werk lediglich dasjenige aufzunehmen, wovon meine Uiberzeugung mir sagte, daß es darin durchaus nicht fehlen dürfe. Wohl wäre es daher möglich gewesen, die einzelnen Abschnitte weiter auszuspinnen, allein, gerade so wie sie jezt gebildet sind, genügen sie dem Lehrer, der dieses Buch in Schulen anwenden will, wie ich hoffe, gänzlich und enthalten nichts in sich, was nicht jedem Leser von beßrer Bildung deutlich und hinreichend verständlich wäre.

Allein das Bedürfniß des Geistes ist nicht bey Allen dasselbe. Nothwendig werden Viele, besonders aber solche, welche dieses Werk zum Behufe des öffentlichen Unterrichtes tauglich finden, wünschen, es möchten mehrere Gegenstände noch gründlicher behandelt und wohl gar erschöpft seyn.

seyn. Auch den Wünschen dieser will ich, so Viel an mir liegt, abhelfen.

Während nähmlich die erste und zweyte Abtheilung dieses Werkes als allgemeine Grundlage des Unterrichtes angesehen werden können und sollen, werde ich solche, vorzugsweise wichtige Punkte, die bis jezt nur angedeutet worden sind, mit genügender Ausführlichkeit in besonderen kleinen Abhandlungen erörtern, die ich in der dritten Abtheilung unter dem Nahmen von Exkursen nachzusenden gedenke. Wer dann Lust und Trieb hat, tiefer einzudringen, wird hier volle Befriedigung finden, ohne daß die Einheit des Werkes ihm verlohren geht: denn ich werde bey allen einzelnen ausführlichern Erörterungern auch genau nachweisen, auf welche Stelle sie sich beziehen und wo sie, um nicht als Bruchstücke betrachtet zu werden, eingeschaltet werden müssen. So wird über Sprache, über Kopfbildung, Farbe, Wohnung u. dergl. noch Manches nachgetragen werden, was eben so sehr zur Belehrung als zum Vergnügen gereicht. Da diese Exkurse übrigens eine höhere Reife des Geistes voraussetzen, so können sie von geschickten Lehrern zur Entwicklung des Selbstdenkens der ihnen anvertrauten Jugend mit Erfolg angewendet werden.

Eben so als bey diesem Bande werde ich auch bey den übrigen verfahren: denn auch derjenige Theil unsres Werkes, der von der Erdoberfläche

und

dem Festen und Flüßigen, der Vegetation nach den Graden der Erhebung über dem Meere u. s. f. spricht, berührt Aufgaben, welche in besondern Exkursen zu lösen, durchaus nothwendig ist. Hat sich der Leser durch den allgemeinen Text hindurch gearbeitet, so wird er das Bedürfniß einzelner Erläuterungen von selbst fühlen und mir gerne als Führer in das Innere der Natur folgen.

Was die Quellen betrift, aus denen ich geschöpft habe, so werde ich über diese am Ende meines Werkes ein Wort überhaupt sagen. Es war durchaus darum zu thun, vorerst auf die Hauptgegenstände, die in das Gebieth der Geographie gehören, hinzuleiten, um so jenem Grundvorurtheile vorzubeugen, als sey man schon ein vollendeter Geographe, wenn man vermöge, die Orte eines Reiches, seine Rathhäuser, Thürme u. dergl. aufzuzählen, Departements- und Kreis-Eintheilungen einzulernen. Um in das Innere der Erdkunde einzudringen, wird billig viel mehr gefordert. Erst wenn alle jene wichtigen Gegenstände, welche die I. und II. Abtheilung in Anregung bringt, von jedem Leser mit Aufmerksamkeit erfaßt worden sind, erst dann ist ihm mehr als der Buchstabe gegeben und sein Auge geschärft, um selbst da noch einen richtigen Blick zu werfen, wo ich ihm früher in die Ferne gerückte schwierigere Punkte in den Exkursen vorführe. Also um Prunk mit Lektüre ist es hier nicht zu thun, sondern um das Nothwendige und das Zweckmäßige.

Leider!

Leider! habe ich bey der vollen Einsicht in das letztre nicht immer mir selbst Genüge leisten können. Gerade dieses so gemein wichtige wissenschaftliche Fach ist, bey den ungeheuren Preisen der wichtigsten neuern Werke eines Humbolds, Denon, Krusenstern, Langsdorf, Pallas u. s. f. bey dem Mangel an großen Privat-Bibliotheken, bey dem Zustande des Buch- und Landkartenhandels in dem bey Weitem größern Theile von Süd-Teutschland, bey der Unzulänglichkeit der Besoldungen öffentlicher Lehrer zur Anschaffung auch nur der unentbehrlichsten Werke, auch dem beßten Willen und der gründlichsten Einsicht eine Schranke gesetzt, die zu durchbrechen man alle Hoffnung aufgeben muß. Arbeiten der Art müssen daher örtlich begründete Mängel an sich behalten, ob ich gleich an meinem Theile verzichtend auf einen durch Schriftstellerey zu machenden Gewinn, Alles für den Zweck des Publikums willig darbringe, zufrieden mit dem Bewußtseyn, im Leben durch mündlichen Unterricht und schriftliche Lehre so Viel zu leisten gesucht zu haben, als die Umstände immerhin verstatteten.

Schließlich erinnere ich noch, daß die Kupfer und Karten am Ende des ganzen Bandes am Beßten in einen Band oder Atlas gebunden werden. Zu dem Ende wird seiner Zeit für den Buchbinder eine gedruckte Nachweisung erscheinen. Auch muß ich bemerken, daß mit diesem Werke meine Weltgeschichte, die in demselben Verlage und unter

ter denselben Bedingungen für Abnehmer erscheint, in dem innigsten Zusammenhange steht und daß ich auf diese Geschichte alle Sorgfalt verwende, um sie zu einem ausführlichen, durch Vortrag und Inhalt allgemein brauchbaren Handbuche zu machen.

Augsburg im Merz 1814.

Kayser.

Der

Inhalts-Uibersicht

des

I. Bandes I. Abtheilung

der geographischen Unterhaltungen

von

Prof. Kayser.

Seite

Der Mensch, als der irdischen und übersinnlichen Ordnung der Dinge angehörig. = = = 1

Von den äußeren natürlichen Verschiedenheiten der Menschengattung. = 4

Seite

Varietäten oder Racen des Menschengeschlechts. *) = = 6

1) Die Caukasische Varietät. = 6

2) Die Mongolische Varietät. = 7

3) Die Aethiopische Varietät. = 8

4) Die Amerikanische Varietät. = 9

5) Die Malayische Varietät. = 10

Bemerkungen über diesen Unterschied und Ansichten Kants von demselben. = 11

Vom pathognomischen Ausdruck. = 12

Größe des Menschen. = = 15

Vom äußern Sinne. = = 17

Von dem Unterschiede der Sprache nach. **) 19

Lich-

*) Der Verfasser muß hier ausdrücklich auf die Exkurse verweisen, welche über diesen wichtigen, im Texte absichtlich nicht erschöpften Gegenstand noch hinzukommen.

**) Mehrere Sprachproben, mit einer gründlichen Nachweisung des großen, aus ihrer Vergleichung entspringenden Nutzens, folgen gleichfalls in den Exkursen.

Seite

Lichtensteins Ansichten von der Schwierigkeit, eine rohe Sprache zu verstehen. 45

Dessen Bemerkungen über die Sprache der Hottentotten und Kaffern. = 48

Von den Nahrungsmitteln des Menschen. = = 59

1. Speisen. = = 61

a) Aus dem Mineralreiche. = 61

b) Aus dem thierischen Reiche. = 63

c) Aus dem Pflanzenreiche. = 66

2. Getränke. = = 72

Uiber die Art und Weise, auf welche einzelne Völker ihre Nahrungsmittel zu sich nehmen. 88

Von den Folgen, die aus der Hungersnoth entstehen. = = = 95

Von der Bekleidung der Völker und den verschiedenen Arten derselben, sich zu verschönern. 97

Uibersicht der Kleidungsstoffe. = 98

Tatto-

Seite

Tattowiren. = = = 98

Färbung der Oberfläche des Körpers und Bekleidung ꝛc. derselben. = 110

Vom Aufenthalte der Menschengattung, der Wohnung und den häuslichen Geräthschaften. = = = 157

Einschaltung von den Kamtschadalischen Hunden und von dem Gebrauche derselben als Zugthiere. = = 172

Fortsetzung der Uibersicht der Wohnungen bey verschiedenen Völkern. = 198

Von dem Wachsthum, den Krankheiten und der Sterblichkeit des Menschengeschlechts. 227

Von der Geburt des Menschen. = 228

Von den Bedingungen der Lebensdauer. 230

Von endemischen Krankheiten. = 231

Die Matlazahuatl in Mexiko. = 232

Seite

Das schwarze Erbrechen und die Pest. 233

Pockenkrankheit und Impfung. = 234

Lustseuche. = = = 240

Augenkrankheiten. = = 242

Weichselzopf. = = = 243

Cretinismus. = = = 243

Das Herzklopfen (Latido) in Amerika. 249

Das Heimweh. = = = 250

Der Sandfloh oder pulex penetrans L. 250

Der Bandwurm. = = 251

Krankheiten, bey Veränderung des Himmelstriches. = = 253

Erbliche Krankheiten, Krankheiten, die sich Ständen und Kasten eignen. 253

Betrachtung über das Leben verkürzende Sackziehen bey Bergwerken. = 256

Uiber die wahre Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. = = 259

Uiber

Seite

Uiber die Heil = Methoden verschiedener Völker. = = = 260

Mangel an Arzneymitteln auf Kamtschatka. 263

Von der Sterblichkeit der Menschen. = = = 264

Epochen des menschlichen Lebens im natürlichen Zustande. = = 264

Beyspiele von hohem Alter. = 267

Uiber das hohe Alter, wovon die Bibel spricht. = = = 268

Hesiodos, von den Zeitaltern des Menschengeschlechtes. = = 269

Uiber Ab = und Zunahme der Volksmenge in einem Staate. = = 275

Verhältniß der Geburten und Todesfälle. 276

Anhang. Vergleichung des Orangutangs = und des Menschen = Schädels. = = 285

Der

An den Buchbinder.

Diese Inhalts-Uibersicht ist hinter der Vorrede einzuheften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Mensch.

Wenn wir den ganzen Erdkreis überblicken, wenn wir alle Stufenleitern der Wesen durchgehen; so finden wir kein Geschöpf, das sich selbst denken, sich durch seine Gedanken über die Natur erheben und von ihren Antrieben frey handeln kann, als den Menschen. Ihm allein ist daher auch der aufrechte Gang, angemessen seinen erhabenen geistigen Anlagen, gegeben. Wie er in sich ein heiliges, unwandelbares Gesetz des Rechtthuns erkennt, so kann er durch diesen seine Blicke aufwärts richten zum sternbesäeten Himmel.

Diese Erhebung über alles andre Leben, dieses Vorrecht der Herrschaft über alle seine irdische Umgebungen, macht den Menschen zum würdigsten, aber auch vielumfassendsten Gegenstände der Untersuchung: denn wo soll diese beginnen, um alle Aeußerungen seines physischen und sittlichen Lebens im vollständigen und deutlichen Zusammenhange zu beschreiben? — Wir werden denjenigen Gang verfolgen, der uns am ersten einer natürlichen Ordnung zu entsprechen scheint.

Der Mensch gehört einer zweyfachen Reihe der Dinge an, einer irdischen und einer übersinnlichen. Als Glied der erstern ist er demselben

Processe des Lebens und der Zerstörung unterworfen, dem alles Endliche unterliegt. In der sichtbaren Natur ist kein Leben möglich ohne das, was wir Tod nennen. Unter Schmerz und Weinen das Licht begrüßend, ist er, sich selbst unbewußt, geknüpft durch das Bedürfniß der Nahrung an seines Gleichen, der Trieb der Selbsterhaltung spornt mit dem Erwachen seiner Kräfte ihn an, diese in Bewegung zu setzen; unter Wechsel der Freude und des Schmerzes, der Furcht und der Hoffnung, beschließt er ein kurzes Daseyn, gleich der Pflanze, die durch Wachsthum und Blüthe den Beobachter einige Zeit erfreut, bis ihre Blätter fallen, bis das Farbenspiel ihrer Blüthen verschwindet und man nicht mehr sagen kann, wo ihre Stätte gewesen sey. So gehen wir über die Gräber der Menschen weg, wie über die Gräber der Blumen. Aber so wie über der Verwesung der Pflanzenwelt ein neues schöneres Reich von Blüthen sproßt, so ist auch der große Acker der Todten kein Feld, wo nur die Verwesung haußt.

Wenn der Mensch auf der einen Seite als Sklave der Natur kaum etwas höher als die Pflanze und das Thier erscheint, so wird er, so wie er will, durch die in ihm wohnenden Gedanken über alles Vergängliche hinaus in eine Reihe erhaben, in welcher er dieses tief unter sich und sich selbst als den Bürger der großen Stadt Gottes erblickt, der schon auf Erden im höhern Lichte wandelnd, alle angehören, die den Leib gehorchen lehren und durch den Geist herrschen.

Wenn

Charte der Hauptvölker = schaften der Erde

Erklærung der Farben

1.	2.	3.	4.	5.
Kaukasisch	Mongolisch	Aethiopisch	Amerikanisch	Malajisch

Wenn wir daher den Menschen nach dem Umfange seiner Anlagen, Triebe, Kräfte erforschen, so werden wir in ihm, wo wir ihn auch entdecken, eingeengt in zeitliche Schranken, doch zugleich ein überschwengliches Vermögen finden, diese zu durchbrechen und sich frey zu machen von den Banden der Außenwelt und der Sinne. Dieses Vermögen ist überall, so weit Menschenantlitz geht: denn auch da, wo eine gewöhnliche Ansicht zwischen Wilden und Cultivirten scharf unterscheidet, auch da ist in dem ersteren der Funke des Göttlichen sichtbar und wenigstens das vorhanden, wodurch der Mensch nächst dem aufrechten Gange allenthalben von der Thierheit losgerissen ist, die Fähigkeit, die inneren Regungen im frey gebildeten Tone, in der artikulirten Sprache, auszudrücken.

Diese allgemeine Ansicht von der gedoppelten Reihe, als deren Glied wir den Menschen betrachten, mußte vorausgeschickt werden, um für die Folge mancherley Mißverständnissen und besonders dem Wahne zu begegnen, als ob wir den Menschen tief herabsetzen wollten, indem wir ihn auch unbefangen in seiner ganzen Schwäche zeigen.

I. Von den äußeren natürlichen Verschiedenheiten der Menschengattung. (Karte I.)

Der Naturhistoriker stellt den Menschen an die Spitze der Säugthiere. Wir überlassen es Anderen, diejenigen Merkmahle, die ihm, als solchem,

solchem, im System zukommen, wissenschaftlich zu bestimmen, und bleiben hier bey den Betrachtungen stehen, durch welche wir mit den natürlichen Eigenschaften des Menschen, als Erdbewohners, genau bekannt werden.

Wir haben den Menschen oben bezeichnet, als angehörig einer irdischen oder sinnlichen und einer überirdischen oder geistigen Reihe der Dinge. Hier haben wir von ihm zu reden, lediglich insoferne er ein Glied der erstern ist, und als solches vor Allem festzusetzen, wodurch sich im Aeußern der Unterschied der Menschengattung kund thut.

Wir finden nämlich den Menschen, den angegebenen zwey Reihen gemäß, auf der Erde nach zwey Hauptabweichungen, der äußern Bildung und der Farbe und dann der Sprache nach abgetheilt. Durch die Verschiedenheit der ersteren trennt er sich in Spielarten, Varietäten oder Racen.

Alle Menschen, die eine und dieselbe Hauptfarbe der Haut und dieselbe allgemeine äußere Gestaltung des Körpers haben, gehören einer solchen an, dagegen offenbart sich die geistige Trennung durch die Sprache, als das Vermögen, seine inneren Gedanken einer fremden Seele vernehmbar zu bezeichnen. Alle diejenigen, deren Sprache in dem Grundcharakter zusammentrifft, sind einem Stamme zugehörig. Die Racen hat man in den neueren Zeiten genauer bestimmt. Ein um die gründliche Kenntniß des menschlichen Kör-

pers

per hochverdienter Naturforscher, (Prof. Blumebach in Göttingen) hat fünf derselben festgestet. Den Umfang, welchen jede auf der Erdoberfläche einnimmt und die Hauptvölkerschaften, diejeder einzelnen angehören, finden die Leser auf de beyliegenden Karte durch die Illumination ud die zum Theil abgekürzten Namen bezeichnet. Ee werden gut thun, indem wir diese einzelne Racen jetzt näher bestimmen und die zu ihnen gehrigen Völker benennen, die Karte immer bey dr Hand zu haben, um die auf derselben befindlhen Buchstaben richtig zu bedeuten.

Varietäten oder Racen des Menschengeschlechts.

1. Die Kaukasische Varietät. Hauptmerkmahle: Schöner Bau des Schädels, regelmäßige Gesichtszüge, mehr oder weniger weiße Farbe mit roth unterlaufen, langes, weiches, nußbraunes, bald in das Schwarze, bald in das Blonde übergehendes Haar.

Zu dieser Race gehören nächst den auf der Karte bemerkten und den Abkürzungen nach hier erklärten Hauptvölkerschaften:

In Europa: die Portugiesen (Port.), Spanier (Sp.), Franzosen (Fr.), Holländer (H.), Walliser (W.), Irländer (Ir.), Hochschotten (H. S.), Britten (B.), Isländer, Schweden, Norwegen, Teutsche (T.), Italiener (It.), Griechen (G.), Türken (T.), Albanier (Alb.), Illyrier (Ill.), Kroaten (Cr.), Wallachen (W.), Ungarn

Ungarn oder Magyaren (V.), Böhmen (.), Pohlen, Russen, Littauer (L.), Liven, Esten, Tatarn (T.), Kosaken.

In Asien: die Wogulen (Wog.), Wcjaken (W.), Tscheremissen (T.), Tschubasoen (Tschu.), Baschkyren, Torgotische Kalmyken (T. K.), Barabinzen, die Urvölker der großen Tartarey, Kirgisen (K.), Karakalpaken (Kar), Bucharen (Buch.), Afghanen (A.), Rohillas (R.), Perser, Usbeken (Vsb.), Turkomanne, Georgier, Tscherkassen, Armenier (Arm.), Türken (T.), Kurden, Araber.

In Afrika: die nördlichen Küstenbewohner, die Mauren, die Berbern (B.), Wadelins, Lebdessebas, Habessynier (Hab.), Araber (Ar).

2. Mongolische Varietät.

Die vorhergehende Race zeigt uns den edelsten Ausdruck menschlicher Gestalt. Als zwey äußerste Gegensätze stehen ihr die von ihr sehr abspringende Mongolische und die Aethiopische Varietät gegen über. Die Hauptmerkmahle der erstern sind:

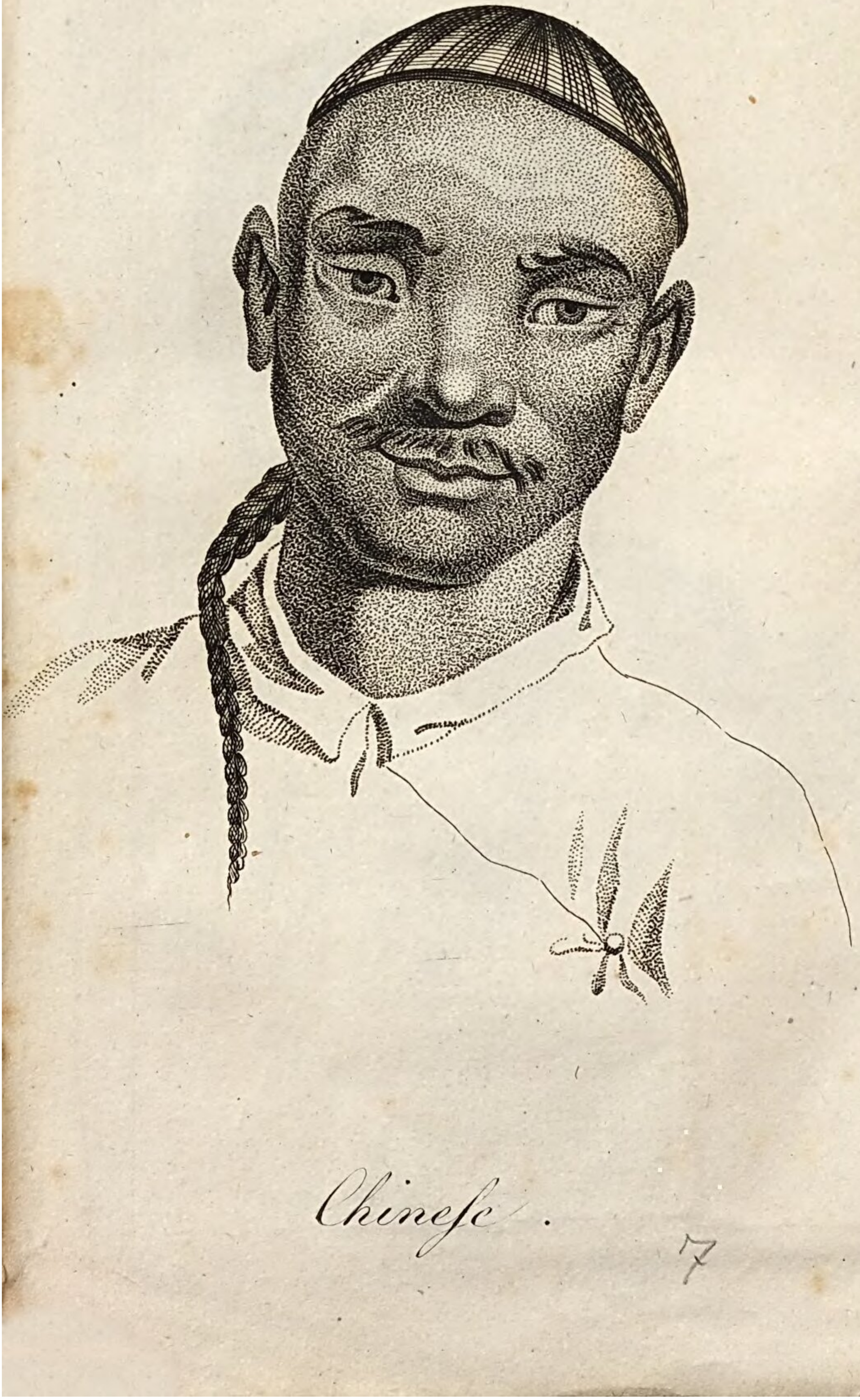
Die Farbe weizengelb, theils wie gekochte Quitten, oder wie getrocknete Zitronenschalen, das Haar wenig, schwarz, straff, die Augenlieder eng geschlitzt, das Gesicht breit, platt gedrückt, die Nase klein und gleichfalls eingedrückt, die Backenknochen seitwärts hervorragend.

Zu dieser Varietät hat man zu zählen:

In Europa: die Lappen (Lapp.), die Finnen.

In

Hottentott



Chinese.

Mongolische Varietæt

Ein Kamtschadale

In Asien: die Permier (Per.), die Samojeden, die Tschuktschen, die Jukagiren, die Koräken (Kor.), die Kamtschadalen, Kurilen (K.), Lamuten (Lam.), Tunguſen, Ostjaken, Buräten (Bur.), Dauren, Kalkas, Mandschuren (Mand.), Jupen, Koreaner (K.), Japaneſen (Japan.), Sineſen, Siamer, Anamiten (An.), Peguaner (P.), Burmanen (B.), Cingaleſen (C.), Malabaren (Mal.), Maratten (M.), Hinduer, Dschaten, Seiks (S.), Tibetaner, Koschot = Kalmykken (K. K.), Diräten (O.).

In Amerika: Aleuten, Indianer an der weſtlichen Küſte, Hundsribben = Indianer, nördliche Indianer, Kupfer Indianer (Kupf. Ind.), Eskimos, Grönländer.

3. Aethiopiſche Varietät.

Hauptmerkmahle: Schwarze oder ſchwarzbraune Körperfarbe, das wollige Haar ſchwarz, kraus, die Lippen wulſtig, die Naſe ſtumpf, die oberen Vorderzähne ſchief vorſtehend, der ſchmale Kopf auf den Seiten zuſammengedrückt.

Hieher ſind die Bewohner des größten Theils von Afrika zu zählen: Die Fulaer (F.), Jalaffer (J.), Fulier (F.), Joliba = Neger (J. N.), Tibbos (Ti.), Tuariks (Tu.), Nubier (N.), Ayoer, Gallus (Gall.), Matschidas (Mtsch.), Mongalloer (Mon.), Mozambiker (M.), Kaffern, Makoſſen (Ma.), Hottentotten (Hott.), Beetjuanaer (Beet.), Cimbebaer (Cim.), Dschaggaer, Congoer, Calbongoer (Cal.), Beniner (B.),

Daho-

Dahomer (D.), Mandigoer (M.), die Madagassen auf Madagassar.

In diese beyden Gegensätze also ist die Kaukasische Varietät ausgeartet. Die Uebergänge bilden wieder zwey Racen, zwischen der Kaukasischen und Mongolischen die Amerikanische, zwischen der Stammracę nnd der Aethiopischen die Malajische.

4. Amerikanische Varietät.

Hauptmerkmahle: Lohfarbig oder zimmetbraue (theils wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer), schlichtes, straffes, schwarzes Haar, das Gesicht breit, aber nicht platt oder eingedrückt, die Kinnbacken vorstehend, die Züge stark ausgewirkt.

Man hat hieher die Ureinwohner Amerika's mit Ausnahme derjenigen zu rechnen, welche schon bey der Mongolischen Varietät vorgekommen sind, also vorzüglich: die Nordwest = Indianer, die Chepewyans (Ch.), Knistinos, Siusen (S.), Huronen (H.), Algonkinoer (A.), Illinesen, (Ill.), Missuris (M.), Apachen (Ap.), Kikimeker, Californier (Californ.), Cherokesen (Ch.), Apalachen (Ap.), Arowakier (Ar.), Panchier (P.), Canares (C.), Caraiben (C.), Galibis (G.), Omaguas (Om.), Topinambus (To.), Tapujas (Ta.), Peruaner (Peruan.), Moxas (M.), Xarajas (X.), Tupikes, Guarames, Puelches, Patagonien, Feuerländer, Molukken, Chilier (C.), Tukumanen (T.), Chiquito (Ch.)

5. Die

Einwo 9.

Einwohner von Van - Diemens - Land.

9.

Einwohner von Botany Bay –

5. Die Malajiſche Varietät.

Hauptmerkmahle: Braune Farbe in verſchiedenen Nuancirungen, bis in das helle Mahagony, aber auch bis in das dunkelſte Nelken- und Kaſtanienbraun. Der Haarwuchs lockig, ſchwarz, dicht und weich, der Mund groß, die Naſe breit und etwas voll, die Stirne etwas hoch, die Geſichtszüge wohl ausgezeichnet.

Dieſer Vareität gehören an: auf der Hinterindiſchen Halbinſel die Malajen (M.), auf den Inſeln des großen Oceans die Battas (B.), Badſchu (B.), Tagalos (T.), Alxuris (A.), Diebs-Inſulaner, Papuaer (P.), Macaſſaren (M.), Neu-Holländer, van Diemens-Länder, Neu-Seeländer, Neu-Caledonier (N. C.), freundſchaftliche Inſulaner (Fr. Inſ.), Societäts-Inſulaner (S. I.), Sandwich-Inſulaner (S. I.), u. ſ. w.

Dieſes ſind die Hauptunterſchiede der Menſchengattung, ſo wie ſie Blumenbach feſtſetzt. Jedem, der nur einigermaßen mit den genauern Schilderungen einzelner Völkerſchaften auf der Erde bekannt iſt, kann nicht entgehen, daß ſich gegen die aufgeſtellte Eintheilung noch mancherley Zweifel ergeben, ja daß es unmöglich iſt, die einzelnen, einer Raçe zugewieſenen Bildungen anders als gewaltſam derſelben zuzuzählen. Blumenbach ſelbſt kann die Nothwendigkeit neuer Unterabtheilungen nicht zurückweiſen. Nach ſeiner Bemerkung können wieder die Hindus von der Kaukaſiſchen, die Sineſen und Japaner von der Mongoli-

schen, die Hottentotten von der Aethiopischen, so wie die Nordamerikaner von denen in der südlichen Hälfte der neuen Welt, und die schwarzen Papus auf Neuholland ꝛc. von den braunen Otaheiten und anderen Insulanern des stillen Oceans als Unterarten abgesondert werden ꝛc.

Hieraus schon ergiebt sich die Unsicherheit der gezogenen Scheidegrenze und die nothwendige Folge eines Widerspruches über dieselbe. So sorgfältig auch Hr. Blumenbach den Menschen als Naturerscheinung beobachtet hat: so wäre es doch unverzeihlich, blind seiner Autorität zu folgen. Wer kennt hienieden, wie tief auch sein Blick in das Innere der Wesen einzudringen strebt, wer kennt den heiligen Moment, in dem sich das erste Glied der unermeßlichen Kette gebildet hat, an welches, Jahrtauesnde hindurch, die Geschlechter Ring an Ring sich angereiht? wer vermag, keck und ungezweifelt über die Urgestalt des Menschen und über jene Einflüsse zu entscheiden, durch welche so viele Schattirungen einer und derselben Hauptgestaltung entstanden sind?

Insoferne uns also hier entgegengesetzte Meynungen nicht befremden dürfen, mag es schicklich seyn, zunächst an die Ansicht eines tiefen Denkers zu erinnern, welcher mit Blumenbach nicht zusammenstimmet, nämlich Kants. Dieser leitet von 4 Hauptarten, den Weißen, den Negern, den Hunnen oder Mongolen und den Hindus, alle übrige Charaktere ab. Von den Amerikanern nimmt er an, sie seyen eine noch nicht völlig ein-

geartete Hunnische Race. Der Sitz des Urstammes ist nach ihm vom 31. bis 32.° des alten Continentes. Der Stammgattung kommt die brunette am nächsten; von ihr scheint die hochblonde die nächste nördliche Abartung zu seyn. Dieser Idee gemäß entstehen, der Farbe nach, folgende Verschiedenheiten:

Weiße von brunetter Farbe:

1. Race. Hochblonde. Nördliche Europäer.
2. — Kupferrothe. Amerikaner.
3. — Schwarze. Senegambier.
4. — Olivengelbe. Indier.

Johann Reinhold Forster machte 4 Abtheilungen: 1) Mit weißer auch gelbbrauner, oder etwas schwärzlicher Farbe, länglichem Gesichte, wohlgebildeten Nasen und Lippen, gelblich weißen, röthlich braunen und schwarzen, langen und höchstens geringelten Haaren. Dazu gehörig: die Europäer und die Asiaten westwärts dem Ob, Kaspischen Meer und Ganges und Völker Nord-Afrika's. 2) Mit gelbbrauner Farbe, breitem, plattem Gesichte, hohen Backenknochen, die Augen nicht wagrecht, die Augenlieder mit einem gegen die Nase gesenkten Winkel eingeschlizt, die Haare schwarz, lang, meist schlicht und straff. Hiezu: die Asiatischen Völker jenseits dem Ob, dem Kaspischen Merr, Ganges, die Uferbewohner der Molukken, Philippinen, westlichen Südsee-Inseln und Neu-Seelands, Einwohner von Amerika, bis Unalaschka und den Cookfluß nordwärts ꝛc. 3) Schwarze, mit vorstehendem Untertheil des Gesichts, wulstigen Lippen, breiten, stumpfen Nasen, wolli-

wolligem, krausem Haar. Hiezu: die Neger, die in Südindien und in den Philippinen im Inlande wohnenden Völker. 4) Kupferbraune, mit schmalen, langen, spitzen Nasen, schwarzen, schlichten, straffen Haaren; hiezu die Amerikaner mit Ausnahme der nördlichsten Striche.

Weitere Ansichten wollen wir hier so wenig vollständig mittheilen, als auch über diesen Gegenstand wissenschaftlich aburtheilen. Es mag genügen, diejenigen Meynungen, welche am meisten Berücksichtigung verdienen, kurz angezeigt zu haben. Diesem gemäß ist es uns auch in den unser Werk erläuternden Abbildungen nicht bloß darum zu thun, das äußere Farbenspiel zu bezeichnen, und mit demselben bloß eine einseitige Ansicht menschlicher Gestaltung aufzustellen, wir gehen vielmehr von einem umfassendern Gedanken aus.

Schon aus dem, was oben, nach Blumenbach, als Merkmahl der Bildung der zu einer Varietät gehörigen Glieder kürzlich angeführt wurde, ergab sich, daß vorzüglich auch die Theile des Kopfes auf mancherley Art ausgewirkt sind. Dadurch entsteht der äußere pathognomische Ausdruck und ein auf diesen gegründeter Unterschied der Völker. Empfindungen, Leidenschaften, Gedanken, obgleich in der innern geheimen Werkstätte erzeugt, spiegeln sich auf der Oberfläche des Körpers durch Beharrliches, so wie durch Bewegungen, insbesondere aber auf dem bedeutsamsten

Theile,

Theile, dem Antlitze, ab. Der in der Gesellschaft verfeinerte Mensch vermag es, diesen Verräther seines innern Lebens in Fesseln zu legen, und, wenn er unwahr ist, auch auf der Stirne den Heuchler zu zeigen; aber der vom reinen Lebenstriebe geleitete Mensch, den eine künstliche Cultur noch nicht gelehrt hat, den Körper seinem Willen allenthalben gehorsam zu machen, giebt sich unbefangen in der ganzen Aeußerung seines Wesens. Deshalb sind die Varietäten auch außer der Kaukasischen, bey welcher letztern der höchste Grad der Bildung ist, durch das Bezeichnende und Ausdruckvolle so hervorspringend, bald durch eine Beschränktheit, die die furchtbare Verkünderin eines bedürftigen und verkümmerten Daseyns ist, bald durch die physische Kraft, bald durch die leidende Unterwerfung, die Milde und Ruhe, die über dem Gesichte verbreitet sind. Dieses wird durch zweckmäßige Abbildungen klar gemacht werden: *) denn der pathognomi-

*) Unsere Leser wissen es uns gewiß Dank, daß wir nicht blos den Farbenunterschied der Varietäten zu bezeichnen suchen, sondern auch auf das Charakteristische der Gesichtsbildung unsre Sorgfalt wenden. Deshalb sind auch die Kupfer nicht illuminirt. In der Beschreibung der Racen sind Hauptverschiedenheiten deutlich genug angegeben. Eine nicht ganz glücklich ausgeführte Illumination — und eine solche fordert zugeübte Hän-

gnomische Ausdruck verdient ein tiefes Studium. Die verschiedenen Anlagen der Völker, welche in der kunstgebildeten Gesellschaft zur vollen Entwicklung kommen, sind in ihm offenbart. Er scheint auch darauf hinzuführen, daß, obgleich das göttliche Vermögen der Freyheit dem Menschen unter allen Zonen zukömmt, er doch unter einem Einflusse der äußern organischen Bildung des Körpers steht, welchen jedoch keine Wissenschaft aufzuklären vermag. Denn wie sich das Leben des Geistes auf der Oberfläche abmahlt: so ist nicht zu läugnen, daß das erstre selbst wieder in einem dunkeln Zusammenhange mit der Gestalt, besonders des Kopfes und den festen Theilen desselben, steht. Ohne eine solche organische Bedingtheit der menschlichen Anlage wäre es nimmermehr erklärlich, daß z. B. in geistvollen Menschen sich der Musiksinn gänzlich abwesend zeigte, während er in beschränkten Menschen in aller Stärke hervortrit, daß der eine mit Leichtigkeit die tiefsten arithmetischen Aufgaben löst, indessen der andre, in hohen Ernst erfordernden Dingen gewandt, an einem Rechnungsexempel zum Schüler wird. Das Räthselhafte hierin, welches keine spekulative Forschung ergrübelt, wollen wir so wenig entziffern,

Hände — würde die gute Arbeit, die der Künstler geliefert hat, eher verderbt als gehoben haben. Uebrigens wird am Ende des Bandes eine gedruckte kleine Uebersicht dem Buchbinder anzeigen, zu welchen Seiten die Kupfer ꝛc. gehören.

fern, als wir ganz erklären können, warum der Mensch auf so großen Strecken dieser Erde auch durch das Clima, Boden ꝛc. auf eine grausame Weise für immer in die Sphäre einer dumpfen Existenz eingeschlossen scheint. Der Bewohner von Asiens ungeheurer Steppe und der Eskimo, der Kamtschadale und der Feuerländer sind durch ihre Außenwelt beherrscht, eine furchtbare Verspottung derer, welche den Werth alles Lebens nur nach dem Maaße Europäischer Verfeinerung messen und beurtheilen.

Doch wir wenden uns von dem Gebiethe der Vermuthungen und Zweifel, auf welches uns die Betrachtung der äußern Verschiedenheiten der Menschengattung führte, hinweg und verfolgen noch einige besondere Abweichungen der Naturbildung.

Unter diesen verdient besonders auch die Größe des Menschen Aufmerksamkeit.

Allerdings trit der größte Gegensatz der Bildung an dem Schädel ein und billig bleibt daher auch dieser der wichtigste Theil der Beobachtung und Vergleichung; allein, wir würden der nothwendigen Vollständigkeit schaden, wenn wir unsre Untersuchungen nicht nach mehreren Seiten ausdehnten.

Für das ganze Menschengeschlecht ist als Regel ein Maas der Größe nachzuweisen, welches wir selten überschritten finden, nämlich von 5 bis 6 Schuhen. Die Frauen sind übrigens bey allen Nationen kleiner als die Männer, welche wieder

durch=

durchgehends als Geschlechts = Eigenthümlichkeit einen Bart haben.

Merkwürdig ist, daß, so wie alle Entwicklung von Leben durch die Umgebungen der Natur bestimmt wird, auch die Größe des Körpers, zwar nicht gänzlich, jedoch wesentlich, von diesen abhängt. In den Gegenden, wo die Natur traurig und kärglich ist, findet sich die kleinste Statur. An den beyden äußersten Enden der Erdoberfläche, im Süden sowohl als im Norden, sind die Menschen selten mehr als 4 Fuß hoch. Die Grönländer, die Lappen, Samojeden, Jakuten, Ostiaken, Korjäken, Eskimo's, gehören besonders auf der nördlichen Halbkugel, auf der südlichen aber die Pescherähs hieher. Diese sind die Einwohner der kältesten Regionen jenes Eilandes, welches im Süden von Amerika unter dem Nahmen des Feuerlandes oder der Terra del Fuego gelegen ist. Die südlichen Polarmenschen stehen den nördlichen in vielen Dingen noch nach. Der Vorzug des hübschern Wuchses und der festern Bildung kommt dem nördlichen Polarmenschen zu.

Diese Menschen sind nun gleichsam der Abdruck der Gegenden, in denen sie leben und der Zahl nach nicht bedeutend.

Diejenigen, welche die oben angeführte Größe haben, machen den bey Weitem ansehnlichsten Theil der Erdbewohner aus. Zu den Menschen, welche diese mittlere Statur von 5 bis 6 Fuß haben, gehören diejenigen Völker der Erde, die sich auch durch die Harmonie der äußeren Theile,

genheit und Festigkeit des Baues, Geschmeidigkeit der Muskel auszeichnen. Doch zeigt sich auch hier ein großes Schwanken. Oft findet man in kurzen Entfernungen den gewöhnlichen Wuchs sehr verschieden.

Ehedem haben auch Riesenvölker die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In leichtgläubigern Zeiten, als die unsrigen sind, beschäftigten die ungeheuren Patagonen im südlichen Amerika die Neugierde. Allein diese Menschen sind von ihrer furchtbaren, bis zu 12 Fußen angenommenen Höhe, in unseren Tagen so weit herabgesunken, daß man sie gerade mehr für so groß findet, als ein Mensch von ausgezeichnetem Wuchse zu seyn pflegt.

Wichtiger als der Wuchs, ist die ursprüngliche Schärfe und Vollkommenheit des äußern Sinnes, der so mannichfach abgestuft sich thätig zeigt. Durch ihn ist der Mensch unmittelbar mit der ganzen Außenwelt in Verbindung und Zusammenhang gesetzt, von seiner ursprünglichen Stärke hängt daher auch die Auffassung des äußern Lebens ab. Deshalb ist seine Entwicklung und Uibung auf das Daseyn jedes Einzelnen so einflußreich. Merkwürdig ist aber, daß dieser äußere Sinn so häufig in keinem Verhältnisse der Bildung mit dem innern steht. Um so mehr ein Mensch geistig, dem Gedanken und der Betrachtung hingegeben lebt, um so schwächer werden die äußeren Organe. Der Sinn des Gesichtes, des Gehörs und der Betastung, sind daher bey Völkern, welche noch

auf einer niedern Stufe der Bildung stehen, im reifern Alter vollkommener als bey hochcultivirten, bey denen besonders der Sinn des Gesichtes in der Regel zuerst stumpf wird. Ein einiges Beyspiel mag hier sprechen. Der Hottentotte, der noch so weit von einer edlern Bildung entfernt ist, verfolgt leicht jede Spur. Es giebt kein Thier auf Afrika's Gebirgen, das er nicht an den Fußtapfen erkennte; augenblicklich unterscheidet er den Wolf vom Hunde durch die Größe des Fußballens und die Kleinheit der Zehen, sogar den Fußtritt eines seiner Kameraden unterscheidet er von tausend anderen. Welcher Europäer vermöchte das leztere?

Dieses mag genug seyn von den Hauptverschiedenheiten der Individuen der Gattung, der Farbe und äußern Eigenschaften nach. Jezt wenden wir uns zu dem zweyten großen Trennungsgrunde, der Sprache, durch welche sich die Menschen in Angehörige von Stämmen trennen. (Man sehe die hieher gehörige Karte nach dem Sprachunterschiede illuminirt).

II. Von

*) Wir behandeln die physische Seite des Menschen absichtlich mit Kürze. Unser Zweck ist, um unser Unternehmen nicht zu bändereich zu machen, hier auf die wichtigsten Punkte bloß aufmerksam zu machen. Der geistige Mensch und der Mensch im gesellschaftlichen Verbande, wird uns dagegen ausführlich beschäfftigen. Die, welche über das Physische näher unterrichtet seyn wollen,

II. Von dem durch die Sprache, als geistigem Trennungsgrunde, gebildeten Unterschied der Menschenstämme.

Das tiefste Geheimniß der Menschennatur ist jenes Vermögen, das schon oben im Allgemeinen besprochen ward, das innerste Leben durch Ton und Zeichen auszudrücken, und jene ungeheure Mannichfaltigkeit von Sprachen, welche, seit Menschheit existirt, sich gebildet haben. Während die eine der leztern dem noch Ausdruck gibt, was kein Auge je gesehen, noch kein Ohr je vernimmt und eine reiche Welt der Ideen aufschließt, bewegt sich eine andre in einem engern Kreise, bald gestaltet zur Anmuth und zum leichten Spiel im Umgange, bald bedürftig und arm, Bild des unglücklichen Zustandes derer, die sie schufen, ohne sie fortzubilden.

Unter den Sprachen nun, welche ihrem ganzen Gebäude nach, den Forscher am Meisten beschäftigen, gebührt die erste Stelle den Europäischen. Aber auch hier sind wieder auffallende Abstufungen, von denen vorzüglich zwey hier strenge aufgefaßt werden müssen. Ehe wir noch von ihnen reden, müssen wir jedoch eine für das geographische Studium wichtige Bemerkung voraussenden.

Herr Heusinger, ich und Herr Zeune haben, jedoch nach sehr verschiedenen Ansichten, zuerst mit

len, finden in der Abtheilung der Naturgeschichte des sel. Hrn. Pfarrer Wilhelm: „vom Menschen" die trefflichste Belehrung.

mit Nachdruck von der wissenschaftlichen Behandlung der Geographie und insbesondere von der Nothwendigkeit der Abtheilung aller Länder nach festen Grenzen vor dem Publikum geredet. Die Bedeutsamkeit einer solchen Eintheilung wird auch wesentlich dargethan durch die Art, wie sich Sprachen örtlich fixiren und wie ungeheuer schwer es hält, nachdem ein Volk Selbstständigkeit gewonnen, diese wieder mit seiner Sprache ganz auszutilgen, oder mit Vernichtung einer bisherigen volksthümlichen Sprache einer neuen Eingang zu verschaffen. Uiber den Pyrenäen und im Süden der Alpen, im Süden und Norden der Karpathen ꝛc. läßt sich der Beweis zu diesem Satze vielfach liefern. Es ist daher gewiß räthlich, in Karten, welche den wissenschaftlichen Unterricht veranschaulichen sollen, die Eintheilung der Länder nie durch politische Illumination, sondern so wie die Naturgrenzen, so die Sprach = Reviere sorgfältig zu bezeichnen.

Europa hat der lezteren zwey hauptsächliche, ein westliches und ein östliches Sprach = Revier, zum erstern gehören die Teutsch = Römischen, zu dem lezten, die Slavisch = Finnische Völkerschaften.

1. Teutsch = Römisches Sprach = Revier.

In diesem ist wieder der Uiberrest des alten kraftvollen Urvolks der Germanen von den vermischten Völkerschaften zu unterscheiden, deren Wohnsitze im südwestlichen Europa sind. Die

sämmt=

sämmtlichen, diesem Sprach = Revier zugehörigen wichtigere Sprachen sind:

1. Die Spanische Sprache:

Sie ist getheilt a) in das Kastilische mit starken Kehltönen, am Meisten mit Arabischem, auch mit Lateinischem und Westgothischem ꝛc. vermischt; der Catalonische Dialekt, der im größten Theile Südspaniens gesprochen wird, weicht wenig davon ab. b) In das Portugiesische, im westlichen Theile der Pyrenäen = Halbinsel, von dem Spanischen fast nur in der Rechtschreibung und Aussprache verschieden, voll Zisch = und Nasentöne. c) Das Baskische, Biscajische (Vascuense, im Lande selbst Escuara genannt), in Biscaja, Alava, Guipuzcoa, Navarra, Sprache der Nachkommen der uralten Vasconer, Iberer, Cantabrer. Daß sie stark von dem Kastilischen abweicht, können auch solche, die ohne Sprachstudium sind, aus einer oberflächlichen Vergleichung des Vater unsers abnehmen.

Vater unser.

Kastilisch.	Biscajisch.
Padre nuestro, que estas en los cielos. Sanctificado sea tu nombre; venga tu reyno. Sea hecha tu volontad, assi en la tierra, como en el cielo. El pan nuestro de cada dia da nosse oy, y perdona nos nuestras ofensas,	*Gura aita ceni etan aicena; sanctifica bedi hire icena; ethor bedi hire vesuma, eguin bedi hire vorontadea, cervan begala turrean ere. Gure eguneco oguia igue egun. Et aquitta setza que gure, corrai, nola gus*

fensas, aſsi - como nos otros perdonamos a los que nos offenden. Y nos nos metas in tentacion, mas libra nos de mal. Amen.

gus gordun ey quittazen baitrarega. Eta ez gaitzala sar eraci tentationetan, baina delura gaitzac gaichtotic.

2. Die Franzöſiſche Sprache. Von den Pyrenäen bis gegen das Rheingebieth, den Jura, die Alpen. Sie zerfällt in die beyden Mundarten von Languedok und Languedoui. Eine Sprache ohne Tiefe und daher auch durchaus nicht zur Darſtellung ſpekulativer Ideen, dagegen aber für die oberflächliche Unterhaltung und den heitern, muthwilligen Scherz, vor allen Sprachen Europa's geeignet.

3. Die Italiſche Sprache, aus dem Lateiniſchen entſprungen, mit Griechiſchen, Longobardiſchen Wörtern ꝛc. vermiſcht, voll Wohllaut, zugleich zum Ausdruck der zarteſten Gefühle und und für den erhabnen Stoff des Heldengedichts geſchickt, jedoch in ſtark abweichende Dialekte getrennt.

4. Die Teutſche Sprache.

Sie beſteht als gebildete Schriftſprache und in beſonderen Formen urſprünglich in einzelnen Zweigen des großen Volksſtammes. Dieſe verdienen es, daß wir mehrere von ihnen kennen lernen, was am Beßten dadurch geſchieht, daß wir die Proben mehrerer Teutſchen Volks = Sprach=

Formen

Formen nach einander liefern, unsre Betrachtung über dieselben hinterher folgen lassen:

1) Volks-Sprach-Formen des Teutschen Hochgebirgs:

a. Lucerner-Dialekt: mit Ausschluß dessen von Entlebuch und Weggis. *)

Öppis vo de Schwytz.

(Chor.)

Was gohd jez i de Schwytz
Was gohd jez wohl im Schwytzerland?
Ha, heissasa, o Vatterland!
Was gohd jez i der Schwytz?

— —

Mer sind echly verchert
Hends vo de Franke g'lehrt:
Und Milch und Sufi sind is z'schlächt,
Und Fleisch und Fisch grad åberächt. (Chor.)

— —

De Nidel nimmt im Chyb
Zum Kaffee tägli 's Wyb:
Und Anke gids vo blauer Milch
Wie hübsches Brod vo luter Trülch. (Chor.)

— —

Zum Glück nänd mier uf d'Alp,
D'ches Wyb, und au d'ches Chalb:

Sust

*) Siehe Stalder Schweizerisches Idiotikon. Bd. I.

Suſt ſufftid ſi=n=is d'Milch eley,
Und Chäſe gäbs, wie Schlyfferſtey. (Chor.)

— —

Nohm Ziger hends d'che Gluſt,
D'Hitz guetet öppe ſuſt:
Si freſſed lieber Zuckerzüg,
's iſt ihne glych, wie d'Muetter ſtyg. (Chor.)

— —

Zwor liebt me noh de Wy;
Doch gids nit Fründ derby;
Me ſchlod, und zangget mittenand,
Und ſeit, es göh fürs Vatterland. (Chor.)

— —

Gott, Fried und Einigkeit,
Und Mueth und Dapferkeit —
Das ſind jez luter ſchöni Wort,
Und d'Sach iſt mitte Büchſe fort. (Chor.)

— —

Es gohd zwor ſuſt noch viel:
Doch hendech müßli ſtill:
Sind froh, daß wir noh Schwytzer ſind,
Hend Fried deheim mit Wyb und Chind. (Chor.)

— —

Wär d'Sache z'ſcharf will g'ſeh,
Erluegt em 's Augeweh.
Drum lueged lieber eis is Glas;
Wer nid viel ſorget, lebt das Bas.

b. Im Zürcher Dialekt.

Durch kindliche Herzlichkeit zeichnet sich in diesem auch dem Inhalte nach das Hochzigliedli für Rudeli und Elseli aus, welches daher zugleich zum Vergnügen unsrer Leser hier ganz eingerückt werden mag:

Hochzigliedli für Rudeli und Elseli.

Sit Adams Zyten,
Wo Gott d'Welt g'schaffe hett;
Ists Bruch und Uibig
Z'Abed is Bett.

— —

Doch mänge goht nit gern allei
Go strecke sine müde Bei:
Er het au gern ne G'spane drinn,
Mit dem er schwätze cha.

— —

Me fürcht si au, wenns dunkel wirt,
Und's i der Wand, und Bettscheft girrt —:
Da ist me froh, wenn's öppis git,
A dem di hebe chast.

— —

Und bist e Bitzle numme chrank,
Du schlüfst nit untern Ofenbank:
Der G'spane deckt er 's Bettli uf
Und deckti fründli zu.

Blibt byder, bis es Abed ist,
Bis müslistill und finster ist;
Als wie ne Engel blibt er geng
Um's Bettli bis d'ettschlofft!

— —

Er wacht für di, und bätt für di
Und lot si nüt aglegners sy
Als daß ne fründli lugist a,
Wenn d'wieder g'sund erwachst.

— —

Für Meitsche git's kei brävre G'spa,
Wills Gott! als gad a wackre Ma:
Und so ne Ma ist Rudi g'wiß,
Er meints au herzli gut.

— —

Und Rudi, säg! het's öppis so
Im wyte Heime, das so froh,
So lieble ist, wie's Elsele,
So suber und so gut!

— —

Drum hest au 's Gsatz und d' Ornig g'ehrt,
Wie's G'schrift de Mensche dütli lehrt:
„'s ist nit gut, daß d'alleinig sygst,
„Du must a G'hülfin ha!

— —

Kei einz'ge Spruch im Testament —
Vom erste Afang bis as End:
Wird so befolgt und usgeübt:
Vom ganze Menscheng'schlecht.

Doch mengs wird au vom Rege — naß,
Denn 's Wybe währli! ist kei Spaß!
„'s ist nit gnu, daß me manne cha,
„Und numme Hochzig hett.

— —

Gell, Rudi, gell, es brucht a Herz,
„Das mittis theilet Lust und Schmerz,
„Das Eusereine g'sinnet ist,
„A treu's und redlis Chind!

— —

„Und 's Elsele wott au e Ma,
„Der alles mittem theile cha:
„Was süsse Chost und bittre Trank
„Im Mensche Läbe git.

— —

So ist's, wie's eigle Bibel meint:
Wenn 's Herz si mittem Herzen eint
Wenn Beede sind ei Leib und Seel
I Frid und Einigkeit.

— —

De lot me's rumple i der Welt
Wie's cha und mag! d'chei G'schwätz, d'chei Geld
Wigt 's Huses Friede öppe uf,
Stört treue Liebe nit.

— —

Drum wallit fründli mittenand
Wie fromme Chinder, Hand i Hand,
Durs Lebe weg, und preiset Gott
So goht sie glückli wohl!

Ja bättet geng! wenn d'Sunn ufftoht,
Wenn z'Nacht der Mo am Himmel goht,
Zum alte Vater dort! Er hört —
Und segnet das Gebätt!

Nun aus einem Gedichte: der Hochzyter, einen kleinen Beleg des Berner-städtischen Dialekts!

Juhe! bald chan i wybe:
Eh nu! was wett i meh?
's ist eine scho-n-e ganze Ma,
Wenn er mit Freude wybe cha.
Juhe! Juhe! Juhe!

— —

Mys Eisi mags wohl lyde,
U wehrt si nimme meh
Es luegt so wunderartig dry,
Gid mir viel tuset Müntscheni.
Juhe! Juhe! Juhe!

Damit mögen unsre Leser die kleine Probe des Dialekts im Bernerischen Oberlande, vorzüglich der Gemeine Sigriswyl, vergleichen.

En Baz i thu! gschau, hets nicht g'schneit
Bis fast auf d'Almi ahe.
Chum het der Summer Adie g'seit,
Chumt scho der Winter nahe.

— —

No gester söfel schön, u heiß
As wetts geng Summer blybe;

Hüt

Hüt henkt er d's Mul, u brumlet eis;
U chuhet is a d' Schybe ꝛc. ꝛc.

Der Dialekt der alten Berg= Cantone, besonders der Unterwaldner, mag diese Helvetischen Sprachproben schließen:

Der wissid, daß i Pforrer bi
Det hinterm Getzethol
Im Uidlischwyler Göümetli,
Dert ist mi Schöäfiizohl.
I sett si dert hiethe
Vors hellisch Wolfswiethe,
Daß er ekeis erwitsch.
Es isch, by Gopp! d'chei Norrespiel,
Wett lieber uiffe Gitsch.

— —

Grod nili het's mi ibel g'hyt;
De hends e Goppel a'hert.
E storre Hogel hets is g'chnyt —
Mi erste Ruih verstert.
Es hed ech det uisse
De Zwetschge, de Nuisse
Dui offe hindisch zzickt;
Epfrl, Brenz und Birrewy,
Heds olles oppe g'schlickt.

— —

Jetz honi oui d'cheis Tronk im Huis,
Wenn oui e Gost mecht choh.
I homi still, as wiene Muis;
Sägg Meitli: syg nid doh.

Jetz

Jetz chone holt sitze,
Holb Botze oui schwitze,
E gonze longe Tog.
Es gohd noh fry es Risteli,
Bis ih oui echly dinns vermog.

— —

Doch was will ih se gor erchlipft,
Se gor erschrocke thuieh?
Nuir d'Herre Hond, die hed mi g'stipft;
Mis Chrytz ist oppe zuie.
Om himmlische Sege
Ist olles jo g'lege.
Es cho chly besser choh;
Wenns oui e schene Lonzig gid,
Se g'sehdme's wochse schoh.

Da wir einmal im Hochgebirge uns umgesehen haben: so setzen wir unsern Weg in diesem fort. Wir betreten den Boden des Unterinnthals. Auch hier kommen anziehende Gesangs-Formeln zum Vorschein, die uns zeigen, wie sich eine und dieselbe Ursprache so vielästig ausbreitet. In dem genannten Thale und auch außerhalb demselben giebt es Lieder und Volksgesänge von längerem Inhalt, dann kürzere Gedichte, Liedl, Gsangl, im Salzburgischen und einigen Orten des Unterinnthals Schnodahaggen, auch Schnodahüpfel genannt. Ihr muthwilliger Stoff ist bald die Liebe, bald züchtigender Spott; daher scheiden sie sich auch in Gaßlliedl oder Gaßlreim und Spöttl- oder

Trutz-

Trutzliedl. Die letzte Benennung: Schnodahüpfel bezeichnet zugleich den Gebrauch des Liedes: es dient dem Landvolke zum Thema der Tanzmusik. (s. u.)

Hier sollen nun einige der kleinen Gesänge ihre Stelle haben! Mögen entherzte Flachländer in dem freyen Ausbruche menschlicher Gefühle keine Verletzung des Anstandes finden! Eine vielfache Erfahrung hat mich überzeugt, daß nur der Unreine immer mit tadelsüchtigem Blicke sieht; der Edlere weiß jede Regung der Menschennatur harmlos zu würdigen.

Liedchen der Liebe.

Ist a Vögal hea gflogen
Hockt si nieda auf mein Fueß,
Hod a Zödal am Maul
Und vom Dienal an Grueß.

— —

A Bichsal zun schießen
Und a Stoußring zun schlagen
Und a Dienal zun lieben
Mueß a frischa Bue habn!

— —

Wie hecha da Kirchthurn
Wie schöna das Dläut
Und wie weita zum Diendl
Wie baß daß mi freut!

Mei Diendl ist kloa
Wie a Muskatnüßl
Und so oft daß is hals,
So oft lachts a bißl.

Lieder des Spottes.

Diendl gieb Acht
Wenn d' a Vögal sigst fliegn,
Und so wenk als das Vögel fangst
Sollst mi nid kriegn!

— —

Wenn d' mi liebst, iß ma recht,
Liebst mir nid, iß ma dleich;
Weil d' nid lustiga bist,
Dienal krad i di leicht!

— —

Mues decht a wenk fragn
Ob ma tanzen dårfn,
Bin a landfremder Bue
Könts mi aussi werffn!

— —

S' Diendl iß stolz
Iß von burbaman Holz;
Was von feichtan geboun
Was so froudig nie woun. *)

S' Diendl

*) Unsre Leser werden das Bildliche zum Theil selbst errathen. „Burbaman" bedeutet hier so viel als edlern Herkommens, im Gegensatz des „feichtan"

Noch ließen sich, verstattete es die Beschränkung durch unsern Plan, vergnügende Sprachproben in Fränkischer und Schwäbischer Mundart anführen. Die Gedichte von Grübel, so wie die Alemannischen Lieder von Hebel würden hier reichlichen Stoff darbiethen.

Von der südlichen oder Oberteutschen Mundart sehr verschieden ist 2) die Platteutsche oder Niederteutsche, die, dem Ursprunge nach die ältere, im Nordteutschland noch auf dem Lande als Sprache des gemeinen Volkes herrscht, aber seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr angebaut und ausgebildet wird. Ein Zweig von ihr, der eine edlere Form gewonnen hat, ist die Holländische Sprache. Die sogenannte Hochteutsche Sprache aber, welche man als allgemeine gebildete Schriftsprache hat geltend gemacht, ist keine Mundart, sondern aus der Vermischung und Milderung der beyden oben angeregten Mundarten entstanden. Mit der Niederteutschen auf das Innigste verwandt, dem Ursprunge nach älter, aber später gemischt ist diejenige Sprache, welche von den Schweden, Dänen und Normännern in abweichenden Mundarten geredet wird.

Die

tan. Wer mehreres über diesen Gebirgs-Dialekt nachlesen will, wird durch die von Strolz im Sammler für die Geschichte ꝛc. von Tyrol gelieferte Bemerkungen volle Befriedigung finden.

Die Brittische Sprache ist meistens Niederteutschen Ursprunges, doch hat sie eine Menge Wörter Römischer Entstehung und etwas Unterscheidendes durch ihre Aussprache, durch welche sie bey den vorherrschenden Zwischenmitlautern und Mittelselbstlautern von dem Ausländer schwer zu sprechen ist.

2. Slavisches Sprach-Revier.

Der Slavische Volksstamm hat seit seiner Ausbreitung in den Europäischen Staaten nie mit dem Germanischen in der Bildung gleichen Schritt gehalten. Seine Sprache ist daher auch bedürftiger und hart. Doch haben neuere Versuche in Rußland sowohl als in Pohlen gezeigt, daß es ihr an Bildsamkeit nicht fehlt.

3. Finnisches Sprach-Revier.

Die Sprache der dazu gehörigen Völkerschaften hat mit den vorigen nichts gemein. Kann man hieher auch die Ungarische Sprache, ihrem Ursprunge nach, rechnen, oder ist sie Mongolischer Abkunft?

4. Türkisches Sprach-Revier. (s. auch u.)

5. Griechisches Sprach-Revier.

Die Sprache dieses Stammes ist nicht mehr jene seiner so hoch gebildeten Vorfahren, aber auch in ihrer Entwartung trägt sie noch das Gepräge

edler Abkunft und dient noch als Organ geistiger Mittheilung, durch welche der gesunkene Geist des Volkes wieder angeregt wird.

6. Wallachisches Sprach-Revier.

Die Sprache der Wallachen, die sich selbst Romuni oder Römer nennen, ist ein lebendiges Denkmahl jener alten Zeit, in der Trajan (s. m. geschichtl. Unterhalt.) ganz Dacien zur Provinz machte und den Besitz durch eine zahlreiche Ansiedlung sichern wollte. Aus der Vermischung Römischer Soldaten und Colonisten mit den alten Eingebohrnen ist die Nation der Wallachen geblieben. Die Sprache von diesen verräth die Lateinische Herkunft und ist stark mit Slavischen Wörtern gemischt.

Abweichungen der Sprachen, die sich innerhalb kleinern Bezirken zeigen können, bedürfen nur insoferne einer Erwähnung, als sie bey der grossen, in Europa verbreiteten Bildung von fest gegründeten Eigenthümlichkeiten zeugen, die sich besonders im gebirgigen Hochlande, wo die Natur die gesellschaftlichen Berührungen so sehr erschwert, in ihrer Schärfe behaupten konnten. So herrscht im südlichen Baiern an der Grenze von Italien im kleinen, kunstfleißigen Thale Gardena oder Gröden eine äußerst wunderbare Sprachform, auf die zuerst der Sammler für die Geschichte und Statistik von Tyrol, die Aufmerksamkeit mehr hingeleitet hat, so geben das Thal Enneberg, die fetre Com-

muni oder sieben Gemeinden, *) die Bewohner in den Thälern des grauen Bundes mit Romanischer Sprache, dem Sprachforscher zu vielseitigen, wichtigen Untersuchungen Veranlassung.

Welch' eine Mannichfaltigkeit von Sprachen ist nicht bereits aufgezeigt? In mehreren derselben hat der menschliche Geist die tiefsten Gedanken ausgedrückt, den innersten Gefühlen eine Zunge gegeben. Und wie verschwindet das Gebieth, das wir bis jetzt zurückgelegt haben, zu Nichts, wenn wir auf jenes neue Continent übergehen, das den überraschendsten Reichthum an Sprachformen entfaltet und hierauf jenen Erdtheil betrachten, auf welchem dem Menschengeschlecht der glänzende Morgen seines Daseyns angebrochen ist?

Hier kommen wir auf eine höchst merkwürdige Erscheinung, auf eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Sprachen. Im Königreich Neu-Spanien sind dieser über 20 und 14 davon haben bereits ziemlich vollständige Sprachlehren und Wörterbücher. Ihre Nahmen sind folgende:

Die Mexikanische, oder Aztekische Sprache; die Otomitische, die Taraskische, die Zapotekische, die Mistekische, die Maysche, oder die Sprache von Yucatan; die Totonekische, die Popolukische, die Maltazingische, die Huastekische, die vermischte,

*) Hieher gehören auch die Basken mit ihrer Sprache, deren schon oben vergleichungsweise gedacht worden ist.

te, die Kakikallische, Taraumarische, Tepehuanische und die Norische Sprache. Weit entfernt, bloße Dialecte einer einzigen Sprache zu seyn, (wie einige Schriftsteller mit Unwahrheit behauptet haben), sind diese Sprachen vielmehr zum mindesten eben so verschieden von einander, als das Griechische von dem Deutschen, oder das Französische von dem Pohlnischen. Dieß ist wenigstens bey sieben dieser Sprachen der Fall, von denen Humbold die Sprachlehren besitzt. Die Mannigfaltigkeit von Idiomen bey den Völkern des neuen Continents, (man darf sie ohne Uibertreibung zu mehreren Hunderten annehmen), ist, besonders in Vergleichung mit den wenigen Sprachen von Asien und Europa, ein auffallendes Phänomen.

Die mexikanische Sprache, nähmlich die aztekische, ist die verbreiterste unter allen und erstreckt sich heutzutage vom 37 Grad bis an den See Nicaragua, also auf einer Länge von 400 Stunden. Der Abbe Clavigero hat sogar bewiesen, daß die Tulteken, Chichimeken, (von denen die Bewohner von Tlascala abstammen), die Acolhuen und die Nahuatlaken alle dieselbe Sprache mit den Mexikanern gesprochen haben. Diese Sprache ist minder sonor, *) aber beynahe eben so

*) Das Wort Notlazomahuizteopixcatatzin bedeutet: ehrwürdiger Priester, den ich wie meinen Vater liebe. Mit diesem Wort von sieben und zwanzig Buchstaben, reden die Mexikaner ihren Pfarrer an.

so verbreitet und reich, als die der Incas. Nach der Mexikanischen, oder Aztekischen Sprache, wovon es eilf gedruckte Sprachlehren giebt, ist die der Otomiten die verbreitetste in Neu-Spanien.

Auch hier hat sich Alexander von Humboldt schöne Blüthen in den unverwelklichen Kranz seiner Verdienste gewunden. „Sie können, schrieb er unter dem October 1807 *), nicht glauben, mit welcher unbeschreiblichen Mühe ich in Klöstern, ja unter in Wäldern zerstreut wohnenden Missionen, diese, zum Theil doch so spät gedruckten Sprachlehren zusammen getrieben habe. Ich glaube, daß von einzelnen derselben nicht 7 bis 8 Exemplare in der Welt existiren. Die Mönche haben sie in die Wälder verschleppt und dort sind sie von der alles fressenden Termitra zernagt worden. Kaufbar ist kein einziges dieser Bücher, weder in Spanien, noch in Amerika. Uiberhaupt habe ich, so klein meine Sammlung ist, nur eine etwas zahlreichere bey Hervas in Rom gesehen.

Wenn in ganz Asien nur 7 bis 8 Hauptsprachen existiren: so erschrickt man vor der Idee, daß in Amerika deren 400 seyn könnten. Ich habe oft in einem Missionsdorfe 4 Familien zusammen wohnen sehen, die sich nicht eine Sylbe verstanden. Nach Polyglotten, die ich mir an Ort

*) S. Bertuch und Vater allgemeines Archiv für Ethnographie und Linguistik. I. Bd. Es ist sehr zu bedauern, daß diese treffliche Zeitschrift nicht fortgesetzt wird.

Ort und Stelle über einzelne Wörter machte, schien es mir, als wären von jenen 400 wenige so verwandt, als Französisch und Englisch. Diesen Punkt zu ergründen ist unendlich wichtig. Im Königreich Mexico allein sind 20 Grammatiken gedruckt von (ut dicunt) ganz verschiedenen Sprachen Mexiko's, und wahrscheinlich gab es zweymahl so viele Sprachen daselbst, als gedruckte Grammatiken.

Haben die Amerikanischen Sprachen das Gepräge der Rohheit? Die Aztekische (Mexikanische) und Peruanische (Aquichua) scheinen wenigstens sehr gewandt. Gebildete Geistliche versicherten mich, sie wollten alle unsere Schriften der Moral-Philosophie darein übersetzen. Caraibisch ist herrlich wohlklingend. Ich habe Reden von 2 Stunden halten hören. Das Zahlensystem ist in allen diesen Sprachen sehr vollkommen! —

Welch' eine Entdeckung, wenn man unter den zahllosen Amerikanischen Sprachen, z. B. zwischen dem Amazonenstrome und Platafluße, eine Sprache fände, die noch jetzt in der Bucharey gesprochen würde!" —

Da H. von Humbold Hrn. Professor Vater mit Amerikanischen Grammatiken unterstützte, so konnte dieser mehrere interessante Bemerkungen über den Bau Amerikanischer Sprachen machen. Für unsre Leser mag es genügen, wenn wir um eine allgemeine Idee von jenen zu erwecken,

cken, das Mexikanische Vater unser nach B. Hervas und in der lengua Huasteca mittheilen.

Mexikanisches Vater Unser.

Totatzine in ilhucac timoyetztica
Unser Vater, der Himmel in du bist
mayectenehualo in motocatzin, mahuallauh
sey benedeyet der dein Nahme; komme
in motlatocayotzin, machihualo in tlalticpac
das dein Reich, werde gethan der Erde auf
in motlanequititzin inyuhqui chihualo
der dein Wille wie er gethan wird
in ilhuicac in totlaxtal momoztla
dem Himmel in das unser Brod täglich
totech monequi inaxcan xitechmoma-
jemand für nöthig dermahlen uns
quili ihuan; maxitechmopopolhuili in totlatla-
gieb; uns vergieb die unsere
col inyuh tiquintlapopolhuia in techt-
Sünde; wie wir ihnen vergeben was uns
lacalhuia ihuan macamo xitechmomaca-
sie beleidigen und (ne) nicht uns
huili inic amo ipan tihuetzizque in
lasse damit nicht über wir fallen mögen der
teneyeyecoltiliztli, zanye maxitechmoma-
Versuchung; sondern uns be=
quixtili ihuicpa in amo quallima
freye gegen (von) was nicht gut auf
yuh mochihúa.
daß so geschehe es.

Va=

Vater Unser in der Lengua Huasteca.

Paylom ê un itquahat tiaeb
Vater o du stehest (im) Himmel
quaquauhlu anabi cachich
geheiligt (werde) dein Nahme (zu komme)
anatzalletal catahan analenal
dein Reich (werde gethan) dein Wille
tetitzabal nuantiani huatahab tiaeb
auf Erden wie (wird gethan) (im) Himmel
ani tacupiza xahue caylel yabacanil ani
und uns gib heute Brod und
tacupaculamchi an tuhualabchic nuantiani
uns vergib unsere Sünden wie
huahua tupaculamchial tutomnanchixlomchic
wir vergeben unseren Schuldnern
ani ib tacuhila tincal ib cucuallam
und nicht uns lasse daß nicht wir fallen
tin exextalab timat taculouh timbû
in (Versuchung) zuvor uns (erlöse) von
ana ib quaqua.
(dem) Unheiligen.

In Asien betreten wir zuerst das Gebieth des mächtigen Ganges. Hier finden wir eine doppelte Sprache: 1) den Samskrit, Samskret, Sanskretam oder die heilige und 2) den Prakrit oder die Umgangssprache. Die erste, ihrem Ursprunge nach sich tief in das Dunkel des Alterthumes verliehrend, ist die Sprache der Gelehrten, harmonisch, ihrem Baue nach einfach und

doch majestätisch, reich, ausgebildet, durch Sanftheit und Feinheit ausgezeichnet.

Süßigkeit und Schönheit empfehlen die unserm Teutschen so sehr verwandte Neu-Persische Sprache, die mit Arabischen Buchstaben geschrieben wird, auch mit Arabischen Wörtern vermengt ist. Sie wird in verschiedenen Dialekten gesprochen. Die Persische Sprache ist verdorben aus der reinen Sprache des alten Persiens.

Uibrige Hauptsprachen Asiens sind:

Die Arabische. In ihrer anfänglichen Reinheit wird sie lediglich mehr in den Schulen gelehrt. Sie ist ausgebildeter und reicher als das Hebräische, auch wohlklingend gesprochen wird Arabisch in verschiedenen, bald mehr, bald weniger verdorbenen Dialekten.

Die Sinesische Sprache von merkwürdigem Baue, sie ist einsilbig, die Schrift eine Wortschrift.

Das Koreische.

Das Japanische.

Das Türkische.

Das Armenische.

In Handelsstädten der Asiatischen Türkey la lingua Franca, ein verdorbner Dialekt des Italienischen mit allerley Wörtern vermengt.

Was für ein merkwürdiges Gemische von Sprachen herrscht auf dem Kaukosos? Gewöhnlich nimmt man hier 7 Sprachen an:

Die Abassische; sie hat Viel mit der folgenden gemein.

Die Tscherkessische.

Die Ossetische. Sie soll mit der Teutschen, Slavonischen und vorzüglich mit der Persischen Aehnlichkeit haben.

Die Kistische.

Die Tatarische, mit drey Dialekten, dem Kumuckischen, Truchmenischen, Nogaischen.

Die Lesghische, die mit der Finnischen Aehnlichkeit und in den Mundarten große Verschiedenheiten hat.

Die Georgische.

Die weiteren wichtigen Sprachen Asiens sind:

Die Mongolische.

Die Malajische.

Die Siamische.

Die Anamitische.

Die Burmanische oder Peguanische.

Ich würde noch weiter in das Einzelne eingehen, glaubte ich, meinen Lesern dadurch eine gründ-

gründliche Belehrung zu verschaffen. Allein, wir stehen hier auf einem Boden, der noch lange nicht hinreichend erforscht ist, um über denselben Licht und Klarheit zu verbreiten. Deshalb können wir uns auch bey den Sprachen Afrikas und der Eilande des großen Meeres ziemlich kurz fassen. Dem erstern Erdtheile scheinen als Hauptmundarten, die Mandingo-Sprache, nach Mungo Park am Niger, die Susu-Sprache an der Küste von Guinea, die Bantam-Sprache an der Küste und im Innern bey Congo eigen zu seyn. Uiber die Sprache der südlichen Völkerschaften hat uns Doctor Lichtenstein achtungswerthe Bemerkungen geliefert. So viele Reisende haben Sprach-Strahlen verbreitet, durch die auf dem Gebiethe der Sprachkunde ein voller Tag vorbereitet wurde, aber wie oft war auch der Glanz, den sie um sich her warfen, nur ein trügerischer? Einem Manne, der bloß Forscher und selbst mit der Gründlichkeit eines D. Vaters wäre, würde man vielleicht nicht so vielen Glauben messen, als dem würdigen Reisenden, Lichtenstein. Er selbst giebt die schönste Entschuldigung, warum ich mich über diesen Gegenstand nicht weiter verbreite, Aeußerungen, die meinen Lesern angenehm seyn müssen, als viele Bogen Sprachproben, aus denen man die Resultate, wie aus den früher mitgetheilten, nicht mehr ziehen kann.

Auch er hält von allen Untersuchungen, die der Reisende bey einem flüchtigen Aufenthalte unter

ter vielen Völkern anzustellen hat, diejenige über ihre Sprachen für die schwierigste. Nur ein mehrere Monathe hindurch fortgesetzter Verkehr, der sich selten mit den übrigen Zwecken der Reise vereinigen läßt, kann in den Stand setzen, sich des eigenthümlichen Ausdrucks einer Nation ganz zu bemächtigen und wer der vollständige Lehrer für seine Nachfolger werden wollte, bedürfte wohl eines mehr als Jahre langen Aufenthalts. Dabey bleibt der Werth selbst flüchtiger, jedoch mit Verstand gesammelter Bemerkungen über wenig bekannte Sprachen bedeutender Völker, als Vorarbeit für künftige Beobachter, immer von einigem Werth.

Diese bescheidenen Aeußerungen Lichtensteins gewinnen noch durch dasjenige, was er über Südafrikanische Sprachen an früheren Werken rügt, ohne dadurch über seine Vorgänger ein zu strenges Urtheil zu fällen. Er selbst nähmlich erkennt die Schwierigkeiten an, eine rohe Sprache verstehen und sprechen zu lernen und überdem noch in Andern eine anschauliche Idee davon zu erregen.

„Die erste Schwierigkeit, sagt er, geht immer aus dem mehr oder weniger rohen Zustande des Wilden selbst hervor. Ein Volk, das über seine Sprache nachdenkt, sich selbst Rechenschaft von seinen Ausdrücken zu geben weis, wohl gar Schrift-Charaktere kennt, ist gewiß nicht mehr wild zu nennen und ohne Zweifel mehr politisch, „als ethnographisch“ interessant.

Der

Der rohe Wilde begreift kaum, was man von ihm wolle, wenn man den Versuch macht, sich von ihm selbst über die Ausdrücke seiner Vorstellungen Belehrung zu verschaffen, daher der Reisende schon zu einer Menge von Fehlschlüssen und Misverständnissen bey dem Erforschen der gemeinsten Benennungen sinnlicher Gegenstände verleitet wird. — Immer mehr aber wächst die Schwierigkeit, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die Bildung der wörtlichen Ausdrücke höherer Begriffe, auf Fügung, Zusammenstellung und Beugung der Worte richtet. Hier hat die Armuth der Sprache auf der einen Seite so viel Einförmigkeit, auf der andern die Freyheit des redenden Wilden, der an keine Regel gebunden ist, so viel Willkührlichkeit des Ausdrucks und der Wendungen zur Folge, daß es unmöglich ist, nicht betrogen zu werden. Das widersinnige Unternehmen, eine solche Sprache in die grammatikalischen Formen einer lebenden (vorzüglich einer abendländischen) Sprache zwingen zu wollen, würde weder zu einem richtigen Urtheil über ihren Charakter führen, noch ihre Erlernung sonderlich erleichtern.“

Weil nun zu einem Unternehmen der Art, wenn man es sich auch möglich denkt, eine völlig umfassende Kenntniß einer solchen Sprache gehört, die Herrn Lichtenstein gebricht, so beschränkte er sich mehr auf das Aeußere der Südafrikanischen Sprachen. Aber selbst dieses ist nicht ganz leicht

aufzu=

aufzufassen. „Der Wilde, fährt er fort, ersetzt nicht allein die syntactischen Mängel seiner Sprache, sondern sogar den Mangel an genugsam unterschiedenen Lauten, durch Gebehrdenspiel. Handlung und Sprache gehen bey ihm in einander über, er bedarf der erstern fortdauernd, um sich seinen eigenen Landsleuten verständlich zu machen. Sie gehört also gewissermaßen mit zur Sprache, die eben deshalb durch Buchstaben nicht genügend wieder gegeben werden kann. — Je roher und unvollkommner eine Mundart, desto öfter kehren dieselbe Laute wieder, eine unendliche Menge beynahe gleichlautender Worte bezeichnen eben so viele, völlig verschiedene Dinge; und da verstehe uun einmahl Einer sogleich, wovon die Rede ist, wenn des Redenden Blicke, Minen und Gebehrden nicht seine Meynung zur Hälfte schon, sogar dem Unkundigen, dolmetschen. Bey dieser Armuth an Lauten, vorzüglich an Selbstlautern (wovon ich unten noch öfter Beyspiele anführen werde) wird man es glaublich finden, daß ein überaus geübtes Ohr dazu gehört, die feinen Nuancen der Aussprache zu unterscheiden; daß aber auch der Geübteste oft in Verlegenheit seyn muß, wenn es darauf ankommt, dieselben durch die Schriftzeichen einer Europäischen Sprache genau wieder zu geben.

Eine neue Schwierigkeit ergiebt sich aus dem öftern willkührlichen Verwechseln der Worte und den Veränderungen ihrer Bedeutung, indem nicht

bloß

bloß Nahmen (wie auch neuere Reisende von den Südsee = Insulanern erzählen), sondern selbst Worte, die zur Bezeichnung oft vorkommender Gegenstände gebraucht werden, binnen wenigen Jahren ihre Bedeutung verliehren und auf andere Gegenstände übergehen. Die Ursache davon liegt in der nomadischen Verfassung dieser Völker. Ein jeder Stamm hatte seinen eignen Dialekt, der mit Ausdehnung und Macht des Stammes allgemeiner herrschend ward und eben so wieder erlosch, wenn dieser Stamm von anderen unterjocht und dienstbar gemacht ward. — So fand ich zum Beyspiel keinen Hottentotten, der das bekannte Gnu (Antilope Gnu) noch mit seinem alten Nahmen benannt hätte, so war ebenfalls das Wort Kudu, für Ant. Strepsiceros, verschwunden und erst bey den Bosjesmanns fand ich es wieder."

An diese allgemeine Bemerkungen knüpft Hr. Lichtenstein seine besonderen über die Sprache der Hottentotten und Kaffern an. Das Sonderbare der erstern ist schon von vielen Reisenden beobachtet, von L. aber schärfer bezeichnet worden. Sie unterscheidet sich von allen übrigen Sprachen durch ganz eigenthümliche Laute. Diese bestehen 1) in einem durch Berührung des Gaumens mit der Zunge hervorgebrachten Schnalzen oder Klatschen, das beynahe in jedem Worte vorkommt; 2) in scharf aspirirten, fast möchte man sagen, krächzenden Kehllauten, gegen welche die Gutturaltöne der Araber (so wie sie L. nahmentlich von einzel-

nen Marokkanern gehört zu haben, sich erinnerte) noch sanft klingen; 3) in singenden, beynahe pfeifenden Nasaltönen, die schwer zu beschreiben und noch schwerer nachzuahmen sind. Man sieht daraus, daß der Hauptunterschied dieser Sprache also darauf beruht, daß die Töne mehr im Schlunde zwischen dem Rücken der Zunge und dem hintern Gaumen gebildet werden.

Um sich eine lebhafte Idee von dem Total-Eindrucke zu machen, den diese Sprache, wenn man sie zum ersten Mahle hört, bewirkt: stelle man sich vor, eine Menge ziemlich schnell und mit rauher, heiserer Stimme ausgesprochener, aus hohler Brust vorgestoßener, aber schon tief in der Kehle von scharfen Aspirationen begleiteter, auf der Zunge mit Schnalzen empfangener Laute zu hören, in welchen lange, offene Doppellauter, wie oou, aau, oo und uu, besonders häufig vorklingen und ein langes singendes ing nicht selten die Rede schließt. Es fehlt gewiß sehr viel daran, daß man diese Sprache, vorzüglich wenn man sie zum ersten Mahle hört, sollte angenehm finden können.

Die eigenthümliche Beschaffenheit der Laute erklärt L. aus dem Bau der Sprachwerkzeuge. Eine oberflächliche Vergleichung eines Hottentottenschädels mit dem eines Europäers zeigt nähmlich, außer vielen anderen auffallenden Verschiedenheiten, besonders merkwürdige Abweichungen im Baue des knöchernen Gaumens, als welcher an sich viel kleiner und kürzer und im Verhältniß zu

dem Asiatischen oder Europäischen nach hintenzu nur schwach gewölbt ist. Dabey ist die Zunge eines Hottentotten, ganz vorzüglich aber eines Bos=jeman, viel runder und dicker und ins Auge fallend kürzer, als bey anderen Völkern, der feineren anatomischen Unterschiede nicht zu gedenken, die daraus für die Stellung und Größe der Stimmorgane hervorgehen. Der hintere Raum des Mundes wird also dadurch beträchtlich enger, es wird eine Berührung des Gaumens mit dem Zungenrücken und auf diese Art das Hervorbringen von Tönen möglich, die kein Europäer nachzuahmen im Stande ist.

L. kannte nur wenige Weiße, die das Hottentottische richtig aussprachen und diese waren Söhne von Colonisten, welche ihre Sprach=Organe von Jugend auf für diese seltsamen Laute ausgebildet hatten.

Von dem Schnalzen mit der Zunge gibt es mehrere Arten. Am Häufigsten kommt das Schnalzen mit den Vocalen vor, nächst ihnen am Meisten mit den Gutturallauten, k, g, ch, seltner mit N, noch seltner mit S. Von den Buchstaben unsers Alphabets fehlen den Hottentotten gänzlich L, F, V, W. Der Mangel des Artikels, Unbiegsamkeit der Haupt= und Zeitwörter und Willkührlichkeit der Wortstellung sind dieser Sprache eigen. Die Zahl ihrer Partikeln ist ohne Ende. Alles was L. von den Hottentotten und seinen Dolmetschern über diese Wörtchen herausbrachte, war,

daß

daß sie sich derselben zur Erleichterung der Aussprache und des Wohlklanges halber bedienten, daß sie übrigens sehr willkührlich gebraucht werden und fast in jedem Stamme andere sind, so daß zwey Individuen, die nicht täglich mit einander umgehen, Mühe haben, einander zu verstehen.

Uiber den Mangel der Hilfszeitwörter erinnert L. noch: „Der Hottentott (wie das überhaupt wohl von wilden Völkern gilt) ist noch nicht zu dem Grade von Selbstbewußtseyn gelangt, daß er für den abstrakten Satz: „Ich bin," eines Ausdrucks bedürfte und meine, freylich sehr unphilosophischen Dolmetscher, geriethen jedes Mahl in nicht geringe Verlegenheit, wenn ich von ihnen eine Uibersetzung dieser zwey kleinen Wörtchen verlangte. „Das sagt man im Hottentottischen nicht," war die Antwort. Dagegen war die Uibersetzung sogleich fertig, wenn ich zu dem: „ich bin," noch ein Adjektiv setzte; dann fehlte aber das Zeitwort und dann lautete z. B. Ich bin krank, Tire t'^{2} aissen *) („Ich krank"), oder: Er ist ein guter Mann, t'^{3} kaina keub („Guter Mann"), daher auch alle Hottentotten, wenn sie

*) Die Zahlen bezeichnen schriftlich die Verschiedenheit der Zungenschläge, über der Sylbe, die mit Schnalzen ausgesprochen werden soll, 1. bedeutet die leichteste, 3. die stärkste der unterschiedenen Arten. Auch liegt der vorgesetzte apostrophirte Buchstabe t wirklich im anzugebenden Tone.

sie Holländisch sprechen, gar nicht konjugiren, sondern die Unvollkommenheit ihrer eigenen Personalfürwörter und Zeitwörter in das Holländische übertragen.

Ihre Personalfürwörter werden auch nicht declinirt und der Zusammenhang und die Betonung allein müssen zu erkennen geben, in welchem Casus das Pronomen gedacht und verstanden werden solle. Uiberhaupt gelten diese Fürwörter nur für die erste und zweyte Person und jede Rede, ohne alles Pronomen, bezieht sich allemal auf die dritte Person, so daß man jedes Zeitwort an sich, immer von der dritten Person verstehen und z. B. Maa nicht „nehmen" oder „ich nehme," sondern „er nimmt," übersetzen muß.

Wo es dennoch nöthig wird, die dritte Person besonders zu bezeichnen, da behelfen sie sich mit dem Artik. demonstr. t'^{1}naa oder há „dieser Mann." Was oben von Betonung gesagt ist, gilt indessen nur von dem Nachdruck, den sie den Hauptworten geben. Uibrigens fehlt es ihren Reden so ganz an Allem, was man Deklamation nennen könnte, daß sie, um eine Frage von einer Affirmation zu unterscheiden, ersterer die kleine Sylbe há (etwa wie unser hé?) anhängen müssen, z. B. ist es ein guter Mann? t'^{3}kaina keub há? Eben dieses há hat nun aber im anderen Zusammenhange wieder mancherley andere Bedeutungen, so heißt há auch nein und im Bosjesmannschen bezeichnet es: essen, Speise, ja

statt

statt aller der Fürwörter der, dieser, er, sie, es, haben sie wieder nur dieses há oder háhá. Man sieht eben daraus, wie unvermeidlich die Vervielfältigung der kleinen Zwischensylben wird, mit deren Hilfe erst so mancher schwankende Laut den Sinn bekommt, den der Redende dadurch ausdrücken will. Die Nothwendigkeit, dieses Hilfsmittel noch deutlicher zu machen, gibt L. noch ein Beyspiel von dem Uiberflusse an ähnlich lautenden Worten:

gaub das Gnu (Antilope Gnu)
t'²gaaub kalt
t'²kaub — eine Schlange
t'¹kaaub — ein Büffel
t'²kaaub — ein Kommando, ein Haufen Bewaffneter
t'²kehaub — ein Fisch
t'³kehaaub — ein Landstrich, Feld
köub — das Herz, daher auch (was interessant scheint) der Mann im edelsten Sinne, ein tapfrer Kriegsmann heißt
t'²karri köub, wörtlich: hartes Herz
t'²köub — Speck
t'³köub — die weiblichen Geschlechtstheile
t'²koob — Fleisch
t'¹khoob — ein Knappsack
t'¹kob — ein Kind
t'³koobi — der Tod.

Auf der andern Seite gränzen nun an eben dieses gaub — das Gnu, folgende Wörter:

t'¹aub

t'[1]aub — der Hals
t'[2]aaub — Blut
daub — das Zebra
daaub — ein Weg ꝛc.

Man könnte diese Reihe durch Zuziehung der entferntern Nuancen des angeführten Lautes noch gar sehr verlängern. So wie nun hier das au und öu, gehen andere Diphtonge, wie ei, ai, eu und oi ebenfalls unzählige, einander nahe verwandte Verbindungen ein, die alle hauptsächlich durch die Arten des Schnalzens unterschieden werden müssen.

Die Hottentottische Sprache ist bey den Fortschritten zur bürgerlichen Verfeinerung fast durchgehends der gebildetern der Weißen gewichen. Ehemals berühmte Hottentotten-Stämme, der Kochoquas, Sonquas, Hessoquas, Attaquas, Houteniquas ꝛc. sind ganz untergegangen. Rein und unverfälscht findet sich daher die Sprache des Stammes nur bey den außerhalb der Colonie frey und selbstständig lebenden Stämmen, den Namaaquas, Dammaras und Coranas. Allerdings sind die Mundarten dieser drey Stämme von einander unterschieden, doch nicht so auffallend: daß sie sich nicht verstehen sollten, ja in den Hauptworten stimmen sie, bis auf einige Abweichungen in der Stärke des Schnalzens, so ziemlich mit einander überein.

Außer diesen Mundarten wird das Hottentottische noch innerhalb der Colonie, wiewohl weniger

niger rein, gesprochen von den Zöglingen in den Missions-Instituten, die von allen Seiten her darinn aufgenommen werden und ein Gemisch von allen Dialekten bilden. Ebenfalls sprechen die Gonaaqua-Hottentotten im Osten der Colonie noch einen eignen Dialekt, in dem aber schon sehr häufig Kaffersche Wörter vorkommen, so wie überhaupt dieser ganze Stamm vieles, auch in äußerer Bildung, mit diesen seinen Nachbarn gemein hat.

Keine aber von allen Mundarten des Hottentottischen weicht von den übrigen entschiedener ab, als die der merkwürdigen Nation, die unter dem Holländischen Nahmen Bosjesmans bekannt geworden ist (was wir, kaum halb richtig, durch Buschmänner übersetzen) und die in einzelnen kleinen wandernden Horden längs der ganzen nördlichen Gränze der Colonie, ein Schrecken der Viehzucht treibenden Colonisten und der einsamen Jäger und Reisenden, sich aufhält. Was die Verfasser neuerer Reisebeschreibungen von dem Entstehen dieser Nation aus zusammengerotteten entlaufenen Sklaven und Hottentotten gefabelt haben, kann durch mehrere Beweise, durch keinen aber triftiger widerlegt werden, als den, der sich aus dem Unterschiede ihrer ganz eigenthümlichen, keinem andern Hottentotten verständlichen Sprache ergibt. Wie entfernt diese dem Coranaschen Dialekte verwandt ist, ergibt sich schon aus einer oberflächlichen Ansicht eines Wörterverzeichnisses.

Im Aeußern unterscheidet sich das Bosjesmannsche von dem Coranaschen durch häufiger und stärker vorkommendes Schnalzen, hellere Nasaltöne und ein besonderes Singen, womit manche ihre Reden schließen. Besonders ist dieß den Bosjesmanns jenseits des Aranjerivier eigen und klingt in der Ferne, als ob man laut jauchzen hörte, indem ein hoher Ton 5 bis 6 Sekunden angehalten wird und endlich in einen leiseren und tieferen verhallt.

Die Sprache der Kaffern, die in unzählbaren Stämmen die fruchtbaren Länder des ganzen südlichen Afrika's bedecken, unterscheidet sich von der Hottentottischen durch das Wegbleiben des Schnalzens. Nur die östlichen Kaffern an den Grenzen der Cap-Colonie, die mit den Gonaqua-Hottentotten seit längerer Zeit in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben scheinen, haben dieses Schnalzen in solchen Worten beybehalten, die aus der Sprache ihrer Nachbarn in die ihrige übergetragen sind. Die Kaffern haben auch größern Reichthum an Lauten und das öftre Vorkommen einfacher Selbstlauter. Ihre volltönige, runde, mit Consonanten nicht überhäufte Sprache kennt wenig Nasal-Töne und verstattet nur selten Guttural-Laute. Dabey fällt die Betonung durchgehends auf die vorletzte Sylbe. Dieß Alles gibt ihr einen Wohlklang, der beym ersten Hören dem Ohre gefällt und leichtes Niederschreiben verstattet. Die Zahl der Buchstaben, die man bey

diesem

diesem Niederschreiben zu brauchen genöthigt ist, ist größer als in der Hottentottischen Sprache. Es würde uns zu weit führen, auch in die Unterschiede der Dialekte noch tiefer einzugehen und besonders bey den Beetjuanen-Stämmen, von denen übrigens Hr. Lichtenstein so viel Merkwürdiges mitgetheilt hat, stehen zu bleiben. Doch mögen noch einige Eigenheiten der Kaffernsprache angeführt werden. Zu diesen gehört, daß man den Worten, die im Munde der Beetjuanen in Radical-Gestalt erscheinen, gewiße Silben vorsetzt, wodurch man versucht wird, sie für Artikel zu halten, ob sie gleich nichts sind, als willkührliche Anhängsel, die der Wohlklang und die Langsamkeit der Aussprache geboth. Ehe nähmlich der Kaffer ein Wort ausspricht und den Mund dazu öffnet, schickt er sich bedächtig dazu an, durch ein vorangesetztes halbstummes Mm, oder Nn, das nun, je nachdem es der Klang des folgenden Worts erheischt, bald Am, Om, Um, In klingt, z. B. Ammaas, Bentj. Maassi, K. Umpoff, B. Pohu, K. Inkoossi, B. Kossi.

Mit dem Zeitworte Seyn geht es den Kaffern, wie den Hottentotten; auch ihnen fehlt es völlig an einem Worte für diesen Begriff. Auch bey ihnen bezeichnet das Beywort ohne Pronomen hingesetzt, allemahl die dritte Person. Die Construktion der Kaffernschen Reden ist einfach, mit willkührlichen Zwischensylben nicht so überladen und daher begreiflicher als die Hottentottische.

Dieses ist genug, um den Leser zu überzeugen, daß auch auf dem Gebiethe, auf dem wir bis jetzt verweilt haben, der ernsten Betrachtung ein reicher Stoff gegeben ist. Der Sprachforscher hat hier den Ursprung der Sprachen, ihre Verwandschaften, ihren kunstvollen Bau und Geist zu vermitteln. Mit dem letztern enthüllt sich öfter der Charakter ganzer Stämme. Ist es z. B. nicht auch moralisch bezeichnend, daß die Bosjesmans für Frau und Mädchen nur ein Wort haben? Sehr richtig erinnert Lichtenstein, was man über ihre Art zu lieben, zu freyen, über ihre Ehe und ihr sittliches Gefühl zu sagen nöthig hätte, spricht sich beynahe Alles in diesem einzigen Umstande aus.

Im Norden von Afrika ist die Arabische Sprache sehr weit verbreitet. Das Habessinische und Aethiopische ist auch eine uralte, der Mutter sehr unähnlich gewordene Tochter derselben. Das Koptische, ein Gemisch aus dem Alt-Aegyptischen und Griechischen, ist nur bey den Koptischen Christen in der Bibelübersetzung und im Gottesdienste üblich.

Die Sprachen der Inseln der Südsee verrathen Malajischen Ursprung.

So ist also im Allgemeinen bezeichnet, wie der Mensch körperlich und geistig verschieden ist. Es ist schon oben erinnert worden, daß er im Fortgange unsers Werks bloß als gesellschaftliches

liches Wesen unsre Aufmerksamkeit fest halten soll. Wenn wir daher jetzt auch in das Einzelne eingehen und von besonderen physischen Eigenthümlichkeiten ausführlicher reden, so können dieses blos solche seyn, die den Charakter des öffentlichen Lebens bestimmen, auf Bevölkerung, Wohlseyn, Arbeitsamfähigkeit u. dgl. sich beziehen. Das Uibrige bleibt der Naturgeschichte des Menschen überlassen.

Von den Nahrungsmitteln des Menschen.

Innig steht mit dem Gange der menschlichen Fortbildung, die Art und Weise, wie er der Natur Nahrungsmittel zur Fristung und Sicherung seines Daseyns abgewinnt, im Zusammenhange. Die Geschichte des menschlichen Magens und der Nahrungsstoffe, die dieser empfängt, ist daher sicher so wichtig, als jene der Verarbeitung der Metalle zu Waffen.

Warum kann man, wenn von Genüssen des Menschen die Rede ist, auch hier sich öfter jenes Schmerzes nicht erwehren, der uns ergreift, bey der Betrachtung, daß die Metalle, gegen das eigne Geschlecht gerichtet, blutige und furchtbare Werkzeuge der Zerstörung und Vernichtung geworden sind? Frey gegeben ist dem Menschen die Natur in der ganzen Fülle von Geschöpfen, die sie umfaßt und dennoch greift er mit verwegner Hand nach der eignen Gattung und verschlingt das Fleisch derselben. Die Frage: ob es Antropophagen oder Menschenfresser gibt, ist leider! lange völlig entschieden.

Die

Die jüngste Russische Weltumseglung hat uns an den Nukahiwern einen vorzüglich abschreckenden Beleg gegeben. Trit auf dem Eilande Nukahiwa eine Hungersnoth ein, so schlachtet der Mann ganz gleichgültig seine Frau oder sein Kind, um mit dem Fleische sein Leben zu retten. Uiberhaupt ist für die Bewohner dieser Insel Menschenfleisch ein solcher Leckerbissen, daß sie, um sich dieses zu verschaffen, nicht selten auch den Krieg anfangen. Sie schlagen auch wohl ihren Feinden ein Loch in den Hirnschädel, um ihr Blut daraus zu trinken. Nach Langsdorf verlohren nur im Thale Taiohoae in einem einzigen Jahre viele hundert Menschen ihr Leben, damit ihr Fleisch den Hunger stillte.

Dieser gräßlichen Eßbegierde, die auf der niedrigsten Stufe der sirtlichen Bildung sich äußert, steht auf der der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung der eckelhafte Anblick des Gourmands oder Gäumlings entgegen, der, immer nur auf Genüsse raffinirend, wie einst Persiens Könige ihr Wasser lediglich aus dem Choaspes erhielten, bloß nach dem strebt, was an den entferntesten Orten erzeugt, auf das Reizendste zubereitet und vom höchsten Preise, nur auf das flüchtige Vergnügen der Zunge berechnet ist.

Wie viele Stufen liegen noch inne zwischen diesen beyden Extremen, da das Reich der Pflanzen, der Thiere und der Mineralien dem Menschen für seine Nahrung zu Geboth steht? Oder hat ihm die Natur hier eine Schranke gesetzt, so daß

ihm

ihm nur gewiße Nahrungsmittel zusagen? Gewiße seiner Gesundheit und der Kraft seines Geistes feindlich entgegen wirken? Hat sie in ihrem mütterlichen Schooße Stoffe ausgebohren, die der Mensch sich nur mit Freyheit aneignen darf, um sein ganzes Daseyn anders geregelt und bestimmt, edler und kunstgebildeter zu machen? Hat sie auf entgegen gesetzte Weise ihn gefesselt in der Wahl und gehemmt im Auffluge des Geistes, indem sie durch den Boden die Wahl einer Lebensweise ausschloß und den Menschen, statt zum allseitigen Genusse einzuladen, hauptsächlich nur auf jene thierische Nahrung beschränkte? Alle diese Fragen werden im Verlaufe unsrer Untersuchung genügend beantwortet werden.

Wir betrachten jetzt vorerst die Speisen, welche der Mensch aus den Reichen der Natur genießt. Unter diesen nehmen ganz offenbar jene, welche aus dem Mineralreiche gewonnen werden, die unterste Stufe ein. Zwar empfangen wir aus diesem das so wohlthätige Salz, dessen Wichtigkeit erst ganz kund wird, blickt man auf jene Länder der Erde, denen es versagt ist. Wie eckelhaft ist aber dagegen der Genuß von Thon und Erde und doch ist dieser in der ganzen heißen Zone und sogar eine unwiderstehliche Begierde zu demselben, verbreitet. In Guinea essen die Neger eine gelbliche Erde, Cavuac, die in ihrem Vaterlande ganz unschädlich seyn soll, von den Sclaven auf Westindien genossen, aber Krankheit erzeugt. In Popayan

payan und mehreren Theilen von Peru wird Kalkerde als Eßwaare für die Indianer auf dem Markte verkauft. Sie wird auf den Blättern des Erythroxylon Peruvianum genossen. Alex. Will. von Humbold hielt sich am 6. Junius 1800 auf der Rückreise vom Rio negro einen Tag in jener Mission auf, die von den Erde fressenden Otomaken bewohnt wird. Diese Erde ist ein fetter milder Letten, wahrer Töpferthon von gelblich grauer Farbe mit etwas Eisenoxyd gefärbt. Sie wird auf eigenen Bänken am Ufer des Orinoko und Meta gesucht und sorgfältig ausgewählt, zu Kugeln von 4 bis 6 Zollen Durchmesser geknetet und die Rinde von diesen bey schwachem Feuer röthlich gebrannt. Diese Indianer sind größtentheils wild und verabscheuen den Pflanzenbau. Sie verschlingen ihre Erdenkost in ungeheurer Menge in jener 2 — 3monathlichen Zwischenzeit, wenn bey dem periodischen Anschwellen der Ströme der Fischfang aufhört. Nach der Berechnung des Mönchs Fray Ramon Bueno, verzehrt ein Indianer täglich $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{4}$ Pfund. Selbst außer der Regenzeit sind sie noch nach diesen Leckerbissen lüstern. Sollte man glauben, daß der so starke Genuß eines solchen Nahrungsmittels ganz unschädlich sey? Und in der That erkranken sie, der Menge die sie verschlingen, ungeachtet, nicht. Auf der Insel Java zwischen Soutabaya und Samarang sah Labillardiere in den Dörfern kleine viereckige röthliche Kuchen verkaufen, welche die Eingebohrnen Tanaampo nennen. Bey näherer Untersuchung fand er,

daß

daß es Kuchen von röthlichen Letten waren, die gegessen werden. Die Einwohner von Neu-Caledonien genießen, um ihren Hunger zu stillen, faustgroße Stücke von zerreiblichem Speckstein, in denen sich ein nicht unbeträchtlicher Kupfergehalt fand.

Ungeheuer ist, was der Mensch aus dem animalischen Reiche genießt. Von den Hausthieren hat er selbst in Ländern von hoher Cultur das Pferd zu seiner Nahrung bestimmt. Dänemark hat in der neuesten Zeit für die Zuträglichkeit des Genusses seines Fleisches den besten Beweis geliefert. Ungewöhnlichere, den Europäer besonders befremdende Speisen bestehen im Fleische des Elephanten, des Gürtelthiers, Löwen, Tigers und Leoparden, des Bären, der z. B. bey den Aien fast in jeder Hütte gefüttert, groß gezogen und als Leckerbissen gegessen wird, des Murmelthiers, das die Jakuten sehr schätzen, des Eichhorns, das verschiedene Stämme Nordasiens mit besonderm Behagen verzehren, des Hundes, des Kamels, des Nilpferds ꝛc. Auf einer Afrikanischen Wüstenreise gibt es für Kameltreiber und Sclaven kein größeres Fest, als das Abschlachten eines Kamels. Die Freunde des Eigenthümers kaufen dasselbe und theilen das Fleisch unter sich, wobey auch der geringste Sclave seinen Theil bekommt. Nichts, was menschliche Zähne von dem Thiere verzehren können, geht bey dieser Gelegenheit verlohren, nur die Knochen wirft man als unbrauchbar weg, aber sicher nicht, bis

sie der ganzen Gesellschaft durch Hand und Mund gegangen sind.

Thiere, vor deren Genuß wir fast zurückschaudern, genießen einige Völker sogar mit Wohlgefallen, z. B. die Ratten, aus Noth auch Leder, Seequalmen, Fleisch von gefallenen Thieren u. dgl.

Von Vögeln ist eine ungeheure Menge dem Genusse bestimmt. Das Fleisch von Raubvögeln, krähenartigen Vögeln, Sumpf = und Schwimmvögeln, Hühnerarten, Singvögeln dient zur Nahrung. Auch Eidechsen und Schlangen werden verzehrt. Eine Menge Bewohner der Ströme und des Meeres werden von der Eßgierde des Menschen verschlungen. Viele Völker würden ohne diese Thiere gar nicht bestehen können. Von Seehunden erhalten sich viele Bewohner der Erde; sie gehören nebst Wallfischspeck zu den Lieblingsspeisen der Aleuten. Von den Schaalthieren werden wenige für Leckerbissen gehalten, viele aus Noth verzehrt. Dasselbe gilt auch von den Insekten. Heuschrecken werden in Fessan für das köstlichste Gericht gehalten. Unser Landsmann Hornemann konnte diesen Thieren Anfangs keinen Geschmack abgewinnen, fand sie aber in der Folge sehr genießbar. Man bricht ihnen, um sie zu essen, Flügel und Beine ab und nimmt die inneren Theile aus, die selten ganz getrocknet sind. Was noch zur Speise übrig bleibt, hat fast den Geschmack der Picklinge, nur ist er noch feiner. Es gibt Menschen, die selbst Käfer, Ameisen, Spinnen, genie-

genießen können. Manche finden den Geschmack der Maykäfer sehr angenehm.

Von Eyern wird außer dem nutzbaren Ey des Haushuhns eine Menge gegessen. Das kleine Eiland St. Paul z. B. ist der Sammelplatz von vielen Millionen Seevögeln, die sich von der ausgedehnten Fläche des zwischen Amerika und Asien gelegenen Meeres hier zur Brutzeit vereinigen. Diesen Umstand benützen die Russischen Pelzjäger mit großem Vortheil, denn außer den Seebären, die sie im Sommer frisch und im Winter trocken genießen, machen die Vogeleyer während eines großen Theiles des Jahrs einen Hauptnahrungszweig aus. Die ganze Jagdgesellschaft beschäftigt sich im Frühlinge mehrere Tage und Wochen mit dem gefahrvollen Einsammeln derselben; einer läßt den andern mit Stricken an den 30 bis 40 Klaftern hohen steilen Felswänden mit einem Korb herab, um die Eyer aus dem Neste zu nehmen. Haben sie deren eine gehörige Menge beysammen, so werden sie sorgfältig von allem Schmutz gereinigt und in einem Faß voll reinlich gekochten Thranes aufbewahrt. Auf diese Art erhalten sie sich nicht bloß den ganzen Sommer über, sondern auch den größten Theil des Winters und zwar so frisch, als hätte man sie eben erst aus dem Neste genommen. Die Eyer vom Colymbus oder Vria Troile zieht man als die größten und schmackhaftesten allen übrigen vor.

Gegen einzelne Nahrungsmittel aus dem Thierreich findet sich öfter ein falscher Abscheu. Die Beetjuaner essen alle warmblütige Thiere, selbst Hyänen, wilde Katzen, Füchse, aber von den Fischen enthalten sie sich auch bey dem größten Hunger. Eine solche Abneigung befremdet um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Koräken, als Langsdorf sie besuchte, diesem zum freundlichen Empfang gleich 2 Rennthiere schlachteten und das Mark aus den noch vom Blut erwärmten Knochen darbothen und daß selbst das, in den Rennthiermagen noch unverdaute, mit Thran vermischte Moos zugleich zur Nahrung von Hunden und Menschen dient.

Uneingeschränkter noch ist der Mensch im Genusse der Pflanzenspeisen, als in jenem der Thiere.

Den ersten Rang nehmen hier die Früchte der Ceres ein. An ihre Pflege ist die Würde, die Freude und Anmuth des gesellschaftlichen Lebens geknüpft. Uiberall, wo der Ackerbau eine hohe Stufe der Bildung erreicht hat, überall finden wir einen höhern Grad geistiger Veredlung: denn er allein kettet die Menschen mit festen Banden der Hoffnung und Liebe an den mütterlichen Boden, dessen Dunkel er den Keim anvertraut, daß er in ihm erwarme, zur Frucht gestaltet, freundlich das Licht begrüße und unter seinem Einflusse reife. Den mehlreichen Grasarten zunächst sind solche Nahrung gebende Pflanzen zu setzen, die den

Man-

Mangel der ersteren ersetzen und dem Dürftigen noch ein Mittel des Unterhalts sichern und jene Gewächse, an welche unter Völkern, die noch auf einer niedern Stufe der Geistesbildung stehen, oft die ganze Existenz derselben geknüpft ist. Hieher gehören die Kartoffeln, der Brotfruchtbaum, der fast allen Eilanden der Südsee die Stelle der ersteren und des Getreides vetrit, die schöne Palme Moriche u. s. f.

Wer wird nicht gerne bey der schuldlosen Welt der Pflanzen verweilen, die uns durch den lieblichsten Duft, durch das unnachahmliche Spiel der Farben, durch Geschmackreiz erfreut und selbst dem noch dumpf hinbrütenden Erdbewohner freundliche Gaben beuth? Selbst der Grönländer pflückt ja noch mancherley Arten von Beeren, die seinen Durst stillen, findet noch auf einem schlechten und unfruchtbaren Boden seiner Gesundheit zuträgliche Pflanzen, wie Löffelkraut und Engelwurz.

Einzelne hauptsächliche Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche verdienen daher hier ihre Aufzählung.

Die mehlreichen Gräser geben den Stoff zu der Speise, die in Europa durchgehends als die erste und wesentlichste Nahrung des Menschen angesehen wird, zum Brot. Aber wie verschieden ist hier das Gemische, das bey Bereitung desselben angewendet wird? Schönes Waizenbrot,

Rog-

Roggenbrot und in einigen armseligen Gegenden Brot von Hafer: wie weichen sie nicht in Ansehung des Wohlgeschmacks, der Verdauungsfähigkeit und des Einflusses auf Gesundheit ab? Die Noth hat den Menschen gedrungen, zu noch schlechteren Bestandtheilen seine Zuflucht zu nehmen. Der Europäische Nordländer genießt das Brot aus Fichtenrinde, dessen mühsame Bereitung uns L. v. Buch in seinen Reisen durch Norwegen und Lappland ausführlicher beschrieben hat. Auf Teneriffa genießt die niedre Volksklasse nicht einmahl Brot. Man reibt hier das Korn zwischen zwey Steinen zu Mehl und verzehrt es, nachdem es mit Wasser und Milch in der Hand geknettet worden ist.

Im neuen Continente ist vom 45 Grade nördlicher bis zum 42 südlicher Breite nur der Mais die Nahrung gebende Grasart, die man anbaut. Die Neuholländer essen statt des Brots eine Art von Wurzeln, die einigermassen dem Farrenkraut ähnlich sind. Diese werden geröstet, zwischen zwey Steinen zerquetscht, dann mit Fischen u. dgl. vermischt.

Der Reis ist in Sina und Ostindien eine Hauptnahrung. Auch der Perser genießt ihn als gewöhnliche Speise nur wenig gekocht und etwas trocken. Er macht dieses Gericht oder den Pillau schmackhafter als die Türken zurecht.

Die schon angeführte schöne Palme Moriche (Mauritia flexuosa) gewährt dem zuletzt entdeckten

deckten festen Lande die grösten Vortheile. Sie allein ernährt am Ausflusse des Orinoko die unbezwungne Nation der Guaeraunen. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, das wie jenes der Jatrophawurzel in dünnen, brotartigen Scheiben gedörrt wird. Die frisch schuppigen Früchte geben wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt verschiedenartige Nahrung.

Die letztre gewährt vielfach der Kokosbaum, von dem man, wenn er völlig benützt wird sagen kann, daß er da, wo er einheimisch ist, allein für den Hausrath des Menschen zureiche. Es ist von ihm zu Viel schon in Reisebeschreibungen und belehrenden Lesebüchern gesagt worden, um über ihn hier ausführlich zu seyn. Bey den Getränken jedoch werden wir auf diesen Baum wieder zurück kommen müssen.

Ausgebreitet und angenehm ist die Brotfrucht von dem Brotbaum. (Artocarpus incisa.) Man speißt sie, wie die Kartoffeln, nicht roh, sondern nur gekocht, geröstet oder gebraten. Der Geschmack ist, je nach der Zubereitung verschieden und läßt sich, einen geringen Grad der Süße abgerechnet, mit jenem der Bananen vergleichen.

Diese letzteren, (Musa sapientum und einige andere Arten derselben) sind eine Frucht, die nur in warmen Himmelsstrichen einheimisch,

das

das ganze Jahr durch zu haben ist und eine nahrhafte Speise gewährt, deren Geschmack man am Beßten mit einem Gemische aus Mehl, Zucker, Butter, Eyern vergleichen kann. Man ißt sie roh oder bloß in Wasser abgekocht oder auch gekocht und in Butter geröstet, wo sie den völlig drn Geschmack eines guten Pfannenkuchen haben.

Wer kennt nicht auch bey uns den wohlthätigen Sagobaum? den in allen Ländetn unter den Wendekreisen verbreiteten Pisang-Baum ꝛc.?

Auch der Arekabaum ist wichtig: denn nicht bloß die Hindus, sondern auch alle Völker Asiens von Arabien bis Sina machen durchgehends Gebrauch von der Arekanuß mit dem Betel. Dieser spielt in Ostindien bis zur ärmsten Hütte eine bedeutende Rolle; ein Hinduer würde es für das größte Unglück halten, ihn entbehren zu müssen. Man stattet keinen Besuch ab, bey dem nicht Betel vorgesetzt wird. Der Freund pflegt ihn dem begegneten Freunde anzubiethen. Die Hindus sehen es als eine große Unhöflichkeit an, mit einem Perser von Ansehen zu sprechen, ohne diese Mischung zu kauen, die aus Betelblättern, sehr fein geschnittner Arekanuß, ein wenig Kalk, womit die Blätter überzogen sind, aus Kardamom, feinen Gewürzen und Cachou besteht und in kleinen Düten in das Betelblatt selbst eingewickelt ist. Die Hindus legen dieser Mischung, die den Speichel und die Lippen schön rosenroth färbt, was Goux le Floux begründet gefunden haben will,

die

die Eigenschaft bey, den Hunger zu stillen, den Athem angenehm zu machen, (zu diesem Zwecke kauen Orientalische Frauenzimmer den Mastix) indem sie die Feuchtigkeiten der Brust und des Magens verbessert und die Verdauung erleichtert. Nach ihrer Meynung verhindert das Kauen auch die Unterdrückung der Ausdünstung oder stellt sie schnell wieder her, schützt gegen Kopfweh, stärkt das Zahnfleisch, sichert die Zähne gegen Fäulniß, beseitigt Krämpfe und Nervenzufälle ꝛc.

Alles dieses würde dem Betel freylich einen großen Vorzug vor dem Opium und dem Tabak sichern, der zugleich den Geruchssinn so mächtig reizt. Der Genuß des erstern ist im Morgenlande sehr verbreitet und bewirkt eine heftige Erregung. Die Chinesen rauchen das Opium, die Türken vermischen es mit verschiedenen Gewürzen oder Säften. Diejenigen, welche sich der Berauschung durch Opium hingeben, genießen zwar ein augenblickliches Vergnügen, allein dieses rächt sich durch eintretende schreckliche Abspannung der Kräfte und zuletzt durch die gänzliche Auflösung derselben.

Auch Tabak wird sowohl leidenschaftlich geraucht als geschnupft und gekaut. Das Kauen war ehedem in dem jetzt zu Baiern gehörigen Zillerthale allgemein üblich, ist aber in der neuesten Zeit in Abnahme gekommen. Sehr entfernte Völkerschaften sind diesem Reizmittel leidenschaftlich ergeben. Der Aleute ist an den Schnupftabak so

gewöhnt,

gewöhnt, daß er Tage lang arbeitet, um nur einige Tabakblätter zu gewinnen, die er dann in einem Mörser von Wallfischknochen mit Wasser und etwas Asche zu einem Pulver reibt und zu seinem Gebrauche zurecht macht. Auch den Einwohnern von Kodiak ist der Schnupftabak Bedürfniß.

Andere mehr oder weniger bedeutende Nahrungsmittel sind: Jatropha, Battaten, Igname, Sarana, Tschina, die kleine Natterwurzel, Zwiebeln, eine überaus große Menge von Beeren, Hülsengewächse, Küchengewächse, Kastanien, Oliven, Pomeranzen, Apelsinen, Granatäpfel, Datteln, Obst aller Art. Wer kann alle die Pflanzen bestimmen, die des Menschen Daseyn erhalten, herunter bis zum Moos und zum Seetang, von dem der Kalusche im Frühjahr und Sommer verschiedene Arten gebraucht, die er kocht und die ihm eine gallertartige Suppe liefern und bis zum Bast von der Sprucetanne, der in der Form eines viereckten Kuchens zusammengeschlagen wird und bis zu Wurzeln und Beeren, mit Thran vermischt? Dieses ist nothwendig genügend, um Bewunderung jener Mannigfaltigkeit, die in den Speisen des Menschen herrscht, abzunöthigen.

Zahlreich, wie jene Naturstoffe, die als Speise dem Gaumen oder Geruchssinn des Menschen schmeicheln oder lediglich sein Daseyn zu fristen vermögen, sind diejenigen Naturerzeugnisse, durch die er seinen Durst stillt oder, sich selbst um

sein

sein Leben betrügend, berauscht und betäubt. Nächst der Anthropophagie ist nichts, was den Menschen so sehr seiner eignen Gattung entfremdet, als der unregelmäßige, flüchtigen Sinnenreiz erregende und gänzliche Stumpfheit des Geistes herbeyführende Genuß von hitzigen Getränken.

Auch diese wählt der Mensch theils aus dem Thier = theils aus dem Pflanzenreiche. Wo höhere Cultur herrscht, finden wir außer dem Anbau der Cerealien auch die Milchnahrung einheimisch. Die glücklichsten Gegenden der Erde sind jene Höhen, wo, mitten unter den Umgebungen der Civilisation, ein Volk von Hirten seine Milch gebenden Heerden pflegt. Ein großer Theil des festen Landes kennt den Milchgenuß nicht. Auch dieser ist verschiedner Art und nicht immer Europäischem Magen zusagend. Die Jakuten trinken Stuteumilch. Sie sammeln diese in großen ledernen Eimern in Form einer Bouteille, oben schmal und unten breit, davon jeder etwa ein Anker fassen kann; dann wird ein kleines Stück von einem Kälber = oder Fohlenmagen hineingeworfen und etwas Wasser hinzugethan und die Milch mit einem am Ende breiten Stocke so lange gerührt und bewegt, bis sie anfängt, zu gähren. Dadurch erhält sie eine angenehme Säure, ist nahrhaft und verursacht, in Menge genossen, Berauschung.

Dieses Getränk ist bey den Mongolen, Kirgisen und anderen Asiatischen Nomaden eingeführt. Nicht aber alle Völkerschaften bereiten ihren Ku=

misch auf Jakutisch, so daß sie die Milch mit Wasser vermischen und die Gährung durch Kälbermagen befördern. Diese wird von den Kirgisen durch bloßes Rühren und Durcheinanderschlagen der Milch hervorgebracht. Ist der Kumisch einmahl fertig, so darf man nur den Abgang täglich durch Stutenmilch ersetzen und auf diese Art hat man immerwährenden Vorrath.

Mancher Leser wird sich bey der bloßen Nennung dieses Trankes nicht ganz behaglich gefühlt haben. Wie viel vorzüglicher ist er aber noch als die Schaale von geschmolznem Seehunds = oder Bärenfett, die der Bewohner von Kodiak seinem Gaste reicht?

Als das Einfachste zur Stillung des Durstes hat die Natur dem Menschen das Wasser dargebethen. Uiberall, wo es nicht Mischungstheile hat, die den Lebens = Prozeß hemmen, hat es die Erfahrung als die gesündeste Nahrung erprobt. Von zwey Menschen, von denen der eine lediglich nach dem Bedürfnisse des Durstes Wasser, der andre ein geistiges Getränk genießt, wird der erste in der Regel die längere Lebensdauer erringen. Schrecklich ist die Lage des Menschen, wenn er von den Qualen des Durstes gepeinigt, auch dieses Getränkes entbehren muß. Und doch trit dieser Fall in den heißen wasserlosen wüsten Gegenden der Erde, in die sich der Mensch noch wagt, ein. Für solche Gegenden sind die Wasserplätze,

von denen aus man sich mit Wasser für sie versehen muß, die wohlthätigsten.

Wie Viel der Mensch hier ertragen müsse, begreift man, wenn man Hornemann bereits auf der Reise von Cairo bey Magara, einem Wasserplatze in der Nähe eines fruchtbaren Thales, über das Wasser klagen hört. Es wird in ledernen Schläuchen aufbewahrt, die man aus unaufgeschnittenen Ziegenhäuten macht. Die von Sudan sind die stärksten und beßten. Man kann das Wasser in ihnen 5 Tage aufbewahren, ohne daß es übel schmeckt, in den schlechteren hingegen nimmt es schon am zweyten Tage einen unangenehmen Geschmack und riecht nach Luder. Eckelhafter noch ist, daß die Siaux-Indianer in Nord-Amerika ohne weitere Zubereitung sogar das Wasser trinken, das sie in den Harnblasen der von ihnen erlegten Thiere finden.

Das einfachste körperlich reizende Getränk des Menschen, das aber bey mäßigem Genuß zugleich die Seele vergnügt und sie von den Sorgen des Lebens entfesselt, ist der Wein.

Andere Gewächse des Pflanzenreiches, welche der erfindungsreiche Mensch sich zu bereiten gelernt hat, geben verderblichern Genuß. Wohl ist aber keines so zerstörend und entwürdigt durch seine Wirkungen den Menschen mehr, als der Brantwein. Wo Lust zu diesem Getränke einmahl erwacht ist, da wird der Mensch sein Sclave. Den

Euro-

Europäer trift daher für Uibel, die er durch dieses Getränk verbreitet hat, gerechter bitterer Vorwurf. Er führt z. B. den Grönländern Brantwein zu. Während des Wallfischfangs, wo diese Gelegenheit haben, ihn häufig zu trinken, sind sie daher zänkisch, streitsüchtig, schwerer zu behandeln.

Die Verführung hiezu ist um so plötzlicher, da die scheinbare augenblickliche Erhöhung der Lebenskräfte den ungebildeten Menschen in den Zustand irdischer Glückseligkeit versetzt.

Edlerer Art ist das Bier, das sich der Mensch aus Hopfen oder Getreide oder, wie in Nordamerika das Sproßenbier, aus anderen Gewächsen bereitet. Die Kosaken pflegen die Mauerraute zu trocknen und als Hopfen zu gebrauchen und auch die Jakuten bedienen sich ihrer gelegentlich mit dem Saft einiger Beeren und Wasser vermischt, zum Getränke. Die Birke wird zur Gewinnung eines weinartigen Getränkes benützt.

Der Morgenländer schlürft seinen Schorbet oder Sorbet, der Araber ohne Zucker und Milch sein National-Getränke, den Kaffeh, der Sinese den Thee.

Der Neuspanier, einfach in seiner Speise, die nur in Mais und Cerealien besteht, schwächt sich durch seine Trinksucht. Seine berauschenden Getränke sind Brantwein aus Zuckerrohr, eine Gährung von Mais und der Jatrophawurzel und besonders Wein des Landes, der gegohrne

Saft

Saft der Agave, Pulque genannt, wovon nach Humbold bloß Mexiko die ungeheure Zahl von 44 Millionen Bouteillen, jede von 48 Cubikzoll Inhalt verzehrt. Dieses Getränk ist wegen seines nicht zersetzten Zucker = Prinzips sogar nahrhaft. Wirklich nehmen viele Eingebohrne, die dem Pulque sehr ergeben sind, oft lange Zeit keine andre Nahrung zu sich und mit Mäßigung genossen, ist er auch sehr gesund, indem er den Magen stärkt und die Funktionen des gastrischen Systems begünstigt.

Indessen ist das Laster der Trinksucht nicht so allgemein unter den Indianern, wie man gewöhnlich glaubt und Europäer, welche östlich von den Alleghany's Gebirgen zwischen dem Ohio und Missury gereist haben, werden es kaum glauben können, daß Humbold in den Wälderu von Guyana, am Ufer des Orinoko, Eingebohrne gefunden hat, welche eine Abneigung gegen den Brantwein zeigten, den man ihnen zu kosten gab. Es gibt wirklich in diesem Punkt sehr nüchterne Indianische Völkerschaften, deren gegohrne Getränke viel zu schwach sind, um zu berauschen. In Neuspanien ist die Trinksucht besonders unter den Eingebohrnen im Thal von Mexiko, in den Umgebungen von Puebla und Tlascala und überall, wo die Agave im Großen gebaut wird, allgemein und in der Hauptstadt Mexiko selbst läßt die Polizey Todtenkarren durch die Strassen ziehen, um die Betrunkenen, welche in denselben liegen, aufzuladen.

zuladen. Diese Indianer führt man, wie Todе, nach der Hauptwache, wo man ihnen sodann den andern Morgen einen eisernen Ring an den Fuß legt und sie drey Tage lang die Strasse kehren läßt. Kommen sie indessen am vierten Tage wieder frey, so ist man sicher, mehrere von ihnen noch in der nähmlichen Woche in gleichem Zustande wieder zu finden. Auch in den heißen Ländern, an den Küsten, wo Zuckerrohr erzeugt wird, schadet der Gebrauch der gebrannten Wasser der Gesundheit des gemeinen Volks sehr viel. Indessen ist zu hoffen, daß sich dieses Uibel in dem Maaß vermindern wird, in welchem die Civilisation unter einer Menschenkaste vorrücken kann, deren Rohheit so zu sagen, beynahe thierisch ist.

In Afrika trinken die Fessaner Luigibi oder den Saft der Dattelbäume, der, wenn er frisch ist, einen süßlichen, nicht unangenehmen Geschmack hat, aber denjenigen, welche nicht daran gewöhnt sind, leicht Blähungen und Durchfall verursacht. Aus den Datteln selbst bereitet man Busa, ein sehr berauschendes Getränke. Die Fessaner sind Liebhaber vom Trunke. Bey freundschaftlichen Abendbesuchen vertreibt man sich die Zeit einzig mit Trinken.

Auf den Südseeinseln bedient man sich gewöhnlich des Kava-Tranks aus der Pfeffer-Wurzel, piper latifolium. In den freundschaftlichen Inseln gebraucht man davon bloß die Wurzel, die ausgegraben und den Dienstbothen übergeben wird,

die

die sie in Stücken zerbrechen und mit einer Muschelschaale oder einem Spane die daran befindliche Erde abkratzen. Jeder käut darauf seine Portion und wirft sie vom Munde aus in ein Stück Pisangblatt. Die Person, die das Getränke zubereitet, sammelt sodann die zerkauten Stücke, legt sie in eine große hölzerne Schüssel oder Schaale und gießt so viel Wasser darauf, als nöthig ist, um dem Trank die gehörige Stärke zu lassen. Hierauf wird Alles mit Händen wohl unter einander gemischt und wenn dieses geschehen ist, etwas von den lockern Materialien, woraus sie ihre Matten flechten, auf den Aufguß geworfen, um die zaserigen Theile davon abzusondern. Dieser Mattenstoff wird sodann tüchtig ausgewunden, um noch so viel Flüssiges herauszubringen, als nöthig ist.

An den Indianern, die an dieses Trinken von Cava gewohnt sind, offenbart sich keine besondere augenblickliche Wirkung. Einige von Cooks Leuten aber, welche der eckelhaften Zubereitung ungeachtet doch davon tranken, verspürten darauf dieselbe Berauschung, die gebrannte Wasser verursachen oder vielmehr jene Art von Betäubung, die der Gebrauch des Opiums und ähnlicher Reizmittel nach sich zieht. Dabey ist zu bemerken, daß dieses Getränk äußerst widerwärtig ist oder doch zu seyn scheint. Denn wiewohl es die Insulaner nie anders als frisch zubereiten und häufig genießen, so können es doch die wenigsten hinunterbrin-

terbringen, ohne saure Gesichter zu machen oder sich zu schütteln.

Auf Otaheiti wird der Ava, als Getränk für die Vornehmen, etwas anders als auf den Freundschafts = Inseln zubereitet. Man gießt nähmlich nur eine geringe Menge von Wasser auf die Wurzel, röstet oder bäckt und zerstößt auch zuweilen die Stengel. Auch die Blätter werden hier gebraucht; man quetscht sie und schüttet Wasser darauf, wie auf die Wurzel. Die schädlichen Wirkungen dieses Getränks zeigten sich hier auffallender. Cooks Reisegesellschaft sah nicht nur Beyspiele von seiner berauschenden oder vielmehr gänzlich betäubenden Kraft, sondern auch diejenigen, welche aus derselben schon auf der Insel gewesen waren, waren erstaunt, verschiedene Insulaner, die sich damahls durch ihre ansehnliche Gestalt und Fettigkeit auszeichneten, zu Gerippen verdorrt zu sehen, was einmüthig dem unmäßigen Avatrinken zugeschrieben wurde. Die Haut dieser Leute war rauh, trocken, mit Schuppen bedeckt; der Aussage nach sollten diese nach und nach abfallen und darunter eine frische Haut zum Vorschein kommen. Zur Beschönigung dieser so übeln Gewohnheit wurde vorgegeben, dieses Getränke verhindere eine allzu große Fettigkeit; augenscheinlich schwächt es aber den ganzen Körper und verkürzt wahrscheinlich die Tage.

Eines der herrlichsten Geschenke der Natur, wovon der Mensch, wo es einheimisch ist, den reichsten Genuß zieht, ist die schöne, schlanke Kokuspalme. Kein Baum der Erde kommt diesem an nutzbarem Ertrage bey. Seine faserige Hülle gibt Tauwerk, die ganze Palme Matten zum Liegen, das Wasser der jungen Kokus ein angenehmes, erfrischendes Getränk u. s. f. Ihm verdankt man auch den Calou, über den wir Goux le Flaix in seinem historisch-politischen Versuch über Ostindien hören wollen:

„Um die Zeit, welche man für passend hält, die Scheiden des Kokusbaumes zu destilliren und wo die Knospe gänzlich herausgekommen ist, macht der Chana oder Pflanzer mit einem breiten gebogenen Rebenmesser auf den Seiten die Basen der Blattstiele der Seiten-Palmen dünne, oder schneidet sie aus, um sie desto besser handhaben zu können. Hierauf löset er einen Riemen von der ihrer ganzen Länge nach abgerissenen Rinde ab, unterhalb einer der Palmen, 8 bis 10 Linien breit; hieran befestigt er die Scheide ihrer ganzen Länge nach, indem er mit den Blumenstielen anfängt; durch Knoten bindet er jeden der Ringe fest, die nur zwey Finger breit entfernt sind, um den Sprößling zu verhindern, ganz aus einander zu gehen, sowohl durch seine Anstrengungen im Wachsen, als wenn man ihn jedesmahl nach der Einsammlung des Calou schneidet; eine nothwendige Arbeit.“

„Hat er so die Scheide ihrer ganzen Länge nach fest zusammengeschnüret, so muß er sie mittelst eines aus hartem Holze gemachten Hammers, von konischer Form, durch kleine Schläge der ganzen Knospe entlangs, erweichen; ohne dieses Quetschen, das den Saft dahin bringt, sich zu ergießen, welches ich erweichen nenne, nach dem wörtlich übersetzten indischen Ausdruck, würde die Scheide keinen Calou geben.“

„Diese in 5 bis 6 Minuten vollbrachte Arbeit muß während 5 bis 6 Tagen regelmäßig des Morgens und Abends wiederhohlt werden und 2- oder 3mahl, die ganze Zeit da die Knospe destillirt, wieder anfangen. Eine so bearbeitete Scheide gibt während 20 bis 30 Tagen Calou; die Kokusnüsse können sich nicht bilden, indem alle Blumen, durch das Binden zusammengedrückt, nothwendig nicht zur Reife gelangen.“

„Nach der Jahreszeit und der Stärke des Stammes schneidet man, vom dritten bis zum fünften Tage, die Knospe an der äußersten Spitze ungefähr 2 bis 3 Zoll lang ab. Diese Operation geschieht mittelst eines großen runden und sehr scharfen Rebenmessers, damit sich keine Unreinigkeiten ansetzen und der Schnitt sich zusammenfügt; des Abends und Morgens wiederhohlt man dieß genau, nachdem der Calou gesammelt ist. Er fängt den zweyten, zu Zeiten den vierten Tag an, nachdem die Scheide beschnitten ist, aus den Knospen hervorzugehen. Wenn er ziemlich stark trö-

pfelt,

pfelt, wird der Saft in ein irdenes Gefäß aufgenommen. Jede, so wie oben beschrieben, zubereitete Knospe gibt in 24 Stunden ungefähr eine Pinte oder 3 große halbe Septiers Calou. Die Quantität richtet sich stets nach der Stärke der Kokusbäume und der darauf verwandten Sorgfalt, sie zu bewässern. Eben so verhält es sich mit der Menge von Knospen, welche jeder Baum, ohne sich zu erschöpfen, im Laufe des Jahres zu dieser Art Produkte liefern kann. Ohne Nachtheil könnte man zu gleicher Zeit 3 oder 4 Scheiden eines starken Palmbaums tröpfeln lassen, während ein schwächerer sicher dadurch umkäme. Häufige Bewässerungen, Salz ein- oder zweymahl jährlich um die Wurzeln gestreuet, sind zuverlässige Mittel, diesem Vegetabil Kraft zu verleihen, daß es in Uiberfluß Saft erzeugt."

„So groß indessen die auf die Cultur dieser Bäume verwandte Sorgfalt seyn mag, so darf man doch nicht aus allen Knospen, die der Kokusbaum während des Jahrs trägt, Calou gewinnen wollen, weil er sich sonst, so stark er auch seyn möchte, erschöpfen würde. Man muß daher wenigstens eine Knospe von dreyen dem Baume zur Befruchtung übrig lassen."

„Da dieser Palmbaum, gleich allen übrigen dieser Art, an dem ganzen Schaft, der sehr lang herauf gehet, glatt ist, so hält es schwer, hinaufzuklettern und an die Krone zu kommen, wo sich die Knospen finden, um sie auf die angeführte

Art

Art zuzubereiten und Calou daraus zu ziehen. Mit wenigem will ich es angeben, wie man sich dabey benimmt, wodurch der fast unvermeidlichen Gefahr dieser Cultur ausgewichen wird; es erfordert dieß aber eine seit der Kindheit erlangte Fertigkeit."

„Der Chana versiehet sich mit einem dicken ledernen Riemen, der an einem der Enden einen starken Knoten hat, an dem andern aber wie eine Schnalle offen ist und läßt ihn um den Leib und zugleich um den Stamm des Baumes gehen. Zu unterst werden seine Füße durch einen elastischen sehr starken Ring von Binsen zusammengehalten; gegen den Kokusbaum stemmt er die Sohle des Fußes, während er mittelst des Strickes, der ihm unter den Achseln durchgehet und etwas über der Höhe seines Kopfes um den Stamm läuft, zurückgehalten wird; wenn er zu klettern anfangen will, hebt er die Füße in die Höhe, indem er sich auf der linken Hand gegen den Kokusbaum stützt. Der Strick wird mit der rechten Hand geleitet; er hebt ihn, sobald seine Füße beym weitern Hinaufsteigen fest gestellt sind; dieß wiederhohlt er, bis er zu der Krone des Baumes gekommen ist. Dort läßt er längs seinem Rücken den nothwendig sehr elastischen Strick bis etwa gegen die Hüften hinabgleiten. Sitzt er nun oben auf dem Baum in dem Stricke, indem er sich durch das Gewicht des Körpers und der Füße stützt, so hat er die völlige Freyheit seiner Arme, um den Calou sammeln zu können."

„Sind

„Sind die Palmbäume sehr groß, so bedient man sich einer kleinen leichten Leiter von Bambou, mittelst deren der Chana 6 bis 8 Fuß in die Höhe steigt; auf solche Weise verkürzt er das ganze Verfahren, das indessen doch stets ermüdet, so stark, so biegsam und so sehr man auch daran gewöhnt seyn mag, zumahl da es täglich zweymahl wiederhohlt wird und ein Chana 80 und zu Zeiten noch eine größere Menge Palmbäume während eines Jahres versehen muß.“

„Außerdem haben diese Arbeiter noch ein Kästchen und einen Korb: jener wird aus den Scheiden der Kokus verfertigt, um die krummen Messer hineinzulegen, so wie auch ein kegelförmiges Rundholz, womit der Chana die Blüthen weich schlägt und ein Etui, das eine Art pulverisirten Glimmer enthält, zum Schärfen der Messer. Der Korb ist so trefflich aus den Blättern des Lontarus (der Fächer-Palme) gewebt, daß nicht das Mindeste von dem darin gesammelten Calou durchläuft. Das Kästchen ist über der linken Hüfte befestigt; der Korb wird herabhängend erhalten, so daß sie beyde die verschiedenen Bewegungen und das Verfahren des Chana nicht hindern. Mit diesem versehen, klettert er so geschwind auf den Baum, daß das Auge ihm nur mit Mühe folgt; 30 bis 40 Minuten reichen hin, um bis zum Gipfel zu gelangen.“

„Die weinartige Substanz der Kokus ist für die Künste, die Medizin, so wie auch für manchen

chen häuslichen Gebrauch von Werth. Die Naturforscher haben einige ihrer Eigeschaften angegeben; da sie aber nur nach den ihnen zugekommenen Berichten davon reden, so sind viele derselben ausgelassen. Diese will ich anzuführen suchen, damit man auch den Nutzen, welchen die Hindus daraus ziehen, kennen lerne."

„Alle Arten dieser Familie geben diesen Saft, vorzüglich aber die des Kokusbaums und des Lontarus."

„Der Calou des Kokusbaums ist zuckerreicher und ernährender. Selbst der übermäßige Genuß würde schwerlich dem thierischen Körper schaden und statt der Gesundheit nachtheilig zu seyn, wie dieß mit allen gährenden und berauschenden Getränken der Fall ist, so ist dieser Saft heilsam und wenn er berauscht, so ist dieß nur augenblicklich und ohne die geringste Gefahr."

„Trinkt man diesen Calou vor Sonnen-Aufgang, so hat er einen solchen Geschmack, etwas so Süßes, daß er der Nektar des Homer gewesen zu seyn scheint; er muß indessen in ein irdenes Gefäß oder in ein Glas gegossen werden, denn ohne diese Vorsicht erhält dieß sonst so angenehme Getränk einen widerstehenden Geruch, entweder durch die dabey statt gehabte Nachlässigkeit oder auch durch die mindeste Gährung."

„Wenn es 6 bis 7 Stunden alt ist, bedient man sich dessen, ohne Zusatz von Wasser, beym

Brod-

Brodbacken als Gest. Das Brod geht eher und besser in die Höhe; es hat einen Geschmack, eine Weiße und eine Leichtigkeit, die kein andrer Sauerteig in demselben Grad von Vollkommenheit ihm zu geben vermag. Man hat die Bemerkung gemacht, daß der in Hindustan gebackene Schiffszwieback sich besser erhält und dem Europäischen vorzuziehen ist. Diese Thatsachen sind bekannt und jeder Europäer, der in diesem Lande gelebt oder es bereiset hat, kann sie bezeugen."

„Wenn man Calou mit einer geringern Quantität Bier, ein wenig Zucker oder Syrop versetzt, und einen gleichen Theil Wasser hinzufügt, so entsteht daraus ein angenehmes erfrischendes Getränk, dessen man sich auch beym Essen bedienen kann; man nennt es Contre- bierre."

„Der Branntwein, den man aus dem Palmwein, (der auch als Mittel gegen den Skorbut dient) zieht, ist bey seiner balsamischen Eigenschaft ein vorzügliches Getränk."

Der Calou enthält eine so große Quantität Alkohol, daß er durch die Destillation mehr als den vierten Theil der Masse an Branntwein gibt. Um ihm den ekeln Geschmack und den brenzlichen Geruch zu nehmen, die allen aus zuckerreichen Substanzen gezogenen Geistern eigen sind, fügt man vor der Destillation ein Wasser hinzu, worin man Blumen von Monê hat weichen lassen, d. h. von einer großen indischen Staude. Diese

Blume

Blume gibt einen aromatischen, kaneelartigen, mit Anis gemischten Geruch.

An mehrern Orten von Hindustan in Decan, dem Lande Canara, auf der Küste von Malabar und Coromandel und auf der Insel Ceylon, wo dieser Brantwein Arak von Colomb heißt, wird er abgezogen.

Uiber die verschiedene Arten der Zubereitung von Speisen und Getränken ließe sich zwar noch viel beybringen; allein ich glaube, hier abbrechen und noch Weniges über die Weise sagen zu müßen, auf welche einzelne Völker ihre Nahrungsmittel zu sich nehmen. Fragt mancher Leser: wozu das nütze? so mag er, zur Selbstbeantwortung, dieses in Erwägung ziehen. Der Mensch, der, eingeschränkt auf seinem Wohnort bleibt, hält bloß das für menschlich und gut, was seine Umgebungen aufzeigen, er urtheilt einseitig; wer aber weiß, wie sehr bis in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen der Mensch eben so sehr als im Wesentlichen von einander abweicht, vermag Mehreres zu überschauen und richtiger zu beurtheilen. Er erhebt sich von einer bloßen Ortes- zu einer Weltansicht und um so besser er selbst ist, um so bescheidner wird er durch diese. Denn allein durch Erkenntniß wird der Mensch auf Erden frey vom eitlen Dünkel, nur durch sie begreift sich er als Glied des Ganzen.

Wir sind gewohnt, uns an unsern mit allen Bequem-

Bequemlichkeiten versehenen Tafeln gütlich zu thun. So wohl wird es dem Anschein nach den Arabern nicht. Sie haben keine Tische, sondern essen an einem Tuch oder Leder, das auf der Erde ausgebreitet wird und auf dessen Mitte man einen kleinen Schemel stellt, auf den man das Essen in einer großen kupfernen Platte aufsetzt. Die Stelle eines Handtuchs vertrit ein langes Tuch, das man zum Gebrauch für Jeden rings umher legt. Selten findet man hölzerne Löffel, Messer und Gabeln aber gar nicht, da man Alles mit den Händen ißt, mit diesen zerreißt man auch das Fleisch. Dagegen sind die Araber auch wieder reinlich genug, um sich vor und nach dem Essen sorgfältig die Hände zu waschen. Bey einer frischen Mahlzeit ist die Schüssel schnell ausgeleert: denn alle greifen sogleich darnach. Trank wird erst nach der Mahlzeit genommen. Ein kurzes Gebeth geht dieser vorher und folgt ihr: Vor Tisch sagt man: Bism Allah errachman errachhim, d. h. im Nahmen Gottes, des Barmherzigen und Gnädigen und nach Tische: Elhamd Lillah! d. i. Gott sey gelobt!

Jeder Leser würde es noch lieber mit den Arabern halten, als sich die Art, zu speisen, gefallen lassen, die Cook auf Unalaska sah. Er war hier einmahl zugegen, wie das Oberhaupt den rohen Kopf einer erst gefangenen Heilbutte zu Mittage verzehrte. Ehe es etwas davon erhielt, nahmen zwey seiner Bedienten einen Kiefer und aßen

ihn ohne weitere Zubereitung, als daß sie den Schleim ausdrückten. Hierauf schnitt einer dem Fische den Kopf ab, ging damit an die See, wusch ihn ab und nachdem er ihn zurückgebracht und sich neben das Oberhaupt auf die Erde gesetzt hatte, riß er Gras aus, legte den Fisch auf einen Theil desselben und streute das Uibrige vor seinen Herrn aus. Nun schnitt er große Stücke aus dem Backen des Fisches und legte sie so, daß der Befehlshaber bequem nehmen konnte, der sie sodann mit demselben großen Vergnügen als wir rohe Austern speisen, verschluckte. Wie er damit fertig war, ward der Uiberrest des Kopfes in Stücke zerschnitten und unter seine Leute ausgetheilt, die das Fleisch dann mit den Zähnen herabrissen und wie Hunde an den Knochen nagten.

Die Sandwich = Insulaner sind bey ihren Mahlzeiten sehr reinlich. Die Oberhäupter und Vornehmen fangen ihre Mahlzeiten gewöhnlich mit einer Portion Pfefferwurzel = Trank an. Die Frauenspersonen essen allein und der Genuß von Schweinfleisch, Schildkröten und einigen Arten von Pisang sind für sie verbothen. Auf Cooks dritter Reise aßen sie mit den Europäern zwar Schweinfleisch, wenn es von ihren Landsleuten nicht bemerkt wurde, aber man konnte sie nie bereden, etwas von den anderen Speisen anzurühren.

Auf den freundschaftlichen Inseln geht es bey der Art zu essen eben nicht sehr reinlich zu.

Die

Die meisten legen ihre Speisen auf das nächste, auch noch so schmuzige Blatt, das ihnen unter die Hände kommt; bloß für die Oberhäupter werden die Gerichte auf frischen Pisangblättern aufgetragen. Der König wurde, nach dem Berichte von Cooks dritter Reise, bey dem Essen von 3 bis 4 Personen bedient, wovon die eine das Fleisch oder den Fisch in große Stücke, eine andre aber in kleine Mundbissen zerschnitt. Die anderen standen mit Kokusnüssen oder dem, wessen er sonst bedurfte, bey der Hand. Das Frauenzimmer ist von den Mahlzeiten der Männer nicht ausgeschlossen, doch finden Rangordnungen statt, zufolge welchen nicht jeder mit dem Andern essen oder trinken darf. Diese ausschließende Etiquette fängt bey dem Könige an.

Auf Otaheite fand Cook die Essenszeiten sehr zahlreich. Die erste Mahlzeit, die man eigentlich die letzte nennen könnte, weil man sich gleich darauf schlafen legt, wird des Morgens gegen 7 Uhr, die nächstfolgende um 8 Uhr gehalten. Um 11 Uhr wird das Mittagmahl eingenommen, das, nach Omais Ausdruck, um 2 und 5 Uhr fortgesetzt wird. Um 8 Uhr begibt man sich zum Abendessen. Die Weiber müssen in einem abgesonderten Theile des Hauses essen; auch sind ihnen die bessern Speisen untersagt, z. B. Schildkröten, Thunfische, Pisange von der guten Art. Schweinfleisch ist sogar Frauen vom ersten Range nur selten erlaubt. Auch die Kinder beyderley Geschlechts

essen

essen abgesondert. Die Weiber tragen sich ihre Speisen selbst auf und würden wohl eher erhungern müssen, ehe ihnen eine erwachsene Mannsperson diesen Dienst leistete.

Die Jakuten pflegen ihre Eß- oder Trinkgeschirre nie auszuwaschen. Wenn eine Schüssel ausgeleert ist, so reinigen sie dieselbe mit dem Vorder- oder Mittelfinger, da sie es für eine große Sünde halten, etwas von ihren Speisen wegzuspülen und befürchten, es möchte Mangel an Nahrungsmitteln darauf folgen. Ihre irdenen Gefäße halten sie sehr rein, weil sie sich zur Ausbrennung derselben des Feuers bedienen können. Ehe sie anfangen zu essen, werfen sie einen kleinen Löffel voll als Dankopfer in das Feuer.

Uiber Pflanzen- und Thiernahrung, den Genuß eckelhafter Dinge und die Gaumenlust und die Essensweise der Völker ist nun so Viel gesagt, daß kein Leser unvorbereitet an Reisebeschreibungen gehen wird, in denen er die weitere Ausführung dieses Gegenstandes zu suchen hat. Den Blick nach allen Seiten hinzukehren, die Aufmerksamkeit auf jede Neigung der Menschen zu lenken und dadurch eine vielseitige Weltkenntniß zu begründen, ist mein Hauptzweck. Der beßre, wißbegierige Leser wird, einmahl geweckt, sich seine Bahn weiter brechen und sich zu immer höheren Gesichtspunkten erheben. Er wird sein Auge auch richten auf die traurigen Folgen, die daraus entspringen, weun unter einem Volke ein Mangel an den

unent-

unentbehrlichsten Bedürfnissen, eine Hungersnoth, entsteht. Noch muß der unglückliche Zeitraum der siebenziger Jahre, noch das Loos, das vor mehreren Jahren Tausende im Erzgebirge traf, im frischen Andenken stehen. Uiber die Wirkungen des Mangels drückt sich besonders auch Al. W. v. Humbold auf eine so belehrende Art aus, daß ich mir nicht versagen kann, seine Worte mitzutheilen:

„Die Amerikanischen Indianer, sagt er, begnügen sich gleich den Bewohnern von Indostan, mit den wenigen Lebensmitteln, welche das Lebedürfniß erfordert und sie vermehren sich, ohne daß die Subsistenzmittel sich im Verhältniß zu der steigenden Bevölkerung sich vergrößern. Indolent von Charakter überhaupt und besonders durch ihre Lage unter einem schönen Klima, auf einem im Durchschnitt fruchtbaren Boden wohnend, bauen die Eingebohrnen nicht mehr Mais, Kartoffeln und Weizen, als sie zu ihrem eignen Unterhalt und höchstens für die Consumtion der am nächsten gelegenen Städte und Bergwerke brauchen. Freylich hat der Ackerbau seit 20 Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht; aber die Consumtion ist mit der Vermehrung der Bevölkerung, durch den zügellosen und sonst den Kasten von gemischtem Blute völlig unbekannt gewesenen Luxus und durch die Bearbeitung vieler neuen Erzgänge, wozu Menschen, Pferde und Maulthiere erfordert werden, auch außerordentlich gestiegen.

Beschäf-

Beschäftigen die Manufakturen gleich nur wenige Arme in Neu-Spanien, so gehen doch viele derselben für den Ackerbau durch die Nothwendigkeit der Transporte von Waaren, Erzeugnissen der Bergwerke, Eisen, Pulver und Queckſilber, welche alle durch Maulthiere von der Küſte nach der Hauptſtadt, von da nach den Minen und überhaupt auf dem ganzen Rücken der Cordilleren geſchehen müſſen, verlohren.

Viele tauſend Menſchen und Thiere bringen ihr ganzes Leben auf den großen Routen zwiſchen Vera-Crux und Mexiko, zwiſchen Mexiko und Akapulko, Oaxaka und Durango und den Querſtraßen zu, auf denen die Gewerke in den dürren und unangebauten Gegenden ihre Mundvorräthe erhalten. Dieſe Klaſſe von Bewohnern, welche die Oekonomiſten in ihrem Syſtem ſteril und nicht produzirend nennen, iſt in Amerika alſo viel größer, als man in einem Lande erwarten ſollte, deſſen Manufaktur-Induſtrie noch ſo niedrig ſteht. Das Misverhältniß zwiſchen den Fortſchritten der Bevölkerung und der Vermehrung der Quantität von Lebensmitteln, die aus eignem Anbau gewonnen werden, erneuert daher das ſchreckliche Schauſpiel einer Hungersnoth ſo oft, als eine große Dürre oder ſonſt eine Lokalurſache die Maisärnte verdorben hat. Immer und überall wurde die Theurung der Lebensmittel von den zerſtörendſten Epidemien begleitet und auch 1784 erzeugte der Mangel unter der dürftigſten Klaſſe des Volks

asthenische Krankheiten. Beydes Unglück vereinigt, raffte viele Erwachsene, aber noch mehr Kinder weg und man rechnet, daß in der Stadt und den Bergwerken von Guanaxuato über 8000 Menschen gestorben sind. Ein höchst sonderbares, meteorologisches Phänomen hatte am meisten zu dieser Hungersnoth beygetragen. Der Mais war, nach einer langen nnd außerordentlichen Dürre, in der Nacht vom 28. August und was noch auffallender ist in einer Höhe von 1800 Meters erfroren. Man rechnete über 300,000 Menschen, welchen die unglückliche Vereinigung von Mangel und Krankheit im ganzen Königreich das Leben gekostet und über diese Zahl wird man sich um so weniger wundern, wenn man sich erinnert, daß eine Hungersnoth in Europa manchmahl während eines einzigen Jahres, die Bevölkerung weit stärker vermindert, als das Uibergewicht der Gebohrnen über die Gestorbenen sie in 4 ganzen Jahren zu vermehren pflegt. Sachsen z. B. verlohr 1772 nahe an 66000 seiner Bewohner und dennoch überwogen die Geburten die Sterbfälle in diesem Land, von 1764 bis 1784, in gewöhnlichen Jahren, um nicht mehr als 17000 Seelen.

Die Wirkungen der Hungersnoth sind sich beynah in allen Aequinoktial-Gegenden gleich. Ich habe im südlichen Amerika, in der Provinz Neu-Andalusien, ganze Dörfer gesehen, deren Bewohner sich vom Hunger gedrungen von Zeit zu Zeit in die neuangebauten Gegenden zerstreuen, um un-

ter den wildwachsenden Pflanzen Nahrung zu suchen und die Missionärs gebrauchen all ihr Ansehn vergebens, um diese Entfernungen zu verhindern. In der Provinz los Plastos flüchten sich die Indianer manchmahl, wenn es an ihrem Haupt-Nahrungsmittel, den Kartoffeln, zu fehlen anfängt, auf den höchsten Rücken der Cordilleren und nähren sich da von dem Mark der Achupallas, einer Pflanze, die sich dem Geschlecht der Pitcarnia nähert. Die Otomaken von Uruano, am Ufer des Orinoko, verschlingen ganze Monathe lang Thonerde, damit dieser Ballast den Magensaft an sich ziehe und um ihren quälenden Hunger wenigstens einigermaßen zu vermindern, und auf dem fruchtbaren Boden, im Schooße der großen und schönen Natur der Südsee-Inseln führt der Mangel an Lebensmitteln die Bewohner zu dem abscheulichen Menschenfressen. (Vergl. o.) Uiberhaupt erfährt der sorglose, phlegmatische Mensch unter der heißen Zone, wo eine wohlthätige Hand die Keime alles Uiberflusses verbreitet zu haben scheint, dieses Unglück, welches die Industrie der kultivirten Völker von den unfruchtbarsten Gegenden des Norden verbannt hat, periodisch."

Schaudernd wendet sich der Mensch von den Uibeln, die seine Gattung zerstören. In der eignen Brust findet er noch die Waffe gegen sie. Sittliche Beherrschung, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, lassen ihn allein Sicherheit gegen die Natur hoffen und gerne fragt daher der Aufmerksame

nach

nach jenen Völkern, die auch in ihrer Genußweise den Adel der Menschennatur nicht verläugnen, er unterscheidet zwischen jenen, die, wie die Portugiesen und Spanier, die Eingebohrnen von Neuspanien, die Morgenländischen Volksstämme, mäßig im Genusse der Speisen sind, von den gefräßigen Mongolen, den eßgierigen Urbewohnern des Norfolk-Sundes, den Kaluschen ꝛc.

Von der Bekleidung der Völker und den verschiedenen Arten derselben, sich zu verschönern.

Die Menschen unterscheiden sich auf das Mannigfachste auch durch die Art, sich zu kleiden. Diese weicht ab, je nachdem die Naturumgebung eines Volkes, sein Geschmack und seine Kunstbildung verschieden ist. Sie ist anders in jenen heißen Gegenden, die eine vollständige Bekleidung nicht zulassen oder völlig entbehrlich machen, anders in gemäßigten Erdstrichen, wo der Winter warme Bedeckung fordert, der Sommer leichtre verstattet, anders in kalten, wo der Mensch dem dauernden Froste nur durch erwärmende Pelze begegnen kann. Auch nach der gesellschaftlichen Verfeinerung richten sich Mannigfaltigkeit und Form der Kleidung.

Staatsbibliothek München

Die Verschiedenheit der Kleidung können unsere Leser im Allgemeinen auf der Kleidungskarte der Erdbewohner überblicken. Sie werden aus dieser folgendes ersehen:

Die Einwohner von Neuholland und Paraguay gehen völlig nackt. Die Bewohner von Guinea und auf den Inseln des großen Meeres haben Kleidungen von Pflanzenzeugen.

Die Bewohner des nördlichen Amerika und die Bewohner des größten Theiles von Siberien, die Hottentotten, Kaffern, Patagonen, kleiden sich in Thierfelle.

Die Aegypter, Araber, Perser, Tibetaner, Sineser, Mexikaner, Peruaner, Brasilianer, Congoer tragen Kleidungen von Baumwolle und Seide.

Die Europäer und ein großer Theil der Tartaren, Bucharen und vereinigten Staaten von Nordamerika kleiden sich meistens in Thier- auch in Baumwolle.

Der Verschönerungstrieb, der dem Menschen inwohnt, zeigt sich theils auf dem ganzen Körper, theils auf einzelnen Theilen desselben, den Ohren, Nasen, Nägeln u. dgl. wirksam. Am Auffallendsten äußert er sich im Tattowiren, welches uns, da wir jetzt in das Einzelne eingehen, zuerst beschäfftigen soll. Mögen unsere Leser, um dem Gange der Untersuchung, in dem zuerst Blumenbach unser Führer seyn soll, mit mehr Leichtigkeit

Allgemeine Kleidungs-Karte der Erdbewohner

98.

Ein Bewohner der Insel Nukahiwa.

Das Innere einer Hütte von Nukahiwa, in derselben ein Tatuir=
meister wie er seine Punktirkunst ausübt.

Ein Mañ von den Sandwichs Inseln
in Maske.

folgen zu können, das Bildniß des Mannes von Nukahiwa zur Hand nehmen.

Das Tattowiren ist eine der ältesten, weit verbreitetesten und wundersamsten Arten menschlicher Verschönerungen. Es setzt eine schmerzhafte Operation voraus und bleibt dann von lebenslänglicher Dauer. Man versteht darunter die Punktirung von Zügen, die entweder in die Haut eingestochen oder mittelst eines gefärbten Fadens eingenäht werden und unterscheidet davon sowohl die mit einem schneidenden Instrument in die Haut gezognen, vernarbten Figuren, die bey vielen Negervölkern und auch in Brasilien gebräuchlich sind, als auch das Einbrennen von Mahlzeichen, womit sich manche Völker Südindiens, so wie in Westafrika und Südamerika auszeichnen. Merkwürdig ist, daß sich bey der Malayischen Race das Tattowiren bloß auf die braune Abart beschränkt, bey der schwarzen aber unbekannt ist. Zeichen der Art kommt aber auch noch außer dem Putz eine Bedeutung zu. Bey manchen Völkern der Kaukasischen, Amerikanischen, Malajischen Race ist es Zeichen der Mannbarkeit ihrer Mädchen, so wie bey den Männern aus den letztern Racen Feld- und Siegszeichen ihrer Krieger. Eine ganz eigne Gewohnheit ist es bey den Bewohnern der Marquesas- oder Mendoza-Inseln, daß, wenn ein Krieger von seinen Feinden erschlagen und gefressen wird, eine seiner Schwestern auf eine besondre Weise queer über das Gesicht tattowirt wird

und

und nur dann verschont bleibt, wenn sie unerwachsen oder vorzüglich schön ist. Die Stiche in die Haut geschehen entweder durch einzelne Nadeln oder wie bey den braunen Südsee-Insulanern mittelst eines beinernen schmalen Kammes mit kurzen, aber sehr spitzigen Zacken oder endlich wie bey manchen Stämmen der Mongolischen Race, z. B. den Tunguſen, im nördlichen Amerika, bey den Grönländern und Eskimos so, daß die Züge gleich mit einem flach durch die Haut gezognen, gefärbten Faden, ausgenäht werden. Zum Pigment, womit die Färbung geschieht, nehmen die Europäer und Neger meistens Schießpulver, bisweilen auch Zinnober, die Beduinen Ochsengalle oder Spiesglas-Präparate, die Aleuten einen schwarzen Thon, die Otaheiten den Ruß von ausgebrannten Oelnüssen. Bey manchen Völkern beschränkt sich das Tattowiren bloß auf eines der beyden Geschlechter. Bey den Eskimos, Grönländern, Ostjaken, Aleuten, den Fuchsinsel-Bewohnern, den Congo-Negern bloß auf das weibliche. Die Negressen um Sierra Leona und die Abiponerinnen werden wenigstens auf eine von den Männern sehr ausgezeichnete, kunstreichere Weise tattowirt. Auch bey den Kayos oder Bergbewohnern zwischen Arraca und Ava tattowirt man bloß die Mädchen und ausschließlich im Gesichte. Bey anderen Völkern werden gewisse Theile des Körpers allein oder doch vorzüglich tattowirt, so bey den Otaheitischen Mädchen die Hinterbacken, da hingegen bey diesen Inselbewohnern das Gesicht frey bleibt, was bey

den

den Männern eines andern Volks dieses Stammes, den Neuseeländern, über und über so stark bezeichnet wird, daß es einem geblümten Damast ähnelt, wogegen die Hinterbacken unverziert bleiben. Ihre Weiben pflegen sich meistens auch nur an den Lippen zu tattowiren.

Den höchsten Grad der Vollkommenheit hat die Kunst, zu tattowiren, unstreitig bey den Nukahiwern oder den Bewohnern von Nukahiwa, einem der Marquesas- oder Washingtons-Eilande, erreicht. Von Krusenstern und Langsdorf verdanken wir hierüber sehr anziehende Nachrichten und Abbildungen, von denen wir auch zum Beßten unserer Leser Gebrauch gemacht haben. (S. die einschlägigen Kupfer.) Der letztre berichtet uns in seiner Reise um die Welt:

„Die regelmäßigsten Zeichnungen und Verzierungen, womit der Körper der Männer in Nukahiwa vom Kopf bis zum Fuß bedeckt ist, ersetzen bey diesen Menschen gewissermassen die Kleidung, die sie des heissen Himmelsstriches wegen gänzlich entbehren können. Viele suchen sich hier eben so durch eine symmetrische Tattowirung als bey uns durch ein reiches Kleid in Ansehen zu setzen und obschon dieser Schmuck keine persönliche Auszeichnung bedeutet, so bedienen sich doch besonders die Vornehmen desselben, indem sie allein ihn zu bezahlen im Stande sind.“

„Das Geschäft der Tattowirung ist einigen

Perso-

Personen überlassen, deren einziger Erwerbszweig in Ausübung dieser Kunst besteht und ich vermuthe, daß derjenige, der am meisten Geschmack zeigt und die meiste Geschicklichkeit in der Ausführung besitzt, auch am meisten zu thun hat, etwa so wie bey uns ein guter Schneider; nur mit dem Unterschied, daß die Wahl nicht so gleichgültig geschehen kann; denn wenn das Kleid der Punktirung ein einziges Mahl verdorben ist, muß der Schaden Lebens lang getragen werden."

„Um das Tattowiren zu bewerkstelligen, bedient man sich der Flügelknochen von Tropikvögeln (Phaëton aethereus), die an einem Ende kammartig ausgezackt oder zugespitzt werden und bald halbmondförmige, bald geradlinige, breite oder schmale Tattowirspitzen darbiethen, je nachdem sie der Künstler zur Erreichung seiner Absicht nöthig erachtet."

„Diese kammartig zugespitzten Knochen werden unter einem spitzigen Winkel in ein fingerdickes Bambusstäbchen gesteckt, auf welches der Punktirmeister mit einem andern Stäbchen so gelinde und geschickt aufzuschlagen weiß, daß die Spitzen derselben kaum die Haut durchdringen. Die Hauptstriche der tattowirenden Figur werden zuerst mit eben derselben Farbe, welche in der Folge zum Einreiben der Striche dient, auf die Haut gezeichnet und sind gleichsam die Leitfäden, um darnach die beliebigen Formen einzustechen. Ist dieß geschehen und dringt das Blut und die Lymphe durch

die

die feinen Striche, so wird die, mit etwas Wasser zu einer dicken Farbe angeriebne Kohle des Marquesanischen Oel- oder Brennnußkerns (Aleurites triloba) in dieselben eingerieben. Hierauf entsteht an der tattowirten Stelle eine leichte Entzündung und ein Schorf, worunter, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläuliche oder schwarzblaue punktirte Figur erscheint."

„Sobald der Nukahiwer in die Jünglingsjahre trit, so wird der Anfang mit dem Tattowiren gemacht und dieß ist eines der wichtigsten Ereigniße seines Lebens."

„Der Künstler, der dieses verrichtet, erhält sowohl vorher als nachher mehrere Schweine zur Belohnung. Diese Anzahl derselben richtet sich nach dem Reichthum der einzelnen Personen. Während unsers Aufenthaltes auf dieser Insel wurde der Sohn des Chefs Katanuah tattowirt. Er ward in dieser Absicht, als das Kind eines Vornehmen des Landes, in einem besondern Hause, auf mehrere Wochen, so lange die Tattowirung dauerte, abgesondert und war tahbu, d. h. er durfte nicht ausgehen und auch von Niemand, außer den Personen, die vom Tahbu ausgeschloßen sind, wozu z. B. der Vater gehört, besucht werden. Allen Weibern, auch sogar der Mutter ist der Zugang zum Candidaten verweigert. Die beßten Lebensmittel, welche die tattowirende Person und der Tattowirmeister während der Zeit der Tattowirung bedürfen, müssen vorher herbeyge-

schaft

schaft und dem letztern, so lange er beschäftiget ist, täglich im Uiberflusse gereicht werden. Dieser legt im ersten Jahre nur den Grund zu den Hauptfiguren, an Brust, Armen, Rücken und Schenkeln und zwar so, daß er, so lange der Schorf der ersten Figur noch nicht abgetrocknet oder abgefallen ist, die folgende anfängt. Jede einzelne Zeichnung erfordert auf diese Weise 3 bis 4 Tage und die erste Sitzung dauert gewöhnlich 3 oder 4 Wochen."

„Während der Zeit der ersten Operation oder des auferlegten Tahbu's, darf der Knabe nicht viel trinken, wodurch man einer stärkern Entzündung vorzubeugen glaubt, auch nicht des Morgens früh, sondern bloß Mittags und Abends essen. Ist einmahl der Anfang gemacht, so werden in der Folge alle 3 bis 4 Monathe und zuweilen in noch größeren Zwischenräumen, Nebenfiguren und Verschönerungen der Hauptzeichnung hinzugefügt, so daß wohl 30 und 40 Jahre verstreichen können, ehe der Körper ganz tattowirt ist. Wir sahen einige bejahrte Männer vornehmen Standes, die so sehr über und über punktirt waren, daß man kaum mehr die Zeichnung der Figuren unterscheiden konnte, wodurch der Körper ein ganz negeratiges Ansehen erhielt. Dieses ist nach hiesigen Begriffen ein hoher Grad der Vollkommenheit des Körperschmucks, wahrscheinlich weil er kostbar ist und die Ausgaben der vielen Schweine, die unmittelbar mit denselben verbunden sind, einen wohlha-

wohlhabenden Mann verrathen. Sonderbar genug, daß die reichen Männer ihre Schönheit in ein negerartiges Ansehen, die Weiber hingegen in die Erhaltung ihrer natürlichen weißen Farbe setzen."

„Die Punktirung der minder bemittelten Personen geschieht in gemeinschaftlichen, besonders dazu eingerichteten Tahbu-Häusern, die den Tattowirmeistern zugehören und gleichsam als Pensions-Anstalten oder Tattowirwerkstätten anzusehen sind. In einer jeden solchen Wohnung, deren ein Tattowirer, welcher uns öfter am Bord besuchte, 3 besaß, können 8 bis 10 Personen auf einmahl aufgenommen werden, die dann verhältnißmäßig für das ihnen anzupunktirende Kleid, je nachdem die Figur mühsam und künstlich ist, bezahlen müssen."

„Die ärmeren Insulaner, die eben nicht viele Schweine zu schlachten haben und wohl meistens nur mit der Brodfrucht vorlieb nehmen müssen, lassen sich von den Anfängern und Layen in der Tattowirkunst punktiren, deren Arbeit keine besondre Aufmerksamkeit verdient und deren Probstückchen, auch selbst von einem Fremden, sehr bald erkannt werden."

„Die allerniedrigste und ärmste Klasse, mehrentheils Fischer, deren wir aber nur sehr wenige zu sehen bekamen, kann nicht so viel aufbringen, um ein solches Kleid, wenn auch von dem

Lehrburschen gemacht, zu bezahlen, sie ist daher gar nicht tattowirt.“

„Nach Versicherung unserer Dolmetscher, besteht weder in der Punktirung im Allgemeinen, noch auch in der Zeichnung der einzelnen Figuren ein Vorrecht oder eine Auszeichnung. Wer den Tattowirmeister gut bezahlt, erhält einen, der Bezahlung entsprechenden Hautschmuck. Die Weiber sind in Nukahiwa nur wenig tattowirt und unterscheiden sich dadurch von allen Bewohnerinnen der Südsee. Die Punktirung der Hand, die sich bloß von den Fingern bis zum Handgelenk erstreckt, gibt derselben das Ansehen, als wenn sie mit einem schönen Handschuh bedeckt sey und unsere Handschuhmacher könnten füglich zu den gedruckten Handschuhen von den Weibern dieser Insel einen Stempel à la Washington erborgen.“

„Die Füße, welche nur bey manchen tattowirt sind, ähneln bunt gestickten Halbstiefeln; außerdem sieht man bey den Frauen zuweilen Längenstreifen an den Armen und Ringe, welche die Armbänder unserer Europäischen Damen einnehmen. Bey sehr wenigen sind auch die Ohrläppchen und die Lippen, bis zur Stelle im Innern des Mundes, wo sie das Zahnfleisch berühren, tattowirt.“

„Die Punktirung der Weiber geschieht nicht, wie die der Männer und Knaben in einem Tahbu-Hause, sondern ohne alle Ceremonien in ihrem

eignen,

eignen, im Beyseyn ihrer Anverwandten, oder wo es ihnen gefällig ist.“

„Zuweilen veranstaltet ein reicher Insulaner aus Großmuth, Ehrgeiz oder Liebe, zu Ehren seiner Frau ein Gastmahl, welches im Schlachten eines Schweines besteht; er läßt derselben bey dieser Gelegenheit ein Armband, Ohrläppchen oder sonst ein beliebiges Zeichen tattowiren und macht seinen eingeladenen Freunden und Freundinnen die Ursache des Schmauses bekannt, welche dann nach einiger Zeit diese Höflichkeit eben so erwiedern, indem sie nähmlich ihrer Geliebten dieselbe Figur von der Frau ihres Freundes punktiren lassen.“

„Dieses ist eine von den wenigen Gelegenheiten, bey denen die Weiber Schweinfleisch zu essen bekommen.“

„Wenn in einem sehr trocknen Jahre Hungersnoth eintrit und Brodfrüchte, Schweine, Wurzeln und andere Lebensmittel selten sind, so theilt derjenige, der noch den größten Vorrath davon hat, welches gemeiniglich das Oberhaupt ist, seinen hungrigen Brüdern etwas davon mit und gibt alsdann eine Zeitlang einer bestimmten Anzahl armer Schlucker offne Tafel, bey welcher alle Anwesende ein bestimmtes Zeichen dieser Schmausgesellschaft tattowirt bekommen. Kraft eines Tahbu's sind in der Folge alle diese Ordensbrüder verbunden, jeden ihrer Mitgenossen mit Nahrungsmitteln zu unterstützen, wenn sie anders bey einer zukünftigen

Hungers-

Hungersnoth im Stande seyn sollten, Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. Eine der vernünftigsten Maurerlogen auf dem Erdenrunde."

„Unser Dolmetscher Cabri, der beynahe am ganzen Körper schlecht und unregelmäßig (von einem Pfuscher) tattowirt war, hatte bey einer ähnlichen Gelegenheit ein schwarzblaues (tattowirtes) Auge erhalten und Roberts, bey dem man nur allein ein kleines Viereck, etwa 6 Zoll lang und 4 Zoll breit, auf der Brust punktirt sah, versicherte, daß er sich niemahls zu der Zierde dieses Brustschildes würde verstanden haben, wenn ihn nicht die im vorigen Jahr hier herrschende Hungersnoth gezwungen hätte, sich unter die Zahl der 26 Tischgenossen aufnehmen zu lassen, die Kåtånuåh (das Oberhaupt des Thals Tiohai) damahls ernährte und ihnen das Leben fristete."

„Eine und dieselbe Person kann Mitglied verschiedener dergleichen Gesellschaften seyn; von allen Gerichten aber muß dem sogenannten Priester oder Hexenmeister (Taua) eine Portion geschickt werden, wenn er nicht selbst Theilnehmer an denselben seyn sollte; auch bey Tanzfesten entstehen ähnliche Schmausgesellschaften."

„Zur Zeit einer Hungersnoth vereinigen sich auch zuweilen mehrere auf einerley Weise tattowirte Menschen und theilen unter einander alles, was sie haben, rauben oder tödten und bilden also wahre Räuberbanden."

„Die

„Die Figuren und Zeichnungen selbst sind mit vieler Auswahl und jedem einzelnen Theile des Körpers anpassend gewählt; sie stellen theils Thiere, theils irgend einen andern Gegenstand vor, der auf die Lebensart der Bewohner der Inselgruppe Bezug hat und jede derselben hat hier auf Nukahiwa eben so gut, als auf den freundschaftlichen Inseln, einen eignen Nahmen.“

„Bey genauer Untersuchung derselben bemerkt man an einander gereihte Punkte oder Flecken, krumme Linien, Würfel und andere Zeichnungen, die mit den unter dem Nahmen á la Grecque bekannten Figuren die größte Aehnlichkeit haben. Die vollkommenste Symmetrie ist über den ganzen Körper beobachtet, der Kopf eines Mannes ist an allen einzelnen Theilen tattowirt, die Brust aber gewöhnlich mit einer schildförmigen Figur geschmückt, an den Armen und Schenkeln sind mehrere, bald schmale, bald breite Streifen so geschickt angebracht, daß man auf die Vermuthung kommen sollte, diese Leute hätten den Lauf und die Insertion der Muskeln studirt. Längs dem Rücken läuft ein breites Kreuz, das im Nacken seinen Anfang nimmt und sich bey dem letzten Rückenwirbel endigt. An der obern und vordern Seite der Schenkel befinden sich gewöhnlich Figuren, die das Gesicht eines Menschen vorstellen sollen. Das Kinn hat seine besonderen Zierrathen. An beyden Seiten der Waden sind 2 ovale Figuren, die sich sehr gut ausnehmen; kurz das Ganze

verräth

verräth viel Geschmack und Geschicklichkeit; denn die zartesten Theile des Körpers, z. B. die Augenlieder, sind nicht von der Tattowirung verschont."

Unsere Leser werden nun von dem Tattowiren einen deutlichen Begriff haben. Aeußerst vielfach offenbart sich aber auf der Erde die Verschönerungsart in der künstlichen Färbung der Oberfläche des Körpers und der Bekleidung derselben. Wir werden jetzt zum Vergnügen der Leser von einzelnen Völkern reden, die gleichfalls bemerkenswerth sind.

Cook fand auf seiner dritten Reise nach Neu-Seeland, daß beyde Geschlechter gleich bekleidet waren. Ihr Anzug besteht aus einem 5 Fuß langen und 4 Fuß breiten Stück Zeugs aus Seidenflachs künstlich verfertigt. Zwey Zipfel dieses Zeugs nehmen sie über die Schultern, heften sie mit dem andern Theile, der den Körper bedeckt, auf der Brust zusammen und umgürten sich sodann mit einem schmalen Stücke Matten. Zuweilen sind diese Zeuge mit langen Vogelfedern oder Seehundsfellen überdeckt. Uiber diesen Anzug tragen viele von ihnen eine Matte, welche von den Schultern bis an die Ferse reicht. Ihr gewöhnliches Unterkleid besteht aus einer Menge bloß aus dem Groben zugerichteter Neuseeländischen Flachsstengel, die sie an eine Schnur von gehöriger Länge anreihen und wenn sie sie um die Schultern geworfen haben, auf allen Seiten des Leibs herabfallen lassen, da sie ihnen dann bis über die Schenkel hinun-

hinunter gehen. Wenn sie auf diese Art eingehüllet, in ihren Kähnen oder am Ufer sitzen, würde man versucht seyn, sie bloß für große, graue Steine anzusehen, woferne nicht ihre schwarzen, aus diesen Decken hervorragenden Köpfe der Aufmerksamkeit rege machten.

Ihr Kopfputz besteht aus Federn, die sie in die Haare stecken und Kämmen von Bein oder Holz, die mit Perlmutter oder Stück Ohrmuscheln eingelegt sind oder aus den innern zarten Häutchen eines Blatts. In die Ohren, die durchstochen oder vielmehr durchschlitzt sind, hängen Männer und Weiber kleine Stückchen Jaspis, Läppchen von Zeug oder Glas-Corallen. Auch den Nasenknorpel durchbohren sie am untern Theile. Einige sind in ihrem Gesichte punktirt oder mit künstlichen Schneckenlinien oder andern Figuren von schwarzer oder dunkelblauer Farbe bemahlt. Bey den Weibern, die diese Bezeichnung haben, findet sich die Punktirung nur auf den Lippen oder einem kleinen Flecke auf dem Kinne. Beyde Geschlechter beschmiren sich öfter das Gesicht und den ganzen Kopf mit einer rothen Farbe, die mit Schmeer vermischter Eisenocker zu seyn scheint und die Weiber tragen meist Halsgehänge von Hayfischzähnen oder traubenförmige Anhängsel von länglichen Knöpfen, die von Schenkelknochen kleiner Vögel oder besondern Muschelschalen gemacht zu seyn schienen. Auch haben einige kleine, dreyeckige, mit Papageyfedern oder Stückchen Perlenmutter ge-

gezierte Schürzen, mit einer doppelten oder drey=fachen Reihe Schnüre zum Umbinden versehen.

Auf Mangea fand Cook, daß die Einwoh=ner, die auch am innern Theile ihrer Arme von der Schulter an bis zum Ellbogen, wie auch sonst hin und wieder, tattowirt waren, ihre Ohrlap=pen durchstachen oder vielmehr so lange geschlitzte Ohrlappen hatten, daß der eine ein Messer und Glas= Corallen, die man ihm zum Geschenk ge=macht hatte, hineinstecken konnte.

Auch auf Wateeo waren die Ohren der Ein=wohner durchstochen und hatten entweder Gehänge von den membranosen Theilen einer Pflanze oder eine wohlriechende Blume in die Oeffnung ge=steckt. Die Oberhäupter und noch einige andere höheren Standes hatten eine Menge feiner Schnü=re um den Hals gewunden, woran 7 kleine, auf einer gemeinschaftlichen Basis befestigte Kugeln hingen, die von einem Thierknochen gemacht wa=ren. Rothe Federn schienen das eigne Zeichen ho=hen Standes zu seyn. Einige Mannspersonen wa=ren an den Seiten und auf dem Rücken auf eine ungemeine Weise über und über punktirt; auch be=merkte man an den Beinen verschiedner Weiber denselben Zierrath. Dieses schienen gleichfalls Personen höheren Ranges gewesen zu seyn. Die Frauenspersonen von gewissen Jahren trugen kurz abgeschnittene Haare und an vielen war der ganze Vordertheil des Leibes in schräge Linien zerschnit=ten; einige hatten dergleichen rautenförmige Schnit=

te

te und diese Wunden waren noch so neu, daß das geronnene Blut darin stand. Die ganze Kleidung bestand gewöhnlich aus einem um den Leib gewundenen Stück Zeug oder Matte, was zugleich die Schamtheile bedeckte. Doch trugen etliche eine Art Röcke ohne Aermel, von einem feinen, weiß und schwarz gefärbten Mattengewebe; andere hatten kegelförmige, von Cocosnußfasern gemachte Mützen, mit kleinen Knöpfchen von muschelartiger Substanz durchzogen.

Unter den Zierrathen der Bewohner der freundschaftlichen Eilande sind Halsgehänge von Pandangfrüchten und allerley wohlriechenden Blumen die gewöhnlichsten. Andere bestehen aus kleinen, angereihten Muscheln oder Schnecken, aus Flügeln oder Schenkelknochen von Vögeln, aus Hayfischzähnen und andern Dingen, die sie bis über die Brust herunter hängen lassen. Auf diese Weise tragen sie auch schön polirte, einzelne Perlenmuscheln und am Obertheile des Arms einen zierlich gegrabenen Ring von demselben Stoffe. An den Fingern haben sie Ringe von Schildpatt, auch ganze Ketten davon an der Handwurzel. Ihre Ohrläppchen, meistens jedoch nur das eine derselben, durchbohren sie zweymahl und stecken kleine, walzenförmige, etwa drey Zolle lange elfenbeinerne Stäbchen oder auch kleine eben so lange, mit einer gelben Farbe angefüllte Schilfröhrchen hindurch, so daß sie zu einem Loch hinein und zum andern wieder heraus gehen. Mit der gelben

Farbe pflegen sich die Weiber über und über zu bestreichen. Auf Reinlichkeit halten sie sehr. Kokusnußöhl gebrauchen sie zur Verschönerung der Haut. Eine große Menge davon gießen sie über Kopf und Schultern, pflegen auch damit in kleineren Portionen den ganzen Leib tapfer zu überreiben.

Die Otaheiter bedienen sich verschiedener Mittel, ihre körperlichen Vorzüge, nach ihren Begriffen von Schönheit, zu vervollkommnen. Sie unterwerfen besonders die Erreoes oder unverheuratheten Standespersonen einer Art von Kur, um eine weiße Haut zu bekommen. Sie gehen nähmlich 1 oder 2 Monathe nicht aus dem Hause, hüllen sich dabey in eine Menge Kleider und essen nichts als Brotfrucht.

Auf Nukahiwa, dessen oben schon ausführlich gedacht worden ist, erscheinen bey den öffentlichen Tanzfesten alle Anwesenden mit den kostbarsten Zierrathen, die sie besitzen, wohin besonders ein Schmuck von Schwanzfedern des Tropikvogels zu rechnen ist, der aus einem, mit 6 dergleichen Federn verzierten Fingerring besteht und auf den Mittelfinger jeder Hand der Tänzer gesteckt wird, wodurch die Schwingungen derselben unendlich gewinnen. Außer diesen Zierrathen der Finger sieht man andere von Haaren und Federn künstlich zusammen geflochten, an Händen und Füßen, um die Hüften, auf dem Kopf, um den Hals, in den Ohren.

Von der Sitte anderer Eilandsbewohner im

stillen

stillen Meere, die Ohren zu durchlöchern oder an diesen Zierrathen anzubringen, weichen die Sandwich-Insulaner ab. Dagegen schmücken sich beyde Geschlechter mit Halsbändern, die öfter aus hundertfältig umher gewundenen, kleinen schwarzen Schnüren bestehen und den Halsbändern der Einwohner von Wateeo ganz gleich sehen, nur daß man hier, statt der beyden kleinen Kugeln, die vorne in der Mitte angebracht sind, ein kleines, 2 Zolle langes Stückchen Holz, Stein oder Muschelschale befestigt, woran noch ein breiter, unten vorwärts gebogner, wohl polirter Hacken hängt. Sie haben noch eine Art Halsgehänge, die aus vielen Schnüren bestehen, an welche ganz kleine Muscheln oder getrocknete Blumen der Indischen Pappel angereiht sind. Manche hatte einen 3 Zolle langen Knochen, der ein Menschenbild vorstellte und sehr schön geglättet war, am Halse hängen. Die Weiber tragen Armbänder, entweder von einzelnen Muscheln aus dem Ganzen gearbeitet oder von kleinen, vermittelst einer Schnur an einander gereihten, schwarzen einzelnen und ebenfalls sehr schön polirten Holzstückchen. Noch eine Art dieses Armschmucks besteht aus den krummen Hauzähnen von Schweinen, der Länge nach dergestalt an einander gereiht, daß der hohle Theil der Krümme auswärts zu stehen kommt; die unteren rauhen oder spitzigen Theile der Zähne sind ganz gleich geschnitten. Armbänder der Art von lauter großen Eberhauern haben ein elegantes Ansehen. Die Männer zieren ihre Haare zuweilen

mit

mit Federn aus den Schweifen von Tropikvögeln oder auch von Hähnen. Diese befestigen sie rings um 2 Fuß lange, glatte Stäbe, an deren unterm Theile gewöhnlich rothe Federn angebracht sind. Zu demselben Ende bedienen sie sich eines weißen Hundschwanzes, den sie über einen Stock nähen, so daß der zottige Theil am obersten Ende zu stehen kommt. So tragen sie öfter auch eine Art von Kopfputz von der Dicke eines Fingers, der mit roth und gelb abwechselnden Federn bedeckt ist und hinten zugebunden wird. Auch haben einige um den Arm, über dem Ellenbogen, eine breite Binde von Muschelwerk, das auf einem Netzgrund befestigt ist.

Ein Hauptputz wird in Cooks dritter Entdeckungsreise ausführlicher beschrieben. Die Einwohner brachten nähmlich auch eine besondere Art von Mänteln zu Markt, die selbst in Ländern, wo dem Anzuge mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, für schön gehalten werden können. Sie gehen den halben Rücken hinab und werden von vorne ganz locker zusammen gebunden. Der Grund ist ein Netzgestricke, auf welches die schönsten, rothen und gelben Federn so dicht an einander aufgetragen sind, daß die Oberfläche dem festesten, weichsten Saint zu vergleichen ist, dem sie sowohl in Weichheit als glänzendem Ansehen beykommen. Das Muster und die Abwechslung der Farben waren sehr verschieden; einige hatten kleine roth und gelb auf einander folgende Dreyecke, andere dergleichen hatten Monde, manche waren ganz

roth

roth und hatten einen breiten gelben Rand, so daß man sie von Weitem für scharlachene, mit goldnen Tressen besetzte Mäntel halten konnte. Der prächtige Farbenglanz der Mäntel trug bey denen, die noch neu waren, zu ihrer Schönheit ungemein viel bey. Zuweilen kamen auch Eingebohrne vor, welche außer diesen Mänteln mit einer Mütze bekleidet waren, welche fast ganz die Gestalt eines Helmes mit einem handbreiten Kamm in der Mitte hat. Das Ganze ist eine Art von Korbmacherarbeit, mit einem Netzgestricke untrzogen, worein auf die nähmliche Weise, wie an den Mänteln, Federn eingeflochten sind, aber noch dichter und nach einfachern Mustern. Das Meiste daran ist roth, mit schwarzen, gelben oder grünen Streifen an den Seiten, die mit der Krümme des Kammes parallel laufen. Dieser Putz richtet sich nach dem Range der Personen. Der Fächer oder Fliegenwedel dient zum Putz beyder Geschlechter.

Von den Männern sind viele wenig punktirt, bald auf den Händen, bald auf den Armen, bald auf den Lenden. Man trifft auch diese Art von Zierrathen sowohl auf den Armen als am Vordertheile des Körpers in großer Abwechslung von artig gezeichneten Figuren und Linien an.

Die gewöhnliche Bekleidung besteht in Stücken von Zeug, um den Leib gewickelt. Beyde Geschlechter haben das Haar auf mancherley Weise zugeschnitten; nach der allgemeinen Mode, vorzüglich bey Weibern, wird es vorne lang und hin-

ten

ten kurz getragen. Unter den Männern trugen es, nach Cook, einige in viele einzelne, Fingers dicke Theile gedreht, ungefähr wie die Schwänze an den Allonge-Perüken, deren viele öfter so lange waren, daß sie über den ganzen Rücken hinunter hingen, jedoch, wie man deutlich bemerken konnte, falsche, auf dem natürlichen Haar befestigte Zöpfe waren.

Die Einwohner vom Notka-Sunde tragen gewöhnlich ein Kleid oder einen Mantel von Linnen, der am obern Saume mit einem breiten Streifen von Pelzwerk, am untern aber mit Fransen und herabhängenden Quasten besetzt ist, den vordern Theil, den Rücken und die linke Seite bedeckt und beyde Arme frey läßt. Nur die rechte Seite bleibt etwas bloß, doch fallen die herabfallenden Fransen darüber. Oft wird der Mantel mit einem Gürtel aus grobem Mattenwerk oder Haaren um den Leib fest gemacht. Uiber diesen bis auf die Knie gehenden Mantel tragen sie noch einen Uiberwurf von eben dem Zeuge, unten gleichfalls mit Fransen ꝛc. besetzt. Dieser ist auf allen Seiten zu; nur in der Mitte hat er ein Loch von der Größe, daß man den Kopf durchstecken kann. (s. die Abbildung.) Setzt man ihn so auf die Schultern, so bedeckt er den Arm bis an den Ellenbogen und den Leib bis an den Gürtel. Auf dem Kopf tragen sie eine, aus feinem Mattenwerk geflochtne Mütze, von der Form eines abgestutzten Kegels oder eines Blumentopfes, auf

deren

6. Eine Frau aus Nutka Sund.

deren obern Theil meistens eine runde oder spitze, lederne Quaste zur Zierde ist. Diese Mütze wird unter dem Kinn mit einer Schnur fest gemacht.

Uiber den gewöhnlichen Anzug tragen die Männer auch noch häufig Bärenhäute oder Felle von Wölfen oder Seeottern, so daß das Pelzwerk außerhalb gekehrt ist. Sie binden sie am obern Theile des Körpers gleich einem Mantel zusammen und bedecken sich damit bald von vorne, bald von hinten. Bey Regenwetter hängen sie eine grobe Matte über die Schultern. Der Kleidung von Pelzwolle bedienen sie sich sparsam. Das Haar, das sie insgemein fliegen lassen, binden sich Viele, wenn sie keine Mützen tragen, auf dem Scheitel in einen Schopf. Ihren Körper beschmiren sie gewöhnlich mit einer rothen Farbe von grobem Ocker und Oel. Dadurch bekommt auch der sonst gute und bequeme Anzug einen widerlichen, ranzigen Geruch und ein überaus fettes, schmutziges Ansehen. Auch das Gesicht bemahlen sie mit schwarzer, hellrother und weißer Farbe. Durch diese erhalten sie ein schrecklich bleiches, eckelhaftes Ansehen. Um die Schminke flimmernd zu machen, streuen sie noch vom braunen eisenschüßigen Katzengolde darauf. Bey den Meisten sind die Ohrlappen oft stark durchbohrt, weiter oben am Rande des Ohrs, zwey andere Löcher angebracht. In diese Löcher hängen sie Stücke von Kupfer auf ledernen Riemen befestigt, Federkiele, kleine Muscheln, Quasten von Pelzwolle

oder Stückchen von Kupfer. Viele haben auch durchlöcherte Nasenknorpel, durch welche sie eine zarte Schnur ziehen, andere tragen darin Stücke von Eisen, Meßing und Kupfer, wie Hufeisen gestaltet, so daß die enge Oeffnung gerade mit den zwey Enden den Knorpel sanft einkneipt und der Zierrath über die Oberlippe herabhängt. Die Handknöchel zu zieren, dienen Armbänder oder Schnüre mit weißen Knöpfen, zuweilen auch oft umher gewundene, lederne Nesteln mit Quasten oder schwarze, glänzende, hornartige, breite, aus einem einzigen Stücke verfertigte Ringe. Eben so sind öfter um die Fußknöchel eine Menge lederner Riemen oder Sehnen von Thieren bis zu einer ziemlichen Dicke gewunden.

Von anderen Kleidungsstücken scheinen sie nur bey außerordentlichen Gelegenheiten Gebrauch zu machen. Dahin gehören die Wolfs- oder Bärenhäute, die sie auf diese Weise wie ihre gewöhnlichen Kleider anlegen, deren Rand aber mit einer breiten Einfassung von anderm Pelzwerke oder einem wollenartigen Zeuge besetzt ist, den sie selbst verfertigen und worein allerley Figuren erfindungsreich genug gestickt sind. Diese Pelze tragen sie entweder allein oder über ihren Kleidern. Bey solchen Gelegenheiten ist ihr gewöhnlicher Kopfputz eine Menge Weidenbänder oder halbzugerichteter Baumrinden, welche um den Kopf gewunden werden und woran allerley große Federn, besonders von Adlern angebracht sind oder sie bestreuen den

Kopf,

Kopf, gleich dickem Haarpuder, ganz mit zarten weißen Vogelfedern. Dabey wird das Gesicht auf allerley Weise bemahlt, so daß der obere und untere Theil verschiedene Farben hat und die Streifer wie frische Schmarren aussehen; oder sie beschmieren es mit einer Art von Talg, worein Farbe gemenget ist und zeichnen darauf allerley regelmäßige Figuren, daß es wie gegrabene oder ausgestochene Arbeit aussieht. Zuweilen theilen sie ihre Haare in verschiedene kleine Zöpfe, die von 2 zu 2 Zollen bis an das Ende mit Fäden unterbunden sind. Andere haben es, wie wir, hinten zusammengebunden und stecken noch Reißer von der Wunderbaum-Cypresse hinein. In diesem Aufzuge haben sie ein ganz außerordentlich widersinniges, wildes Ansehen und noch ärger wird es, wenn sie sich, so zu reden, in ihren Ungeheuerstaat versetzen. Dieser besteht nun in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von hölzernen Masken oder Visieren, die sie entweder vor das Gesicht nehmen oder auf dem Obertheil des Kopfes oder der Stirn anbringen. Einige dieser Larven stellen Menschenköpfe mit Haaren, Bärten und Augenbraunen vor, andere Köpfe von Vögeln, besonders von Adlern und großen Sturmvögeln (Quebrantahuessos), wieder andere Köpfe von Land- und Seethieren, als Wölfen, Damwild, Meerschweinen ꝛc. Diese mehrentheils übernatürlich große Figuren sind nicht nur bemahlt, sondern öfters mit Flittern von Katzengold überstreut, wodurch sie einen sonderbaren Glanz von sich geben und die ganze Abscheulichkeit

noch sichtbarer machen. Dabey lassen sie es noch nicht bewenden; sie setzen auch eben so große Stücke von Schnitzwerk auf, die dem Vordertheile eines Kahnes gleichsehen, eben so weit hervorragen und auf gleiche Weise angestrichen sind.

Cooks Reisegesellschaft sah einen dieser Leute, der, da er keine andre Maske hatte, den Kopf in einen zinnernen Kessel steckte. (s. u.)

Ein dicker doppelter Mantel von Leder, etwa von der Größe der gegerbten Haut eines Elennthiers oder Büffels, scheint bloß zum Kriege bestimmt zu seyn. Er bedeckt oben die ganze Brust bis auf den Hals und geht zugleich bis auf die Fersen hinab. Er ist zuweilen sehr artig mit kleinen Abtheilungen oder Feldern bemahlt und so stark, daß er nicht nur Pfeile abhält, sondern daß sogar Speere nicht durchdringen sollen. Er kann also als ein Panzerhemd oder als eine schützende Rüstung angesehen werden. So tragen sie auch bisweilen eine andre Art lederner Mäntel, die mit horizontalen Streifen von trockenen Damwildklauen besetzt sind, die an ledernen, mit Federspulen besetzten Riemen herabhängen und bey jeder Bewegung ein starkes, rasselndes Klappern, gleich einem Schellengetöne, verursachen.

Auf Unalaska und bey den Aleuten ist, nach Langsdorf, die Kleidung der Weiber und Männer wenig oder gar nicht von einander unterschieden und besteht gewöhnlich in einer Art von Fuhrmanns-

Kittel

kittel oder einem Hemde, das ringsum zu und ohne Schlitz, mit einem weiten stehenden Kragen versehen ist, so daß der Kopf bequem durchgesteckt werden kann.

Die Indianer verfertigen ihre Kleider theils von Seehundsfellen, theils von den Häuten verschiedener Seevögel, besonders der sogenannten Seepapageyen (Alca cirrhata und Alca arctica) und Seeraben (Pelecanus urile), die auf eine eigne Art bereitet und überaus künstlich zusammen genäht werden. Diese an sich einfachen Kleidungsstücke werden auf mancherley Art, entweder durch bunte Glaskorallen und mit den Schnäbeln der Seepapageyen oder durch einzelne lange Streifen von Seehunds = und Seeotterfellen, manchmahl auch durch bunt gefärbte und künstlich gestickte Streifen von dünnem Leder, womit die Nähte des Kleides besetzt sind, geziert. Man sieht auch häufig lange weiße Bockshaare, die als Handelsartikel von Siberien hieher gebracht werden und rothe kleine Federchen von einem Specht in die Nähte eingeflochten. Man hat dergleichen Federkleidungen, an deren Vollendung eine Person wenigstens ein ganzes Jahr arbeiten muß und die mit so vielem Kunstfleiß verfertigt sind, daß sich die geschickteste Europäische Stickerin dieser Arbeit nicht zu schämen brauchte; sie werden Parka genennt und bald auf der einen, bald auf der andern Seite getragen; bey Regen nähmlich werden die

Federn

Federn nach außen gekehrt, bey kalter und trockner Witterung aber statt eines Pelzes nach innen gewandt.

Die Männer bedienen sich beym Fischen einer Art lederner Beinkleider, die von dem Schlunde junger Seehunde verfertigt werden und wasserdicht sind. Wenige haben in den letzten Jahren angefangen, ordentliche Hemden von dem gröbsten Sinesischen Baumwollenzeuge oder auch von Segeltuch, das ihnen die R. A. Compagnie zugeführt hat, zu tragen.

Wenn und so lange die Männer am Lande sind, gehen sie in Stiefeln, deren Sohlen aus dem Fell und deren Schäfte aus dem Magenschlund der Seehunde bestehen; sie wissen die letzteren so geschickt zuzubereiten, daß sie damit Tage lang in Sümpfen und Bächen gehen können, ohne einen nassen Fuß zu bekommen; sobald sich aber jemand in sein Boot begibt, werden die Stiefel jedesmahl zuvor ausgezogen. Den Zwirn zum Nähen ersetzen sie durch Rennthier- und Wallfischsehnen. Ein solcher feiner, zierlich gedrehter Faden hat Aehnlichkeit mit unseren Darmseiten, die, wenn sie dem Wasser ausgesetzt werden, aufquellen und dadurch die Naht undurchdringlich machen.

Für eine Nation, die täglich auf der See ihrem Erwerb und ihrer Nahrung nachhängt und die in einem feuchten regnerischen Himmelsstrich wohnt,

wohnt, ist es wohl von der größten Wichtigkeit, eine wasserdichte Kleidung zu besitzen; höchst wahrscheinlich haben daher diese Insulaner der Noth, als der größten Erfinderin, ihre Regenkleider (Kamleïka) zu verdanken. Ein solches Regenhemd besteht aus den blasenähnlichen, kaum 3 Zoll breiten Gedärmen der Seehunde, die auf das künstlichste mit Sehnenfäden so fest zusammen genäht sind, daß kein Regen durch die Nähte dringt, obgleich Bockshaare, kleine Federn und andere Zierrathen in dieselben eingenäht werden. Am hintern Theil des Kragens ist eine Kappe oder Kaputze angebracht, die bey starkem Regen oder Sturm über den Kopf gezogen und unter dem Kinn festgebunden wird; am vordern Theil der Aermel, in der Gegend des Handgelenks sind ebenfalls Schnüre zur Befestigung angebracht. Mit dieser Kleidung kann man sich Tage lang der ungestümsten Witterung aussetzen, ohne den Einfluß derselben zu empfinden. Der vornehmste und kostbarste Kopfputz besteht in einem hölzernen, nach hinten runden, nach vorne schirmartig über die Augen hervorragenden und an dem hintern Theil mützenförmig zugespitzten Hut.

Der Aleute, der sich nur selten ein Stück gutes Holz von einigen Zollen im Durchmesser zu verschaffen im Stande ist, beschäftigt sich Wochen lang, dasselbe zu einem Brette umzuschaffen und dieses so zu bearbeiten, daß es sich, wenn es einige Zeit im Wasser gelegen hat, bequem und

gleich-

gleichförmig läßt. Hierauf sucht er allmählig die beyden hinteren Endspitzen des Brettchens (dem er vorher die Gestalt eines in die Quere durchschnittenen Ovals gegeben hat) mit einander zu vereinigen und mit Sehnenfäden zusammen zu nähen, wodurch eine pyramidenförmige, hölzerne Mütze entsteht. Ist diese gut ausgefallen, welches nicht immer der Fall seyn kann, weil sich das Brett öfters ungleich wirft oder auch zuweilen platzt, so bemahlt er sie mit farbigen Erden und Ockern, die er aus der Nachbarschaft der weit entfernten Crätere der Vulkane herbey hohlt und ziert sie mit von Wallroßzähnen geschnitzten Figuren, ferner mit Glaskorallen oder Bernsteinperlen, die ihm die Russen zuführen und mit Bartborsten der Seelöwen, die gewissermassen den Federschmuck der Europäer ersetzen. Die Aleuten legen auf die Menge dieser Bartbosten, die gleichsam die Trophäen eines guten Jägers ausmachen, einen sehr hohen Werth, indem jeder Seelöwe nur 4 solche lange Bartborsten hat. Ein solcher Aleutischer Hut, mit den Bartborsten von wenigstens 37 Seelöwen geschmückt, ist in Unalaska nach Europäischen Preisen beynahe 30 Rubel werth.

Die Weiber gehen meistens barfuß, sie haben an den Hand- und Fußgelenken, kurz über den Knöcheln, einige Schnüre von Glaskorallen und sind große Freundinnen von Fingerringen. Der starke Haarwuchs der Männer hängt meist wild und ohne alle Kunst um den Kopf. Die

Frauen

Frauen kämmen ihre Haare von der vordern Hälfte des Scheitels nach der Stirn, schneiden sie quer über den Augen in gleicher Länge ab und binden sie hinten gewöhnlich in einen dicken Zopf zusammen.

Einige uns Europäern sehr sonderbar scheinende Gebräuche von Verschönerung des Körpers, die aber jetzt nach und nach seltner werden, bestehen darin, daß sich viele Insulaner die untere Lippe, einige Linien unter der Mundöffnung und parallel mit derselben, ein bis anderthalb Zoll lang aufschlitzen und in diese Oeffnung verschiedene Zierrathen von Glaskorallen, die wie unsere Hosenschnallen angesteckt werden, anbringen und daß sie auch den Nasenknorpel durchbohren und kleine Holzstäbchen oder andere Zierrathen von der Länge und Dicke einer Federspule quer durch denselben stecken. Bey feyerlichen Gelegenheiten und Tänzen hängen noch lange Schnüre von Glaskorallen an diesen Stäbchen, über den Mund herab, die alsdann beym Essen sehr hinderlich sind. Unsere Europäischen Damen pflegen nur die Ohrläppchen zu schmücken, die Aleutischen aber durchstechen das ganze Ohr ringsherum und fassen dasselbe mit Glasperlen, Schmelz und anderm Schmuck ein. Die Ohrläppchen behängen sie mit langen Schnüren von Glaskorallen und anderen dergleichen Zierrathen, die bisweilen über die Schultern und Brust herabhängen und um den Hals tragen sie öfters ein steifes Halsband von

bun-

buntem Leder, worauf Reihen von bunten Glasperlen festgenäht sind.

Von allen Seltenheiten, die als Schmuck im Ohr, in den Nasenknorpeln, in der Unterlippe, an den Armen, um den Hals oder um die Füße getragen werden, steht eine längliche Muschel, die unter dem Nahmen Meerzahn, (Dentalium entalis, Linn.) bekannt ist, oben an. Diese röhrenförmige Muschel-Gehäuse waren ehemals, als die Einwohner noch im Wohlstand lebten, so hoch geschätzt, daß sie gern für deren 3 oder 4 ein Seeotterfell oder den Werth von 100 und mehr Rubel bezahlten; gegenwärtig sind die Einwohner froh, wenn sie nur die nothwendigsten Kleidungsstücke haben, um sich gegen Kälte und Nässe zu schützen; an Luxus-Artikel können nur wenige denken.

Die Tattowirung war in vorigen Zeiten, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, sehr üblich. Sie punktirten sich das Kinn, den Hals und die Arme und rieben dann den mit Urin angemachten Kohlenstaub in die Punktirung ein, jetzt sieht man dergleichen Verzierungen selten und meistens nur bey alten Weibern, indem die Russen den jungen Aleutischen Mädchen ihr Misfallen gegen diesen Gebrauch zu verstehen gegeben, worauf diese auch gefällig genug waren, denselben zu unterlassen. Sehr auffallend und sonderbar ist es aber doch, bey solchen rohen Völkern ganz entgegengesetzte Extreme zu finden, die Männer

ner reißen sich nähmlich sorgfältig die Barthaare aus und die Weiber tattowiren sich eine Art von Schnurbart um das Kinn, so daß es in einiger Entfernung völlig das Ansehen hat, als hätten sie einen blauen Bart.

Auf das Gesicht werden viele regelmäßige Figuren mit Kohlenstaub, Kreide, Ocker und Zinnober gemahlt.

Die Weiber sind einfach gekleidet, Körper und Brust jederzeit bedeckt. Viele tragen lange Hemden; die Füße sind nackt. Außerdem haben sie den sonderbarsten Begriff von Verschönerung.

Wenn das junge Mädchen das dreyzehnte oder vierzehnte Jahr erreicht oder sich die Periode ihrer weiblichen Bestimmung einstellt, so wird die kleine Oeffnung unmittelbar in der Mitte dicht unter der Unterlippe gemacht und anfänglich ein dicker Draht, dann ein hölzerner Doppelknopf oder ein kleiner, auf beyden Enden etwas verdickter Cylinder in dieselbe gebracht. Diese einmahl gemachte Oeffnung wird nun allmählig nach mehreren Monathen und Jahren immer größer geschlitzt und die untere Lippe durch ein in dieselbe gebrachtes ovales oder elliptisches Brettchen oder Schüsselchen immer weiter ausgedehnt, wodurch jede Frau das Ansehen gewinnt, als wenn ein großer, flacher, hölzerner Suppenlöffel in das Fleisch der Unterlippe eingewachsen wäre. Der äußere Rand dieses Tellerchens ist mit einer Rinne

versehen, damit die beträchtlich ausgedehnte Unterlippe desto besser in dieselbe anlegt.

Dieser uns Europäern abscheulich scheinender Lippenzierrath, dieser ganz eigne Begriff von Schönheit findet sich an der Küste des nordwestlichen Amerika's vom 50. bis zum 60. Grad nördlicher Breite. Alle Weiber, ohne Unterschied, haben einen solchen Löffel unter dem Munde, in dessen Umfang ein besonderes Vorrecht entweder des Alters oder des Standes zu bestehen scheint. Derselbe ist 2 bis 3 Zoll lang, etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit und höchstens $\frac{1}{2}$ Zoll dick; die Weiber der Oberhäupter aber haben ihn im Allgemeinen um vieles länger und breiter.

Langsdorf hat selbst bey einer vornehmen Dame ein solches Lippen-Oval gesehen, das völlig 5 Zolle lang und 3 breit war und DWolff, der mit dem Schiff Juno beynahe die ganze Küste vom 50. bis 57. Grade befahren hatte, um Seeottern einzutauschen, versichert, er habe die bejahrte Frau eines Oberhaupts in Chatham-Streat gesehen, deren Lippenlöffel so groß war, daß sie, bey einer Bewegung der Unterlippe, beynahe das ganze Gesicht damit bedecken konnte.

Die Weiber sind auch große Freundinnen von Hals- und Ohrenschmuck, der aus Glaskorallen und Muscheln gemacht ist. Sehr gesucht und auch bey den Aleuten sehr hochgeschäzt ist das Muschelgehäuse, der Meerzahn.

Die Amerikanischen Seefahrer haben, der Kostbarkeit wegen, dieses Muschelgehäuse in England von Porcellan nachmachen lassen; das äußere Ansehen dieser künstlichen Muschelröhre war völlig den natürlichen an Farbe, Größe, Glanz u. s. w. ähnlich. Die Kaluschen haben aber demungeachtet augenblicklich die Verfälschung wahrgenommen, die Kunst verachtet und die ganze Spekulation vereitelt. Auch tragen die Weiber gern viele Ringe von gestähltem Eisendraht um die Handgelenke. Die Kleider der Kinder werden mit rasselnden und klingenden Zierrathen behängt; dahin gehören die sogenannten Schlittenschellen, chinesische Kupfermünzen, die wegen der darin befindlichen Oeffnung leicht angereiht werden können, vor allen anderen aber Fingerhüte, die in dem obern Theil durchbohrt und reihenweise an das Kleid genäht werden. Anfänglich glaubten die Seefahrer der vereinigten Amerikanischen Freystaaten an den nordwestlichen Küsten von Amerika die fleißigsten Weiber des Erdbodens zu finden, denn sie konnten sich nicht vorstellen, wozu anders als zum Nähen sie so viele hundert tausend Fingerhüte gebrauchen könnten, bis sie endlich eines bessern belehrt wurden.

Die Kleidung der Kaluschen oder der Eingebohrnen von Norfolk-Sund ist sehr einfach. Sie besteht, eine Schambedeckung ausgenommen, aus einem etwa 5 Schuh breiten, viereckigen Stück Zeug, Teppich oder dergleichen Pelzdecken, die

mit

mit 2 Enden an den Hals festgebunden oder mit einem Knopf oder Knopfloch befestigt werden. Man sieht jetzt auch Indianer, die auf Europäische Art in Chenillen oder Uiberröcke gekleidet sind, welche ihnen Schiffe der Amerikanischen Freystaaten zugeführt haben. Bekleidung der Art dient bloß zum Staat oder bey großer Kälte; bey häuslichen Verrichtungen, dem Holzfällen, Fischen, Verfertigung der Canots u. s. w. gehen sie gewöhnlich nackt.

Bey feyerlichen Gelegenheiten und Tänzen bemahlen sie ihre Gesichter. Die Haare schmücken sie mit Pflaumfedern von dem Adler, fulco leucocephalus, der einen weißen Kopf und Schwanz hat, dessen Fleisch auch gegessen und für schmackhaft befunden, die Leber aber für giftig gehalten wird. Dadurch bekommen sie das Aussehen, als ob sie auf Europäische Art gepudert wären. In jeder Hand haben sie den Schwanz oder einen Flügel des genannten Vogels oder einige Felle von Hermelinen, die sie als Luxus-Artikel und Zierrathen sehr hoch schätzen und nicht bloß in die Haare flechten und in der Hand halten, sondern auch an ihre Kleider annähen.

„Die gewöhnliche Kleidung der Bewohner vom Williams-Sund, erzählt Cook, besteht aus einem zugemachten Rocke oder weitem Gewande, welches öfter bis an die Fersen, zuweilen aber nur bis an die Kniee herabgeht. Am obern Theile ist ein Loch, von der Größe, daß der Kopf durch-

gesteckt

gesteckt werden kann, mit 2 Aermeln, die bis an die Knöcheln reichen. Diese Fracks oder Küttel sind von allerley Thierhäuten gemacht und die meisten waren von Seeottern, grauen Füchsen, Waschbären und Fichtenmardern. Wir sahen auch einige von Robbenfellen; bey allen waren die Haare auswärts gekehrt. Sie haben auch Küttel von Vogelhäuten, woran nur noch die Pflaumfedern gelassen waren, die sie auch auf andere Substanzen aufkleben. Wir sahen ferner noch ein Paar von den wollenartigen Kleidungsstücken, wie wir sie im Nootkasunde gefunden hatten. Die Nähte, wodurch diese Felle an einander gefügt werden, sind gemeiniglich mit Fransen oder Quasten besetzt, die aus schmal geschnittenen Streifen von eben dergleichen Häuten bestehen. Einige wenige tragen eine Art von Kaputze; andere haben eine Art von Hüten. Jene sind von der gewöhnlichen Form und scheinen ihr ganzer Anzug bey schönem Wetter zu seyn. Regnet es, so werfen sie darüber noch ein andres Gewand, welches sehr geschickt aus Därmen von Wallfischen oder sonst von einem großen Thier gemacht zu seyn scheint und so zierlich zugerichtet ist, daß es unseren Goldschlagershäutchen ähnlich sieht. Dieses Gewand liegt dicht um den Hals an; die Aermel gehen bis an die Knöchel, um die sie mit einer Schnur zusammengebunden sind. Die Schoose werden, wenn sie in ihren Kähnen sitzen, um den Rand des Lochs, aus welchen der Obertheil des Leibs hervorragt, gleichfalls festgebunden, so, daß kein Wasser eindrin-

gen

gen kann, mithin der ganze Mann trocken bleibt, weil dieser häutige Uiberrock so wasserdicht ist, als eine Blase. Er muß aber beständig feucht oder naß gehalten werden, weil er sonst sehr leicht bricht und zerreißt. So wohl dieser als jener gemeine, aus Thierfellen gemachte Anzug hat viel ähnliches mit der Grönländischen Tracht, die Cranz beschreibt.

Gewöhnlich tragen sie an Schenkeln und Füßen keine Bedeckung; doch haben einige eine Art aus Fellen gemachter Strümpfe, die bis an die Hälfte des dicken Beines gehen. Selten wird man einen unter ihnen finden, der nicht Handschuhe von Bärentatzen hätte. Diejenigen, welche etwas auf dem Kopfe trugen, sahen in diesem Stücke unseren guten Freunden von Nootka ähnlich. Sie hatten Mützen von Stroh oder Holz, die die Gestalt eines abgestutzten Kegels hatten und der dabey angebrachten Mahlerey nach, einem Robbenkopfe gleichsahen.

Die Mannspersonen tragen gewöhnlich die Haare um den Hals und die Stirne rund abgeschnitten; die Weibspersonen aber lassen sie lang wachsen. Die meisten binden sie auf dem Scheitel in einen kleinen Schopf zusammen, einige tragen sie, wie wir, hinten gebunden.“

Viel mit dem Obigen Uibereinstimmendes findet man in den Bemerkungen der Cookischen Reisebeschreibung über die Verschönerungsarten der Einwohner vom Williams-Sund. Auch hier sieht

man

man im obern und untern Theile des Ohrensaumes verschiedene Löcher, welche die Bestimmung haben, Putz darein zu hängen. Eben so ist der Nasenknorpel durchlöchert, um Zierrathen in die Oeffnung zu stecken. Die Unterlippe wird etwas unter dem dicken Theil in der Richtung des Mundes schon bey Kindern, die noch an der Brust liegen, durchspalten. Dieser Einschnitt nimmt die völlige Gestalt der Lippe an und wird so groß, daß man die Zunge hindurch stecken kann. Es könnte daher bey dem Anblicke dieser Verstümmelung jedem Leser widerfahren, was einem der Matrosen der Cookischen Reise Expedition begegnete. Als dieser zum ersten Mahle einen Menschen mit einem solchen Einschnitt sah, erhob er ein Geschrey, er habe einen Menschen mit 2 Mäulern gesehen. Daß dieser künstliche Mund gleichfalls bestimmt ist, Zierrathen zu tragen, werden die Leser nach dem Obigem schon vermuthet haben. Außer denjenigen, die einheimisch und von ihnen selbst verfertigt sind, findet man bey ihnen auch Europäische Glas-Korallen, meistens von hellblauer Farbe, die sie theils in die Ohren hängen, theils an ihren Mützen oder bey dem Lippenzierrathe anbringen, an dem jede Spitze mit einem kleinen Loche versehen ist, wodurch man diese Glasperlen befestigt. An sie hängt man wieder andere an, bis sie öfter an die Spitze des Kinnes herabgehen. In diesem Falle können sie nicht, wie bey dem einfachen Lippenschmuck verfahren, den sie nach Belieben mit der Zunge herausstoßen oder einsaugen. Sie haben auch

Armbänder von einer Muschel und andere walzenförmige, von einer bernsteinartigen Substanz, die sie auch in ihre Nasen und Ohren hängen. Diese Völker, die auf ihren Putz eine außerordentliche Sorgfalt wenden, stecken Alles, was ihnen vorkommt, in ihre durchlöcherten Lippen. Nach Cooks Reisen hatte einer von diesen Leuten 2 von den Englischen eisernen Nägeln darin und ein Andrer gab sich große Mühe, einen großen meßingnen Knopf hinein zu bringen.

Es würde, nachdem so viele höchst merkwürdige Weisen, den Körper zu bekleiden oder zu verschönern, beschrieben worden sind, allzu weit führen, wenn ich alle Völker, die sich durch ihre Tracht und Verzierung auszeichnen, zum Gegenstand meiner Darstellung machen wollte. Ich will daher nur noch von denjenigen sprechen, die in mehrfacher Hinsicht unsre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich ziehen und werde dann am Schlusse einige allgemeine Betrachtungen folgen lassen.

Alle Kleidungsstücke und Fußbedeckungen der Samojeden bestehen zur Winterszeit aus Rennthierfellen, welche mit den Haaren ausgearbeitet und zweyerley Art sind. Die männliche untere Kleidung, welche statt des Hemdes dient, heißt Maliza und das Kleidungsstück, was statt des Kaftans darüber angezogen wird und eine Kapuze zur Bedeckung des Kopfes hat, heißt bey den Samojeden Sowik. Statt der Beinkleider bedienen sie sich der bey ihnen sogenannten Pimja. Unterschuhe,

schuhe, welche sie Lipti nennen, gebrauchen sie statt der Strümpfe, Oberschuhe, Pirai genannt, statt der Stiefel. Alle unteren Kleidungsstücke haben die behaarte Seite einwärts nach dem Leibe zu, die oberen auswärts. Die weibliche Kleidung, Kusch genannt, hat denselben Zuschnitt, wie Maliz und Sowik, nur mit dem Unterschiede, daß es sich nicht in 2 Theile zertheilt, sondern zusammen genähet ist und die übrige Bekleidung des obern Körpers ist ganz so wie bey den Männern. Im Sommer tragen sie kühlere Schuhe und Kleidungen aus grobem Tuche oder Rowtug; Andere bedienen sich Russischer Hemden. Alle männliche Kleidungsstücke werden über den Kopf angezogen, vermittelst des dazu mit Fleiß gemachten Einschnittes. Den Schmuck der Männer machen die ledernen Gürtel aus, bey den Samojeden Ni genannt, welche sie mit meßingenen Knöpfen zieren, die dicht an einander genäht werden; bey den Weibern aber dienen Kuschi aus Stückchen von verschiedner Farbe zusammen genäht, so wie auch ihre Mützen, bey ihnen Sawa genannt, mit den herabhängenden, sogenannten Maga Jesje, zu nicht geringer Zierde.

Die Kamtschadalen und Koräken haben beynahe einerley Tracht. Die Kleidungsstücke aller Art werden aus der Haut der Rennthiere gemacht. Bey den ersteren sind die Schneeschuhe merkwürdig, deren sie sich bedienen.

Der Kamtschadale setzt sich selten auf den

Schlitten, ohne ein Paar dieser Schneeschuhe mitzunehmen, die für ihn von der größten Wichtigkeit sind. Er geht mit diesen in die mit tiefem Schnee bedeckten Wälder und Gebirge, um die Spuren der Zobel zu verfolgen und bahnt damit beym frisch gefallenen tiefen Schnee, durch welchen sich die Hunde kaum mit der größten Anstrengung und Schwierigkeit durcharbeiten können, den Weg, indem er den Schlitten vorausgeht und den Schnee zusammen tritt, auf welchem dann die Hunde weit leichter folgen können. Endlich sind die Schneeschuhe noch besonders nothwendig, um die Schlittenbahn in gutem Stande zu erhalten, denn wenn man ohne dieselben vom Schlitten absteigen will, so fällt man zuweilen bis über die Kniee oder bis an den Leib in denselben und verursacht große Vertiefungen und Löcher, welche den folgenden Schlitten die Fahrt sehr erschweren.

Die Schneeschuhe bestehen aus dünnen und langen Brettchen, die am vordern und hintern Ende von beyden Seiten zugespitzt, beym erstern in die Höhe umgebogen und in der Mitte mit einer kleinen Wölbung versehen sind, wodurch sie sehr elastisch werden. Zur Erleichterung des Gehens, besonders um damit bergauf zu steigen, ist es nothwendig, die dem Schnee zugekehrte Seite der Schneeschuhe mit Seehund = oder Seebärenfell so zu überziehen, daß der Strich der Haare von vorne nach hintenzu läuft, wodurch wegen der glatten Fläche das Vorwärtsschreiten erleichtert, das

Zurück=

Zurückgleiten auf dem Schnee aber, wegen der stärkern Reibung der Haare, erschwert wird.

In der vordern Hälfte des Brettchens sind Riemen befestigt, vermittelst welcher die Schneeschuhe ganz leicht an den Fuß gebunden werden. Diese Riemen werden darum in der vordern Hälfte angebracht, weil sich die hintere alsdann von selbst zurückneigt, wodurch das Gehen ungemein erleichtert wird, weil der vordere Theil derselben beym Fortschreiten von selbst in die Höhe steht.

Die mittlere Größe der Schneeschuhe beträgt etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 7 Zoll Breite. Im Allgemeinen richtet sich die Länge und Breite derselben nach dem Gewicht und der Größe der Personen für welche sie bestimmt sind. Knaben von 12 bis 14 Jahren haben viel kleinere als erwachsene Männer.

Es gibt Personen, welche mit außerordentlicher Behendigkeit mit solchen Schneeschuhen bergauf und bergab steigen können und man hat Langsdorf versichert, daß einzelne gut geübte Schneeschuhlaufer mit guten elastischen, d. h. in der Mitte nach obenzu gebogenen, Schneeschuhen mit einem Schritt die Entfernung von 5 gewöhnlichen Schritten oder von 15 Fuß messen könnten; in diesem Falle käme also das Laufen mit Schneeschuhen mit dem mit Schlittschuhen einigermaßen überein.

Die zur Jagd gleichsam gebohrnen Kamtschadalen besteigen zuweilen, um ein Argali oder wil-

des

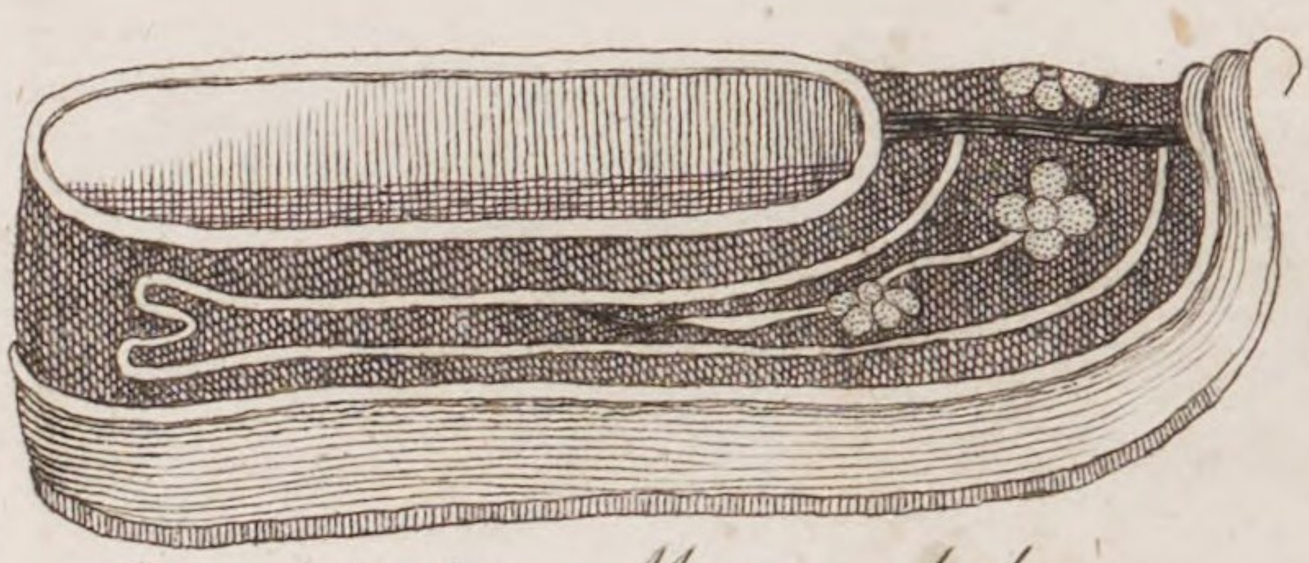
des Schaf zu erlegen, hohe Eisberge und bedienen sich bey dieser Gelegenheit der Eisschuhe, die ungefähr die Gestalt der Schneeschuhe haben und aus 7 bis 8 Zoll breit aus einander stehenden, beynahe mit einander parallellaufenden, vorn und hinten mit einander vereinigten und etwa 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Schuhe langen Stäbchen bestehen. Auf der untern Fläche derselben sind auf jeder Seite kleine Knochenspitzen eingesenkt, welche in das Eis einschneiden und das Ausgleiten verhindern. Diese Eisschuhe, die eben so wie die Schneeschuhe am Fuße befestigt werden, dienen auf Anhöhen und in solchen Gegenden, in welchen sich zuweilen tiefer, glatt gefrorner Schnee befindet und ersetzen dann zugleich auch die Stelle der Schneeschuhe. Der Zwischenraum der Seitenstäbe ist mit Querleisten und Riemen ausgefüllt.

In einigen Gegenden von Kamtschatka, in welchen die Einwohner hohe Eisberge und Gletscher ersteigen müssen, bedienen sie sich auch zu größerer Erleichterung scharf zugespitzter Eisen, welche sie unter den Füßen befestigen (gewöhnlich festschnallen); sie nennen solche Posluki und ersteigen mit denselben die steilsten und mit Eis bedeckten Abhänge und Berge.

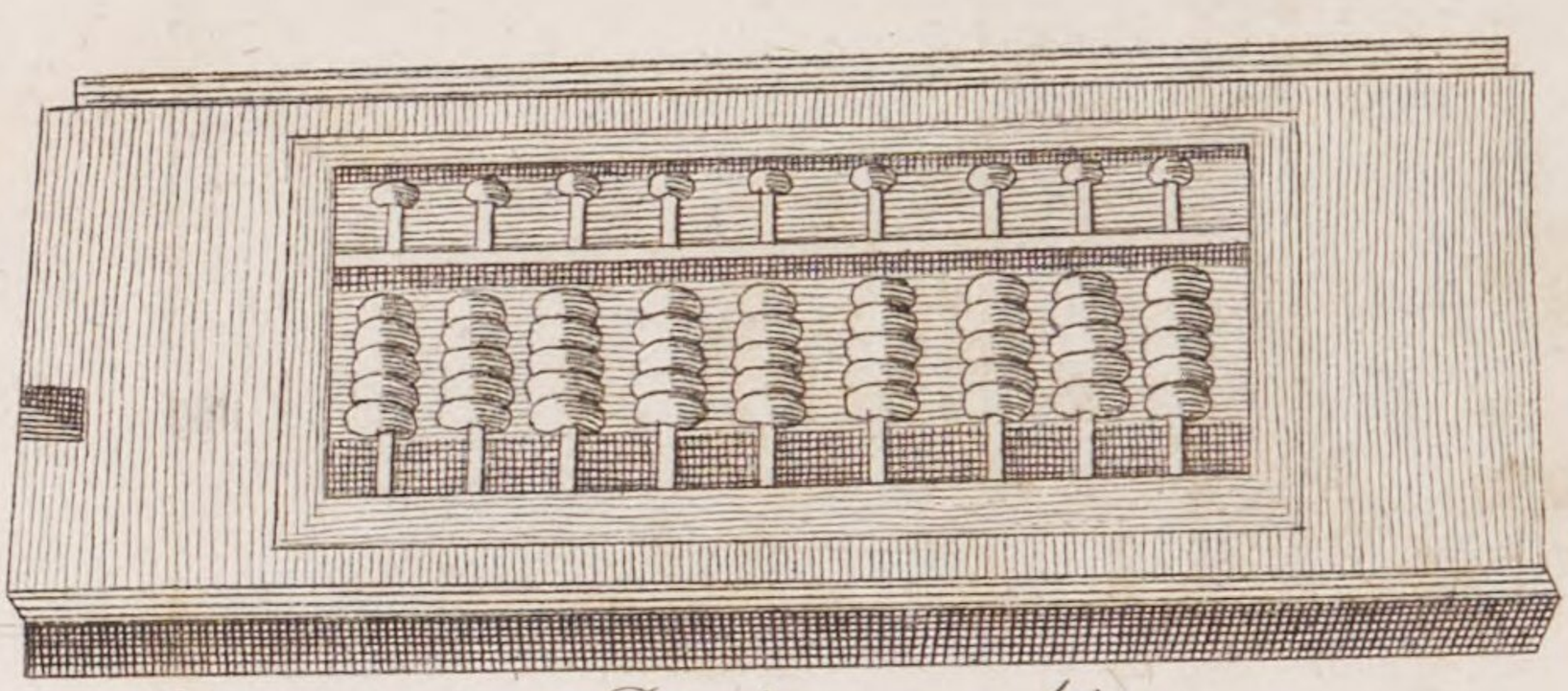
Alle einzeinen Bekleidungstheile auf dieselbe Art, als die bisher bezeichneten, aufzuführen, würde wichtigeren Gegenständen den Raum, auf den sie Anspruch zu machen haben, entziehen. Die größte Eigenthümlichkeit in der Art der Bedeckung und

Ver=

Chinesischer Frauenfuss.



Chinesischer Mannsschuh.



Chinesische Rechenmaschine.

Verschönerung zeigt sich aus leicht begreiflichen Gründen bey den Bewohnern der Eilande des grossen Oceans. Mit Recht sind daher auch die meisten Züge in dem bis jetzt gelieferten Gemählde von dort entlehnt. Jetzt, wo wir auf dem festen Lande wieder anlangen, werden wir bloß auf die Trachten Rücksicht nehmen, die sich durch Eigenthümlichkeit scharf von unseren gewohnten Europäischen unterscheiden und auch hier nur bey den wichtigeren Völkerschaften verweilen.

Zu diesen gehören in Asien vorzüglich die Sinesen, ein Volk, das sich auf eine auffallende Weise der Weltberührung entzieht und mit befremdender Härte alten Sitten und Gebräuchen anhängt.

Die Mannspersonen pflegen sich fast alle Barthaare auszuraufen, wodurch sie auffallend glatte Gesichter und ein weibisches Ansehen bekommen. Auch auf dem Kopfe scheeren sie sich alle Haare ab und nur auf dem Wirbel lassen sie eine einzige Locke stehen, die sie zierlich flechten und mit falschen Haaren vermischen, so daß sie bis auf den Boden herabhängt. In der Länge dieses Haarschopfes besteht ihr vorzüglichster Staat.

Die Sineserinnen halten verkrüppelte Füße für die größte Schönheit. Um ihnen ihre erstaunende Kleinheit zu geben, werden sie schon von der frühesten Kindheit fest eingebunden. Ein Europäer kann sie nicht ohne äußersten Eckel ansehen: denn der Knöchel an denselben ist eben durch diese

Behand-

Behandlung ganz dick und äußerst unverhältnißmäßig geworden. Auch haben die Frauenzimmer einen so schwankenden, unsichern Gang, als wollten sie jeden Augenblick fallen.

Die Kleidung der beyden Geschlechter unterscheidet sich am Wesentlichsten nur dadurch, daß die Frauenspersonen einen Halskragen an ihrem Hemde oder Unterkleid tragen, das der Männer hingegen ohne einen Kragen der Art und wie bey uns die Weiberhemden rings herum ausgeschnitten ist. Im Sommer ist ihr Anzug äußerst leicht und der Hitze des Landes angemessen. In dieser Jahreszeit tragen sie auch Fächer, Männer sowohl als Frauen, worauf ihre Kalender oder sonst etwas Denkwürdiges zum Gebrauch in Geschäften oder auch zur bloßen Unterhaltung geschrieben ist. Im Winter tragen sie wärmere Kleider, selbst Pelze, nach denen immer, besonders nach Seeottern, Bibern, Seekälbern, Nachfrage ist. Die Nägel vom dritten und kleinen Finger lassen beyde Geschlechter ungeheuer anwachsen, um zu zeigen, daß sie sich nicht mit groben Handarbeiten abgeben. Dasselbe findet man auch bey den Vornehmen in Brasilien, auf Nukahiwa ꝛc.

Wie die Japanesen bemüht sind, jeden fremden Einfluß abzuwehren, davon haben wir den neuesten Beweis durch die jüngste Rußische Expedition erfahren. Wir dürfen uns daher über die Japanische Steifheit nicht wundern, die sich auch

in

1. Ein armer Japanischer Arbeiter mit Regenhut und Strohmantel.
2. Ein Japanischer Bürger in seinem Winterkleid.
3. Ein Japanischer Bettelmönch von der Secte Rokubo.

143

1.) Eine Frau aus Japan, welche ein Kind der ärmern Classe trägt.
2.) Japanische Dame. 3.) Bedienter von Japan, der das Kind eines Reichen auf der Schulter trägt.

in den nach Langsdorf abgebildeten Japanischen Trachten offenbart.

Da die Trachten der Sinesen in häufigen Abbildungen vorkommen; so können wir uns mit dieser Bezeichnung des Allgemeinen begnügen und wollen dafür etwas länger bey den Abwechslungen im Costüm der Japanesen verweilen, die wir durch Abbildungen nach den Original = Blättern zu Langsdorfs Reisen noch anschaulicher machen wollen.

Zuerst mag uns ein Bettelmönch beschäftigen. Er ist von der Sekte des Rokuta. Auf dem Bauche hat er kleines kupfernes Becken festgebunden, von dessen Gebrauch unten die Rede ist. Auf dem Kopfe trägt er einen korbartigen Hut zum Schutz gegen Sonnenschein und Regen. Ihm zunächst steht ein gewöhnlicher Civil = Officier. Er trägt, wie dieser Gattung Menschen dort eigen ist, zwey Säbel. Die nächste Figur ist ein Japaner im Regenkleide. Ihm zur Seite steht ein Japaner im Ceremonienkleide. Dieses wird am Japanischen Neujahrstage und bey anderen feyerlichen Gelegenheiten getragen. Nähmlich vom Kaiser bis zum ärmsten Unterthan hat jeder Japanese ein festliches Kleid, das über den gewöhnlichen Anzug getragen wird. Es besteht aus einem hellblauen baumwollnen Zeug, das durch das ganze Reich von einer und derselben Güte, von einer und derselben Farbe, von einem und demselben Zuschnitt ist.

Um die Hüfte trägt der Japaner eine Binde, an welcher seine Tabakspfeife und sein Tabaksbeutel befestigt ist. Die Person, welche verschiedene lange, breite Nadeln als Kopfzierde trägt, zeigt, wie in Japan die Kinder der ärmern Classe gekleidet werden. Damit mag man die Japanische Dame mit dem Fächer vergleichen. Sie hat über den Hüften eine große Schleife, diese, mit weissen Zähnen, dient zum Zeichen, daß sie noch unverheurathet ist. Sobald sie als Frau erscheint, wird die Schleife vorn gebunden und sie färbt sich dann mit einer besondern Beitze die Zähne schwarz. Der Kopfputz ist einer Altfranzösischen Figur nicht unähnlich. In die, mit Perlen gestickten Haare werden, nach Verschiedenheit des Standes, goldne und silberne Nadeln mit Blumen und mancherley Flitterstaat gesteckt. Auf der Schulter befindet sich ein rundes Zeichen. Da fast alle Japaner beyderley Geschlechts meist schwarze oder blaue Kleider tragen und sie die obersten Kleider öfter, gleich einem Uiberrock ablegen, so sind diese beynahe alle mit einem gedruckten Wappen der Familie und des Eigenthümers bezeichnet, um dadurch alle Verwechslung zu vermeiden. Hinter der Dame steht ein Bedienter, der das Kind eines Reichen auf der Schulter trägt. Kleine Kinder haben gewöhnlich den ganzen Kopf geschoren und tragen meist rothe, oder mit vielen Blumen gezierte Kleider. Die rothe Farbe wird zu Kleidern für sehr gesund gehalten. Der Mann mit dem sonderbaren Hute und dem befremdenden Kleide

Eine Bratzkische Jungfer, vorwärts

Eine Bratzkische Jungfer zu Pinskoi Os

rückwärts.

Kaukasische Varietæt

Ein Vornehmer Tscherkess

Eine Tscherkesische Fürstentochter

1115.

ist ein armer Arbeiter, der statt des Regenschirms einen Regenhut und statt des Regenkleides eine Art von Strohmantel um hat, der ihn so ziemlich gegen die Strenge der Witterung schützt. Die letzte Figur zeigt einen Handwerksmann oder gewöhnlichen Bürger in seinem Winterkleide. Das Tuch um den Kopf ist zum Schutz gegen die Kälte bestimmt. In seinem untern Kleide, unter der Leibbinde, trägt er, wie seine übrigen Landsleute, sein Taschenbuch und in der Leibbinde einen Fächer, einen Tabaksbeutel, eine Tabakspfeife und ein Tintenfaß.

Aus der Zahl der Kaukasischen Volksstämme zeichnen sich mehrere durch ihre Tracht aus. Ein vornehmer Tscherkeß in gewöhnlicher Kleidung trägt Socken von rothem Saffian, mit Silbertressen besetzt, ein Unterkleid von weißem baumwollnem Zeuge, das bis an die Wade reicht, das Oberkleid wie die Beinkleider und bis an die Kniee reichend. Auf jeder Seite der Brust hat er 4 Patronen-Kapseln von rothem Saffian mit Silber gestickt, um die Hüften ist er durch einen mit Silber verzierten Riemen sehr fest umgürtet. An dem letztern hängt der Säbel. Der Kopf ist geschoren und durch eine melonenförmige, ausgepolsterte Mütze von weißem Tuche, mit Silber besetzt, bedeckt. Er schmaucht aus einer langen türkischen Tabakspfeife. Von dieser Kleidungsart weicht die des gemeinen Tscherkessen wenig ab. Die Tscherkessische Fürstentochter zieren Socken von rothem Saffian, über die sie Stelzenschuhe trägt, damit sie jene nicht beschmutzt;

das seidne Unterkleid hat silberne Spangen zum Zuknöpfen, das Oberkleid von Seide oben aufgeschnittene Aermel, die man aber im Sommer auf dem Rücken herabhängen läßt und ist auch vorne zugeknöpft, die Seitenhaare werden bey dem Ohrläppchen gerade verschnitten; der gedrehte lange Zopf ist mit einem baumwollnen Zeuge überzogen, an dessen Ende sich eine Schleife befindet; den Kopf bedeckt eine Tscherkessische Mütze mit Tressen besetzt. Ein Nogaisches Fräulein erscheint in saffianenen Pantoffeln und Stelzenschuhen. Uiber das Unterkleid trägt sie ein kurzes Kleid, roth und gelb gestreift, von Seide mit Gold durchwirkt und silbernen Spangen, silbernem Gürtelschloß mit Steinen besetzt. Der Kragen von Goldbrokade ist mit Steinen und Glas-Korallen verziert, das Oberkleid ist Türkisch seidenes Zeug mit Grauwerk besetzt. Die Mütze ist Tscherkessisch, der gedrehte Zopf mit Leinwand umwunden, an dessen Ende eine silberne, mit Steinen und Korallen verzierte Kette befestigt; die gestickten Zipfel der Leinwand hängen frey.

Die weite und lange Kleidung des Persers weicht von der Türkischen ab. Mannigfaltigkeit in den Farben zeichnen sie aus. Schmuck ist sehr beliebt und wird bis zur Uippigkeit vorzüglich von den vornehmen Frauenzimmern angewendet.

Von den Indischen Trachten ist der Mantel von Kokusnußblättern merkwürdig, welchen der Indische Bauer trägt, wenn es regnet. Deshalb

ist

1. Hakkri, kleines leichtes Ostindisches Fuhrwerk. 2. Der Regenmantel eines Indischen Bauers.

Ein Bergbewohner Arrakans (ein Kain)
nebst seiner Frau.

ist auch diesem Bande eine Abbildung beygelegt, die unsere Leser mit jener des oben schon beschriebenen Regenmantels zusammenhalten mögen. Die Weiber der Indier vom niedrigen Stande tragen ein großes Tuch von roth gestreifter Leinwand um die Hüften gebunden und das eine Ende über den Beinen so aufgezogen, daß es kurzen und weiten Beinkleidern ähnlich sieht. Auch haben sie ein großes Tuch um den Leib gewickelt und über den Kopf geschlagen. Ringe gehören zum Putz. Sie tragen z. B. in einem Nasenloch einen Ring mit einem Stein, eben solche Ringe im ganzen Rande des Ohrs, über den Fingern, den Zehen, große Ringe um die Fußknöchel und Arme.

Die reichen Araber haben einen kostbaren und zugleich unbequemen Kopfputz. Sie tragen nähmlich, zur Bezeichnung ihres höhern Ranges, 14 bis 15 Mützen über einander. Die oberste ist zuweilen kostbar, mit Gold und manchmahl mit den Worten: „Es ist nur ein Gott und Muhamed sein Prophet“ gestickt. Uiber diese Mützen windet man noch ein an den beyden Enden mit schönen seidenen oder goldenen Franzen versehenes Stück feines Mouselins. Unter den jungen Arabern schminken welche die Augen. Gemeine, die fast nackt sind, färben öfter den Leib mit Alhenna und Alte, um sich zu verjüngen, den Bart roth. Die Frauen bringen auf ihrem Gesicht schwarze Schönfleckchen an. Die Augen-Lieder und Brauen erhalten durch eine Farbe aus Bleyerz Pechschwärze.

Die

Die Araberinnen tragen je nach Stand und Reichthum um Arme und Finger, viele in den Ohren, bisweilen sogar in der Nase Ringe, um den Hals Schnüre von Glasperlen, Vornehme Ketten von Gold. Die Mützen zieren Perlen und Gold; darum sind Binden gewickelt, von denen Zipfel herabhängen, die mit Gold = und Silbermünzen besetzt sind. Gewöhnliche Tracht der gemeinen Weiber ist ein Paar weite Beinkleider und ein Hemd, wohl auch statt der erstern ein um den Leib gewickeltes Tuch und ein Mantel darüber. Der Araber braucht seine Kleidung zugleich als Bettzeug, an dessen Stelle bey den Gebirgsbewohnern ein großer Sack trit, in den er sich Nachts steckt, um gegen das Ungeziefer und Witterung gedeckt zu seyn.

Die Aegypterinnen wenden viel auf den Turban, der bey den Orientalischen Völkern von verschiedner Art ist. An den Aegyptischen der Frauen sind oft Perlen, Diamanten, Goldstücke, bey den gemeinen Weibern einige Paras verschwendet. Männer und Weiber färben sich die Augenbrauen schwarz, die Nägel an den Fingern und die hohle Hand roth mit Hennah (das auch bey anderen Völkern zu demselben Zwecke angewendet wird). Gesicht, Arme und Leib tattowiren sie mit Pulver. Die Kopten zeichnen sich das Kreuz, den Erlöser oder irgend einen heiligen Gegenstand und sind damit oft häufig bedeckt. Auch in diesem

Lande

Lande ist der Gebrauch der Ringe häufig; selten sind sie aber von großem Werthe.

Das Haupthaar der Frauenzimmer läßt man, wie den männlichen Bart stehen, das andre Haar wird wegbarbirt. Doch lassen die Männer oben auf dem Hauptwirbel, wo bey den Europäischen katholischen Priestern die Tonsur ist, einen Haarzopf wachsen.

Kleidung und Zierrath Afrikanischer Negervölker sind leicht gezeichnet. Bey den Mandingos am Gambia in Afrika kleiden sich, nach Mungo Park, beyde Geschlechter in baumwollne Zeuge, die sie selbst verfertigen. Die Männer tragen einen weiten Oberrock, einem Chorhemde nicht unähnlich und Hosen, die auf die halben Schenkel hinunter reichen. An den Füßen haben sie Sandalen und eine weißbaumwollne Mütze auf dem Kopfe. Der Weiberanzug besteht aus 2 Stücken Zeug, deren jedes ungefähr 6 Fuß lang und 3 Fuß breit ist. Von diesen wickeln sie eines um den Leib; da es bis zu den Knöcheln herabhängt, vertrit es die Stelle eines Unterrocks. Das andre wird nachläßig über Schultern und Busen geworfen. Ein National-Unterschied zeigt sich nur im Hauptschmucke der Weiber. So tragen in den Gambia-Ländern die Weiber eine Art Binden, Fatla genannt, oder einen schmalen Streif von baumwollnem Zeug, der oftmahls gleich über der Stirn um den Kopf gewunden wird. In Bantan werden Fäden mit weißen kleinen Kugeln um den Kopf gewun-

gewunden und die Stirne auf der Mitte mit einem kleinen Goldblech geziert. In Kassan schmücken die Damen ihre Köpfe sehr geschmackvoll und elegant mit weißen Seemuschel-Schaalen. In Ludamar thürmen die Frauenzimmer ihr Haar durch ein Kissen sehr hoch empor, welches sie mit einer Art Korallen verzieren, die die von Mekka rückkehrenden Pilger von dem rothen Meere bringen und die für einen sehr hohen Preis verkauft werden.

Die Mandingoer haben eine Art körperlicher Verzierung, die sich wohl kein Leser gefallen lassen möchte. Sie tattowiren sich nähmlich nicht bloß wie ihre Nachbarn, die Montecken, das Gesicht, sondern befeilen auch ihre Zähne und zerschneiden sich die Brust so, daß sie ganz zerfetzt oder beynahe brodirt aussehen. Viele von ihnen schneiden sich auf dem Bauch drey schmale Queerstreifen. Die Wunde wird hernach von Neuem aufgerissen, so daß aus diesen Streifen allmählig hervorragende Schwielen entstehen und die Neger, ehe dieser Zierrath ganz vollendet ist, große Schmerzen erdulden müssen.

Die Tracht der Südafrikanischen Völkerschaften wird schon hinreichend aus den Abbildungen erkannt. Eine Art von Putz, die in der heißen Zone verbreitet ist, muß aber hier noch mit Bemerkungen begleitet werden. Die Hottentotten reiben ihre Körper mit Fett ein; dasselbe thun die Beetjuaner, die Schaggaer pflegen sich, wenn sie

es bekommen können, mit Menschenfett zu salben ꝛc. Unstreitig hat diese Hauteinreibung auch auf die Gesundheit Einfluß. (vgl. o.)

Betreten wir noch einmahl den Boden von Amerika, so finden wir auch hier ein so reiches Gemische von Völkerstämmen und so viel Eigenthümliches in den körperlichen Verzierungen derselben, daß die Auswahl, die der Raum gebiethet, schwierig wird. Welche Erinnerungen und welche Aussichten knüpfen sich nicht an diesen Erdtheil, wenn wir die Aeußerlichkeiten seiner früheren und jetzigen Bewohner untersuchen, wenn wir bey den Trachten, die von Mexikanischen Mahlern zu Montezumas Zeit gezeichnet wurden und bey dem Einflusse Europäischer Sitten auf ausgedehnte Strecken verweilen. Von den ersteren haben wir aus „Humbolds pittoresken Ansichten der Cordilleren und Monumente Amerikanischer Völker" eine gewählt. Sie stellt den unglücklichen Montezuma II. im Hofkleide vor, das er im Innern seines Pallastes zu tragen pflegte. Sein Rock (Tlachquauhjo), ist mit Perlen besetzt; seine Haare sind auf der Spitze des Kopfes vereinigt und mit einem rothen Bande zusammengebunden, was eine militärische Auszeichnung der Prinzen und der tapfersten Anführer war. Seinen Hals ziert ein Schmuck von feinen Steinen (Cozcapetlatl); allein er trägt weder Armbänder (Matemecatl), noch Halbstiefel (Cozehuatl), noch Ohrringe (Nacahtli), noch den, mit Smaragden besetzten, an der Unterlippe

pe hängenden, Ring, der zum großen Anzug des Kaisers gehörte.

Trachten Europa's haben in einem großen Theile des neuen Continents altes Costüm verdrängt. Von den Völkerschaften, die ihre eigne Tracht auszeichnet, sind einige der wichtigeren hier zu schildern:

Die Karaiben-Arawauken, seltner die Warauen, beschmieren sich den ganzen Leib mit Oel und färben sich dann mit Rucu oder Orleans ganz roth. Zuweilen färben sie so nur Hände und Füße, als ob sie rothe Handschuhe und Stiefel trügen. Sie glauben, die rothe Farbe schütze vor dem Teufel oder bösen Geiste der Europäer; daher sich auch Keiner, ohne sich roth gefärbt zu haben, einem Europäer nähert. Bey öffentlichen Lustbarkeiten und feyerlichen Tänzen bemahlen sie sich den ganzen Körper mit allerley Figuren von Schlangen u. dgl. in schwarzer Farbe. Die Weiber, deren eigentliches Geschäft dieses ist, bringen oft ganze Tage damit zu. Sit tragen bey solchen Tänzen auch eine Art von Mänteln, entweder von blauem Cotton oder gefärbtem Schilfe und an den Knöcheln und Füßen befestigen sie eine Art von Schellen, die aus hohlen Nüssen gemacht werden.

Die Weiber putzen sich vorzüglich mit kleinen, mit Korallen durchwirkten, cottunenen oder aus Baumrinde geflochtenen Schürzen, welche oft nur die Größe eines Quartblattes haben. Statt

dieser

dieser tragen die Karaibischen Weiber eine Art von Hosen, von Cotton, welche die Hälfte des Schenkels bedecken.

Die Weiber der Warauen machen sich, was wir auch bey anderen Völkern gefunden haben, Löcher durch die Ohrläppchen, um Zierrathen hindurch zu stecken. Hier sind sie so groß gebohrt, daß man einen Korkstöpsel hindurch schieben kann, in welchen sie ihre Nadeln stecken. Oft haben sie auch die Lippen mit Nadeln besteckt. Viele Männer ziehen sich einen Faden duech den Nasenknorpel und hängen ein Stück Silberblech daran.

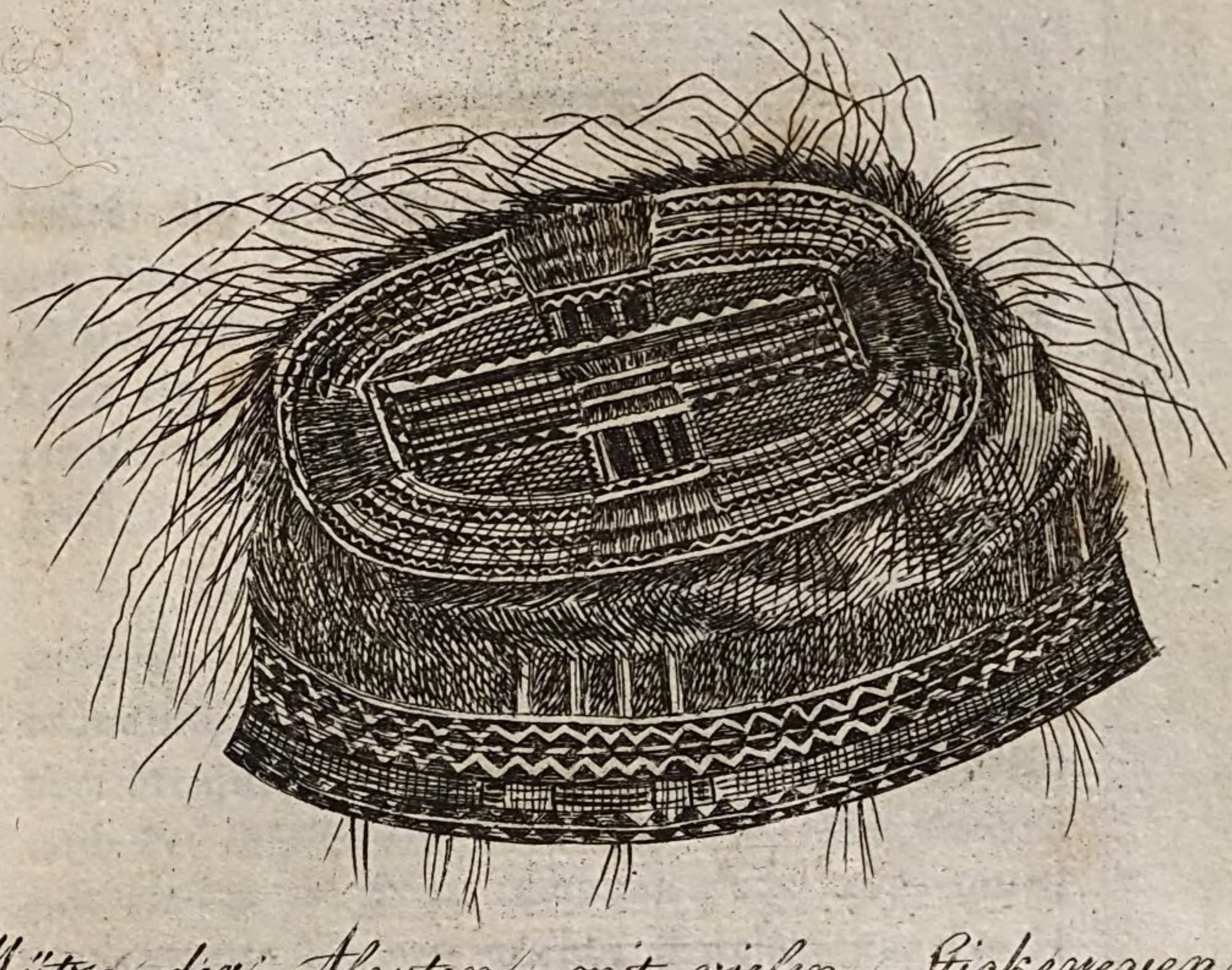
Würde ich die bisher entworfne Schilderung noch weiter fortführen, so würde ich den Leser zwar noch auf viel Neues hinleiten können, aber auch viele Erinnerungen anregen müssen. Auch bey Amerikanischen Indianern zeigt sich Putz und Prachtliebe wie bey anderen Volksstämmen, von denen ich schon geredet. Und so mag denn hier, was Langsdorf von den Indianern der Mission St. Francisco in Californien bemerkt, diese Uibersicht merkwürdiger Verzierungen des menschlichen Körpers schließen:

„Ihr Putz besteht in Zierrathen mancherley Art, die sie sich theils von Federn, theils von Muscheln und zwar von einer Art Seeohr (wahrscheinlich Haliotis gigantea) verfertigen, welche häufig an den hiesigen Küsten und in der Nähe von Monterey gefunden wird und an Pracht der schil-

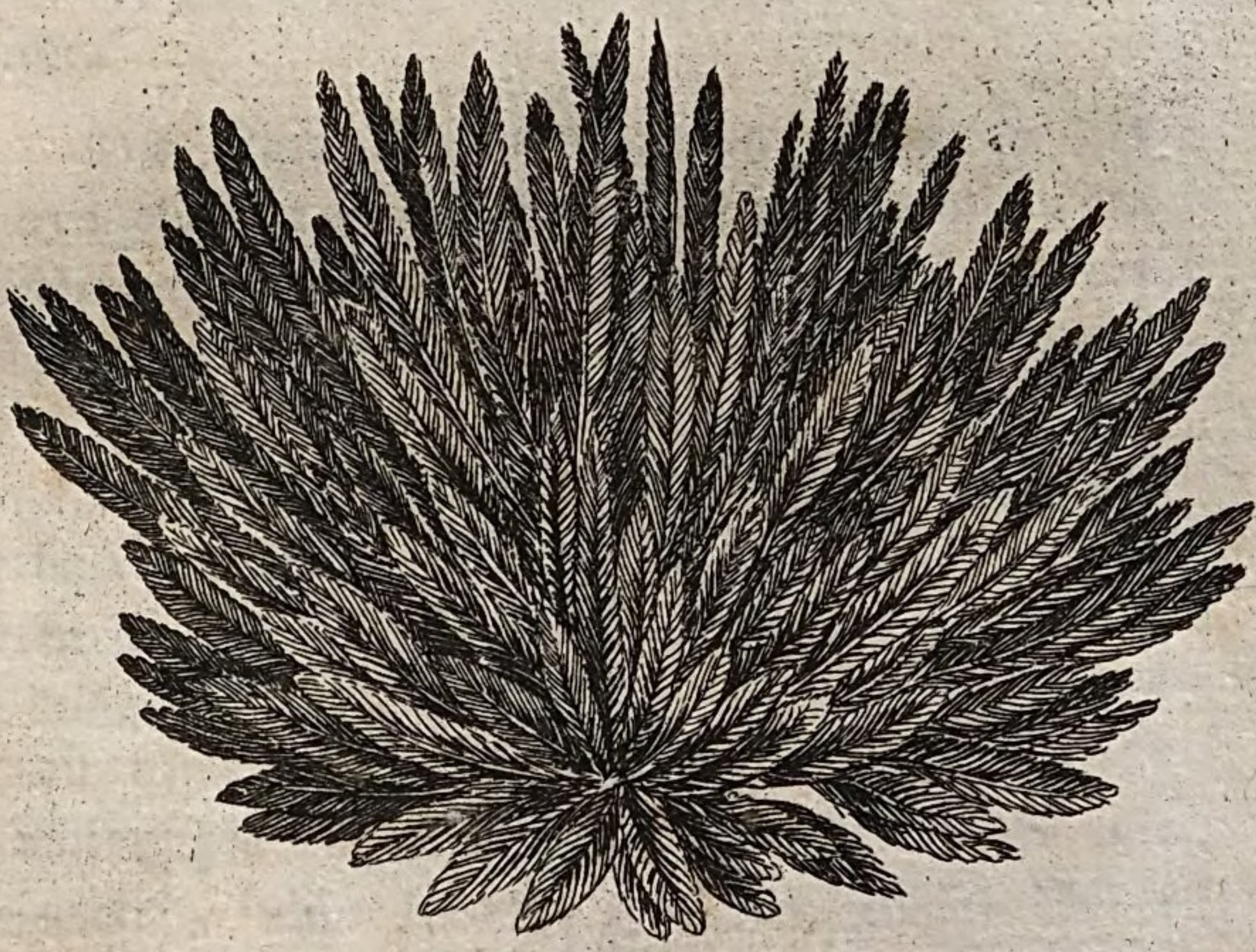
lernden Farben der Haliotis Iris der Neuseeländer wenig nachgibt. Von einer andern mir nicht zu Gesicht gekommenen Muschelart, verfertigen sie kleine Ringe, die sie mit bewundernswürdiger Genauigkeit alle von einerley Größe zu machen und in der Mitte ohne eiserne Instrumente zu durchbohren wissen. Diese Ringe haben zum Theil das Ansehen unserer Glaskorallen und werden auch eben so an Schnüre angereiht und als Halsschmuck getragen."

„Die schönste Kopfzierde besteht aus den beyden mittleren Schwanzfedern eines Spechtes (Picus auratus), deren Schaft von Natur schön zinnoberroth ist. Diese Federn werden bis auf einen Zoll von ihrer Endspitze von den Fahnen gereinigt und dann so geschickt an einander gereiht und fest gebunden, daß daraus eine Art von Kopfbinde entsteht, die sehr gut aussieht. Unter anderen Merkwürdigkeiten, die ich gegen Europäische Glaskorallen, seidene Bänder, Messer und andere Gegenstände eintauschte, erhielt ich einen solchen Zierrath, der aus 450 Federn zusammengesetzt ist und zu dem also 225 Vögel erfordert wurden; ich konnte aber nicht erfahren, wo und auf welche Weise sich diese Menschen so viele Vögel der Art verschaffen können, da dieselben nur die waldigen Gegenden lieben und sich diese in der Nachbarschaft von St. Francisco nur wenig finden."

„Ein andrer Kopfschmuck, dessen sich die Indianer gewöhnlich bey ihren Tänzen bedienen, besteht



Mütze der Aleuten mit vielen Stickereyen



Kopf-Putz der Indianer in Neu-Californien.

besteht aus den Federn von einem hier sehr gemeinen Geyer (Vultus Aura). Die Schwanz- und Flügelfedern dieses Vogels werden in der Figur etwa eines Türkischen Turbans zusammengeflochten und bey öffentlichen Gelegenheiten auf den Kopf gesetzt."

„Auch ist die Tattowirung und zwar vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlechte, gebräuchlich. Bey einigen sieht man eine doppelte oder dreyfache Linie, die von beyden Mundwinkeln nach den Seiten des Kinns zuläuft, bey anderen sind blos in der Mitte desselben einige nach unten concentrisch sich vereinigende Streifen angebracht und die meisten haben an der vordern Seite des Halses, von dem Kinn bis zur Brust und auf den Achseln kunstlose einfache Längs- und Queerstriche."

Die Europäischen Trachten haben in der neuern Zeit sehr an Einförmigkeit gewonnen. Insoferne eignen sich nur diejenigen, welche von der vorherrschenden Form abweichen, zu einer genauern Untersuchung ihrer Theile. Allein, selbst die auf einzelne Landstriche beschränkte, durch ihre Sonderbarkeit sich auszeichnenden Kleidungs- und Putzarten sind zu oft geschildert und in so häufigen Abbildungen dargestellt worden, daß mir der größere Theil der Leser gewiß Dank weiß, wenn ich für Abbildungen und Beschreibung des Costümes entfernterer, nicht so nahe gerückter Völker Sorge getragen habe. Doch verdienen auch einige Europäische

päische Kleidungsarten der Bewohner Helvetiens, des südlichen Baierns, der Hamburger-Bierlande, Pohlens, der Türkey, der Mainoten, Hydrioten, der Lappen, Hochschotten ꝛc. eine besondre Aufmerksamkeit. Doch ist es hinreichend, das Wesentlichste — was auch in Betreff mehrerer im Texte übergangner Völker gilt, lediglich durch treue Abbildungen zu veranschaulichen.

Staunend wird der Leser auch hier vor dem bunten Gemische, das ich ihm vorgezeigt habe, stehen bleiben. Allenthalben, auch auf der niedersten Stufe der gesellschaftlichen Bildung, findet sich ein Streben, Formen zu bilden, die ursprüngliche Gestalt durch die Kunst zu verschönern. Wenn entfernte Völker in der Bildung dieser Formen den Geschmack durchaus beleidigen, so darf der Europäer nicht vergessen, daß seine steife, zwangvolle Tracht, seine Perücken, Ohrengehänge, Schnallen, Schnupftücher ꝛc. gleichfalls zu den Dingen gehören, die andere Völker anstaunen und daß er, hingegeben dem Wechsel und Spiel einer kindischen Mode, viel niedriger erscheint als ein Mensch, welcher der Natur getreuer, seine Freude an einfachem, dauerndem Putze findet. Der Mann von Nukahiwa, dessen Abbildung diesem Bande angehört, hat nothwendig mehr Anziehendes, als ein eckelhafter, noch so künstlich zugeschnittner, in den Lüsten des Lebens aufgezehrter Pariser Geck.

Vom Aufenthalte der Menschengattung, der Wohnung und den häuslichen Geräthschaften.

Wenn wir den Wohnsitz von Pflanzen und Thieren örtlich sehr beschränkt finden: so zeigt sich dagegen der Mensch auch dadurch über jedes Geschöpf hervorragend, daß er frey seinen Aufenthaltsort verändern und unter allen Zonen, unter den verschiedensten Graden der Luft, Kälte, Wärme, ausdauern kann. Man kann annehmen, daß der äußerste Grad der Kälte, in welcher der Mensch aushält, bis beynahe 200 Grad unter o und der äußerste Grad der natürlichen Hitze bis 125 und noch mehr ist.

Mehrere Beyspiele mögen zum Beweise dienen:

J. G. Gmelin beobachtete 1753 zu Jeniseisk unter dem 58. Grade der Nordbreite und dem 110. Grade der Länge im Januar eine Kälte von 126° unter o Fahrenheitischer Skale.

Der berühmte Pallas erfuhr 1772 zu Krasnojarsk 56° nördlicher Breite und 110° der Länge im December eine Kälte von 80° unter o und weit darüber.

Auf der Hudsonsbay kann bey der großen Kälte nicht einmahl der Weingeist in den Stuben flüssig erhalten werden.

Der Grönländer erträgt einen ungeheuren Grad von Kälte. Selbst da, wo wie im Kaninsker

Lande

Lande mehr dünnes Weidengesträuch wächst, das die Samojeden zum Brennen gebrauchen, wo der Isabis, die Schneeammer und der Eisbär einzeln und halberstarrt und ausgehungert vorkommen und sich in Höhlen verkriechen und das vegetabilische Leben vor Kälte erlischt, selbst da dauert der Mensch noch aus. Am meisten Beugsamkeit der Organisation, vermöge welcher er den gewaltsamsten Uibergängen aus einer Temperatur in eine andre nicht unterliegt, besitzt der Europäer. Nicht so erträgt der Kupferfarbige den Wechsel von Hitze und Kälte. Der Russe kann diesen am Beßten ertragen. Er verdankt dieses unstreitig seinen Schwitzbädern: die wir daher nach Storch etwas genauer betrachten wollen.

„In Rußland bestehen die öffentlichen Bäder gewöhnlich aus schlechten hölzernen Häusern, die, wo möglich, an einem fließenden Wasser angelegt werden. Das Badezimmer selbst hat einen großen gewölbten Ofen, der wenn er geheizt wird, die darauf liegenden Feldsteine glühend macht und mit einem eingemauerten Kessel versehen ist, um siedendes Wasser zu erhalten. Rund umher an den Wänden, sind 2 bis 3 Reihen Bänke angebracht, die stufenweise über einander stehen. Die Badestube hat wenig Luft, aber hin und wieder Oeffnungen, um die Dünste herauszulassen. Das nöthige kalte Wasser läuft in offenen Rinnen zu. Einige Bäder haben Vorzimmer zum Aus- und Ankleiden; bey vielen aber geschieht dieß auf einem

offenen

offenen Vorhofe, der deshalb mit hölzernen Bänken besetzt ist."

„So wie wir die Bäder hier beschrieben haben, sind bey weitem die mehresten beschaffen. Auf dem Lande, in Gegenden, wo das Holz selten ist, bestehen sie zuweilen aus armseligen Erdhütten, die gemeiniglich am Ufer eines Flusses in die Erde gegraben werden. In den Häusern des wohlhabenden Mittelstandes und in den Pallästen der Großen sind sie bey der nähmlichen Einrichtung im Wesentlichen, prächtiger und bequemer."

„Die Hitze im Badezimmer wird gewöhnlich auf 32 bis 40 Reaum. Grade getrieben und noch dadurch sehr vermehrt, daß man etwa von 5 zu 5 Minuten Wasser auf die glühenden Feldsteine in der Ofenkammer sprengt. Zuweilen steigt sie daher, besonders auf der obersten Bank, bis zu 44 Graden. — Die Badenden legen sich, völlig entkleidet, auf eine der Bänke und schwitzen hier mehr oder weniger nach Maaßgabe des heißern Dunstkreises, in welchem sie sich befinden. Um die Ausdünstung noch mehr zu befördern und die Schweißlöcher völlig zu öffnen, lassen sie sich mit Besen von belaubten Birkenreißern reiben oder sanft schlagen. Nach einer Weile steigen sie von der Schwitzbank herunter und waschen sich den Körper mit wärmerm oder kälterm Wasser ab und zuletzt stürzt man ihnen gewöhnlich einen ganzen Eimer Wasser über den Kopf. Viele Leute werfen sich unmittelbar aus der Schwitzstube in den nächsten Fluß, wie die

Jüng-

Jünglinge des alten Roms nach dem Ringen in den Teich sprangen, oder wälzen sich bey einer Kälte von 10 und mehr Graden in dem Schnee."

In mehreren Minen von Neuspanien ist der Bergmann einer Temperatur ausgesetzt, die um 6 Grade den Mittelstand der Temperatur von Jamaika und Pondichery übersteigt. In der großen Perpendikulär=Tiefe von 513 Metres im Grunde des Bergwerks von Valenciana fand Humbold den hundertgradigen Thermometer, der in der freyen Luft, bey dem Eingange in den Schacht, des Winters bis auf 4 oder 5 Grade unter Null fällt, auf 34 Grade. So hält es also der Mexikanische Bergmann noch bey einer Verschiedenheit von 30° aus. Die Indianer, die das Erz auf ihrem Rücken heraufstragen und ganzer 6 Stunden unaufhörlich mit einem Gewicht von 225 — 250 Pfund belastet sind, steigen in einer so hohen Temperatur 8 — 10mahl hintereinander, ohne auszuruhen, Treppen von 1800 Stufen hinauf.

Am Chimborasso athmete Humbold auf einer Höhe von 3025 Toisen bey einem Luftdruck, bey dem der Barometer bis 13 Zoll, 11 $\frac{2}{10}$ Linien herabsank und Gay Luzac hat eine Viertelstunde lang bey einem Luftdruck von 0m3288 geathmet.

Dem Menschen ist diese Beugsamkeit gegeben, weil sie ihm die Herrschaft über das Willenlose sichert und auch den Körper dem Gedanken dienstbar macht und unter verschiedene Lagen versetzt,

setzt, sein Daseyn noch rettet. Dieses Daseyn unabhängig von jedem Natureinflusse zu machen, bleibt immer seine größte Aufgabe. Deshalb finden wir auf der ganzen Erde, nach den Graden menschlicher Bildung, ein Bestreben, sich den Einwirkungen des Clima's, der Luft, der Wärme ꝛc. zu entziehen. Zugleich zwingt Furcht vor reißenden Thieren, Plage des Ungeziefers, Liebe des zu schützenden Eigenthums in die sichre Wohnung zu flüchten. In der Errichtung dieser erscheint der Mensch auf das Neue höchst merkwürdig. Die Natur selbst biethet ihm das einfachste Obdach dar, den Baum und die Höhle. Welch ein mächtiger Abstand zwischen diesen bis zum Pallaste, in den schönsten Kunstformen aufgebaut? Wie viele Stufen der Bildung mußte der Mensch erringen, ehe er auch seinem Wohnsitze das edle Gepräge seines Geistes aufdrückte?

Wir wollen uns nun auf dem Gebiethe, das wir jetzt betreten haben, unterrichten. Zuerst spricht uns eine merkwürdige und sichre Naturwohnung an. Am Ausflusse des Orinoko dient die Fächerpalme, Mauritia, dem Guaranen zur Hütte. Er spannt Matten, aus den Blattstielen dieses Baumes gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Latten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber Feuer zu häuslichen Be-

dünisser an. Wer bey Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen hoch in der Luft.

Dürftig sind auch die Wohnungen im Notka-Sunde. Cook schildert uns das Dorf, am Eingange des Sundes am Rücken einer Anhöhe, deren Abhang vom Strande an bis zu dem Rande des Waldes, in welchem Zwischenraume es gelegen ist, ziemlich steil hineinangeht.

„Die Häuser, heißt es in der Beschreibung seiner dritten Reise, sind in 3 Reihen gebaut, so daß eine hinter der andern etwas höher steht; die größeren Gebäude sind in der vordersten Reihe, die kleineren weiter zurück. An jedem Ende sind noch einige zerstreute Wohnungen angebracht. Diese Reihen werden in ungleichen Entfernungen von engen Fußpfaden oder Gäßchen durchschnitten, die nach der Höhe zu gehen; diejenigen Gassen aber, die nach der Richtung der Häuser, zwischen den Reihen dahinlaufen, sind viel breiter. Obgleich diese Anlage einigen Schein von Regelmäßigkeit hat, so ist doch in Ansehung der Häuser selbst keine Ordnung beobachtet; denn man weiß nicht, ob die Abtheilungen, die durch die Gassen und Gäßchen entstehen, ein einziges Haus oder ob es mehrere sind, so wenig regelmäßiger Unterschied ist daran zu bemerken, weder von außen noch von innen. Sie sind aus sehr langen und breiten Dielen gebaut, die mit den Kanten auf einander gesetzt und hie und da durch Bänder von Fichtenrinden an einander befestigt werden. Von außen

haben

haben sie keine andre Stütze, als einige ziemlich weit aus einander stehende dünne Pfosten oder Stangen, woran die Dielen ebenfalls festgemacht sind; inwendig sind einige stärkere Stangen in schiefer Richtung angebracht. Die Seiten und beyden Giebel dieser Wohnungen sind 7 bis 8 Fuß hoch; die Rückwand aber beträgt etwas mehr: daher denn die Planken, welche das Dach ausmachen, etwas abwärts hängen; sie liegen übrigens ganz unbefestigt darauf, so daß sie, bey Regenwetter zusammengerückt, bey guter Witterung aber wieder auseinander geschoben werden können, damit das Licht in die Wohnung fallen und der Rauch hinaus ziehen kann. Uiberhaupt sind es erbärmliche Wohnungen, an denen weder Fleiß noch Geschick zu sehen ist. An manchen Stellen passen die Seitenplanken ziemlich genau zusammen, an vielen aber stehen sie ganz auseinander; auch ist keine eigentliche Thüre darinnen angebracht, sondern man kommt bloß durch ein Loch hinein, welches entweder zufälliger Weise durch die ungleiche Länge der Planken entstanden ist, oder diese Dielen sind zuweilen dergestalt befestigt, daß eine über die andre etwas hervorgeht und eine Oeffnung von ein Paar Schuhen läßt, durch die man ins Haus kommt. So sind auch einige Löcher oder Fenster an den Seiten zum Hinausschauen angebracht, allein sie haben weder regelmäßige Form, noch schicklichen Platz. Um den Regen abzuhalten, werden Stücke Matten davor gehängt."

„Besin-

„Befindet man sich innerhalb einer solchen Wohnung, so kann man öfter ganz ununterbrochen durch eine lange Reihe dieser Gebäude, von einem Ende bis zum andern hinsehen. Denn obgleich auf jeder Seite für den Aufenthalt mehrerer Familien besondere Anfänge oder Spuren von Abtheilungen zu sehen sind, so sind sie doch so beschaffen, daß die Aussicht dadurch nicht unterbrochen wird; denn öfters bestehen sie bloß aus Stücken von Planken, welche von den Seitenwänden nach der Mitte des Hauses heraus gehen; wären sie ordentlich gemacht, so könnte das Ganze zu nichts besser verglichen werden, als zu einem langen Stalle, mit einer doppelten Reihe von Ständen und einem breiten Durchgang in der Mitte. Dicht an der Rückwand dieser Abtheilungen ist eine niedrige Bank von Brettern angebracht, die nur 5 bis 6 Zoll über den Fußboden erhöht und mit Matten bedeckt ist und der Familie zum Sitzen und Schlafen dient. Diese Bänke sind gemeiniglich 7 bis 8 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit. Zwischen diesen und der Mitte des Fußbodens ist der Feuerplatz, der aber weder Heerd noch Schornstein hat. In einem Hause, welches sich am Ende einer mittlern Reihe befand und von den übrigen durch eine hohe Zwischenwand abgesondert und regelmäßiger angelegt war, als alle, die wir sahen, waren 4 dieser Bänke, die 4 besondere Familien einnahmen, welche aber durch keine Zwischenbretter abgetheilt waren. Der mittlere Theil des Hauses schien allen gemeinschaftlich zuzugehören.“

„Ihr

„Ihr Hausgeräthe besteht vorzüglich aus einer großen Menge von Kisten und Schachteln von mancherley Größe, die an den Seitenwänden und Enden des Hauses auf einander geschichtet stehen und ihren Vorrath von Kleidern, Rauhwerk, Masten und anderen Dingen enthalten. Einige dieser Schachteln sind doppelt, so daß eine der andern zum Deckel dient; andere haben bloß Deckel, die mit ledernen Riemen, statt der Bänder versehen sind; noch andere, von der größten Sorte, hatten am obern Theile viereckig ausgeschnittene Löcher oder Lücken, durch welche sie die Sachen hineinlegten oder herausnahmen. Sie sind öfters schwarz angestrichen und mit Zähnen von allerley Thieren besetzt oder mit einer Art von geschnitztem Leistenwerke und Figuren von Vögeln und anderen Thieren geziert. Ihr übriger Hausrath besteht mehrentheils in länglich viereckigen Zubern oder Wassereimern, worin sie auch andere Sachen aufbehalten; in runden hölzernen Bechern und Näpfen, in kleinen seichten hölzernen Trögen, die ungefähr 2 Fuß lang sind und woraus sie ihre Speisen genießen; in geflochtenen Körben, Säcken von Mattenwerke u. dgl. Ihr Fischgeräthe und andere Waaren liegen oder hängen an verschiedenen Enden und Ecken der Häuser ohne alle Ordnung herum und das Ganze biethet einen vollständigen Anblick von Wust und Verwirrung dar. Die einzigen Plätze, wo es noch ordentlich aussieht, sind ihre Ruhebänke; hier sieht man nichts als die Matten, die überhaupt auch reiner oder von feinerer

nerer Arbeit sind als diejenigen, worauf sie in ihren Kähnen sitzen.“

„Die Unreinlichkeit und der Gestank in diesen Häusern ist wenigstens eben so groß, als die darinnen herrschende Unordnung. Sie dörren nicht nur die Fische darin, sondern sie nehmen auch daselbst ihre Eingeweide aus, die, nebst den Gräten, den weggeworfenen Uiberbleibseln ihrer Mahlzeiten und einer Menge andern Unraths überall haufenweise auf einander liegen und wie ich vermuthe, nicht eher weggeräumt werden, als bis der Haufe so groß geworden ist, daß man nicht mehr darüber hinweggehen kann. Mit einem Worte, ihre Häuser sind so unflätig wie Schweinställe und sowohl innerhalb als außerhalb derselben riecht alles nach Fischen, Thran und Rauch.“

„Bey aller dieser Unordnung sind doch viele Häuser mit Bildsäulen geziert, die aber freylich nicht viel mehr sind, als 4 bis 5 Fuß hohe Klötze, von sehr starken Bäumen, die entweder einzeln oder paarweise, am obern Ende des Hauses aufgestellt sind und an deren Vordertheil ein ausgeschnitztes Menschengesicht zu sehen ist. Die Arme und Hände sind an den Nebenseiten angebracht und mit verschiedenen Farben bemahlt, so daß das Ganze eine äußerst seltsame ungeheure Figur vorstellt. Der allgemeine Nahme dieser Bilder ist Klumma, diejenigen aber, die wir in einem Hause als 2 Seitenstücke, ungefähr 3 bis 4 Fuß weit aus einander gestellt sahen, nannte man Natchkoa

und

und Matseera. Ein großer Theil dieser Klötze war mit einer Matte, gleich einem Vorhange bedeckt, welche die Eingebohrnen allemahl sehr ungerne wegnahmen; wenn es aber geschah, so schienen sie diese Bilder auf eine geheimnißvolle Weise anzureden."

Auf Unalaska bestehen die Wohnungen in Jurten oder Gruben, die mit einem Dache von aufgeworfener Erde bedeckt sind, auf welcher, wenn die Hütte einige Jahre gestanden hat, hohes Gras wächst, so daß dann die Dorfschaft mit einem Europäischen Todtenacker mit hohen Grabhügeln Aehnlichkeit hat. In diese Hütten steigt man von oben gleichsam durch den Schornstein oder Rauchfang. An einigen größeren, die zugleich zur Wohnung der Russen dienen, sind auf der Seite niedrige Thüren angebracht. Das Tageslicht fällt durch kleine, mit Seehundsblasen oder getrockneten Fischhäuten bedeckte Oeffnungen oder Fenster. Im Innern sind an den Wänden mehrere Abtheilungen gewöhnlich von Seehundsfellen oder Strohmatten angebracht, wodurch die Grenze und das Eigenthum verschiedener Familien, die in einer und derselben Hütte mit einander wohnen, bestimmt wird.

Langsdorf fand, als er bey einem Oberhaupte oder Hausvater der Kaluschen, den Urbewohnern am Norfolk-Sunde, übernachtete, eine kleine bretterne Hütte, etwas länger als breit und mit grünen Baumrinden bedeckt. Sie wurde

durch

durch ein großes in der Mitte brennendes Feuer erwärmt. Einige nicht bedeckte Oeffnungen des Daches und die Thüre dienten zum Rauchfang, daher auch das Innre mehr einer Rauchkammer als Wohnung glich. Uiberdem war hier eine Menge Fische aufgehängt; nirgends Reinlichkeit sichtbar. Das Oberhaupt hatte seine Schlafstätte gerade dem Eingange gegen über und rings umher waren einzelne, bloß durch einen Balken gemachte Abtheilungen für die übrigen zu seiner Familie oder Bedienung gehörigen Personen, deren Zahl etwa 12 bis 15 betragen mochte.

Von den Häusern der Kaluschen *) in ihrer Festung erzählt Langsdorf:

„Diese Häuser sind länglich viereckig von verschiedner Größe, in regelmäßigen Reihen in der Entfernung von einigen Klaftern von einander erbaut. Das aus breiten und einzeln auf einander gelegten Baumrinden bestehende Dach, ruht auf etwa 10 bis 12 dicken, tief in die Erde gegrabenen Pfosten, in welche breite dicke Bretter, welche die Seitenwände der Hütte ausmachen, eingesenkt sind. Der Eingang ist an der schmalen Giebelseite angebracht und zuweilen mit bunten Erdfarben bemahlt.“

Eine

*) Die Völker eines großen Theils der NW. Küste von Amerika werden von den Russen mit dem allge-

Eine Samojedische Wohnung *), welche in der Sprache der gebohrnen Samojeden Miakana und bey den Russen Tschum heißt, ist nichts anders, als eine Hütte, welche diesem, in den kalten Steppen wandernden Volke Zuflucht darbiethet

allgemeinen Nahmen von Kaluschen oder Koloschen belegt. Diejenigen, von denen L. hier insbesondere spricht, nennen sich S—tinkit oder S—chinkit, oder auch S—chit—cha—chon d. h. Bewohner von Schitcha oder Sitki. Vormals lebten sie in Norfolk-Sund, ihr einziger Wohnort ist die nordöstliche Landspitze der Mündung des obenerwähnten Kanals, auf einem Felsen, der sich perpendikulär mehrere 100 Fuß aus dem Wasser erhebt. Der einzig mögliche Zugang zu demselben, der an der nordwestlichen Landspitze liegt, ist durch eine große Menge ungeheurer Baumstämme oder ein sogenanntes Verhau sehr erschwert. Der Felsen selbst ist mit doppelten, 12 bis 15 Fuß hohen Verpallisadirungen, von 3 bis 4 Fuß dicken und dicht an einander gereihten Baumstämmen gegen den Angriff ihrer Feinde gesichert. Ein hoher natürlicher Erdwall bedeckt noch außerdem die hinter demselben liegenden Wohnungen, so daß diese von der Seeseite her von keinem Schiffe gesehen werden können.

*) S. das schon erwähnte allgemeine Archiv für Ethnographie und Linguistik von Bertuch und Vater.

thet. Dem äußern Ansehen nach gleicht diese Hütte einem in der Runde gebauten Zelte. Die Grundlage derselben machen Stangen von einer Länge von mehr als 3 Klaftern aus. Die Enden derselben sind unten, nicht nahe bey einander in die Erde gesteckt und befassen eine Rundung von 7 oder mehr Klaftern. Oben sind sie durch ein Band zusammen gebunden und die Hütte läuft spitzig zu. Diese Stangen bedecken sie mit den auf Russisch sogenannten Njuki, welche aus Rennthierfellen, Leinwand oder Birkenrinde bestehen und lassen, statt des Rauchloches, eine kleine Oeffnung. Der Eingang in das Haus, bey den Samojeden Nju genannt, ist bey ihnen immer unter dem Winde, weswegen sie stets einen Theil des Daches auf dieser Seite unangebunden lassen. In die Mitte der Hütte legt man die eiserne Platte, bey den Samojeden Tjumju genannt, worauf Feuer gemacht wird, sowohl zum Kochen der Speise, als auch zur Erwärmung der darin lebenden Samojeden. Uiber diesen Platz wird auf besonderen, in die Erde gesteckten Stangen ein Querbalken gelegt, von welchem hölzerne Hacken zum Aufhängen der Kessel bis zum Feuer herabhängen. Auf beyden Seiten der Flamme werden 2 Bretter auf die Erde gelegt, um darauf um das Feuer herum zu gehen. Dicht hinter diesen sind bis zur Wand Matten, aus Birkenruthen oder Halmen von langem Grase geflochten, bey den Samojeden Chonjer genannt und über diesen Rennthierhäute ausgebreitet, welche ihnen statt der Betten dienen. Zur Stellung der Speisen

fen bedienen sie sich der, der Thür gegenüber stehenden Seite. Dieser Platz, bey den Samojeden Sinikui genannt, wird nicht nur nicht von anderen Sachen eingenommen, sondern auch von den Samojeden in großer Ehre gehalten, ganz besonders von den Samojedinnen, denn diese schreiten, wenn sie zur Sinikui gekommen sind, nicht über dieselbe auf die andre Seite, sey es außer = oder innerhalb der Hütte, wenn auch der Umweg zehnmahl mehr Mühe machte. Die auf diese Art gebaute Hütte wird bey jeder Veränderung des Aufenthals aus einander genomm. Die Verrichtung beyder Arbeiten liegt den Frauen ob, welche zu der Aufstellung nicht mehr als 30, zu der Auseinandernehmung ungefähr 20 Minuten brauchen.

Die Koräken wohnen in zuckerhutförmigen Hütten, deren Gerippe aus Stangen besteht, über welche rohe, noch behaarte Rennthierhäute gespannt werden. Rings um die Hütte stehen an 60 bis 70 Schlitten, auf welchen bey ihren Nomadenzügen eine Menge von Stangen, Häuten und anderen Geräthschaften transportirt werden. Eine solche große Anzahl Schlitten ist auch deshalb nöthig, weil die Rennthiere sehr schwach sind und nur eine geringe Last ziehen können. Das Tageslicht fällt von oben in diese Hütten, durch dieselbe Oeffnung, welche zugleich auch der Rauchfang ist.

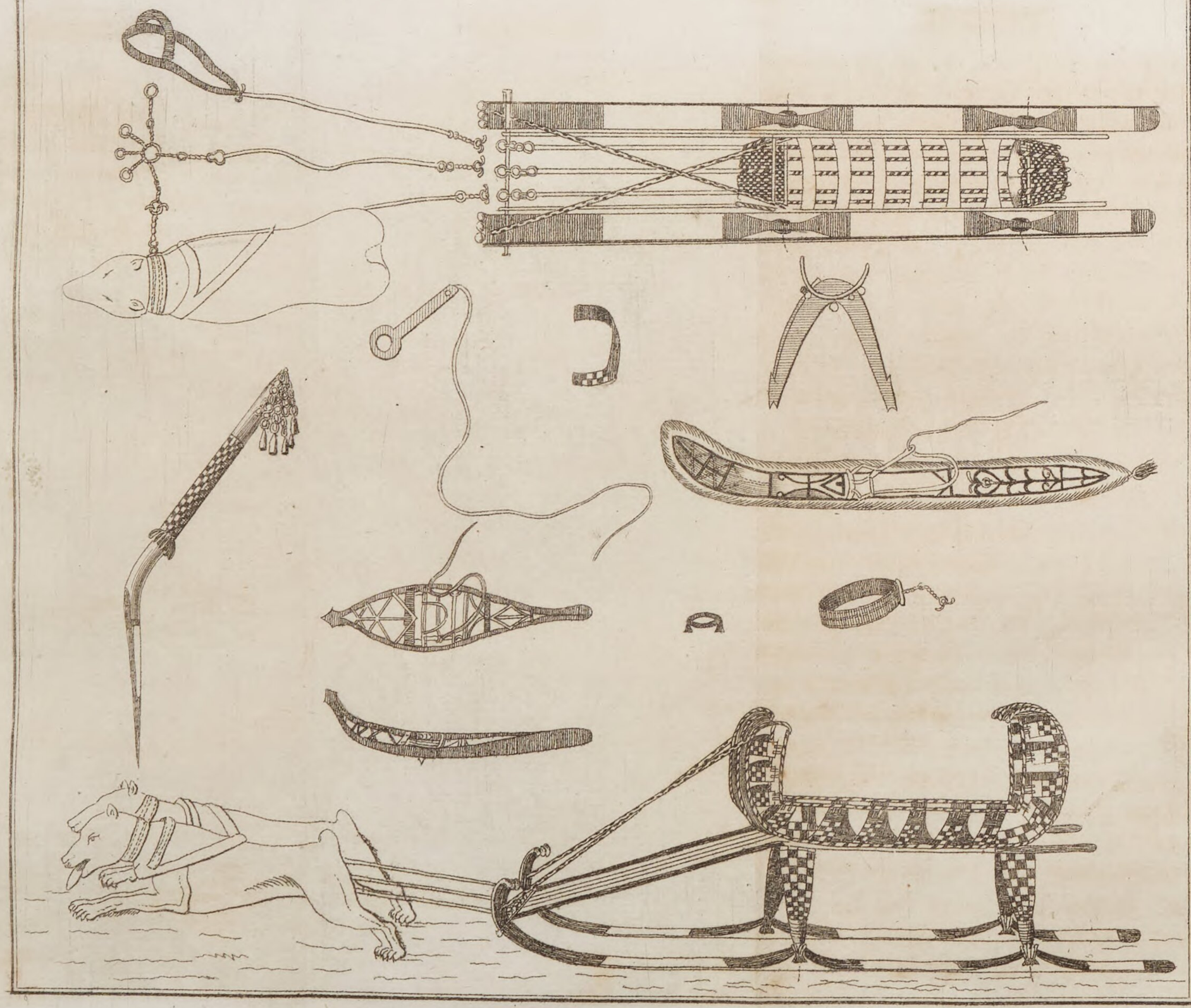
Rund umher sind im Innern kleine Abtheilungen, von Rennthierhäuten gemacht, die nach der, der Feuerstelle zugekehrten Seite offen sind,

aber

aber durch ein gegerbtes Fell, gleich einem Vorhang, bedeckt werden können. Geschieht dieß, so ist die kleine Kammer des Tageslichts beraubt und gegen Rauch und Kälte geschützt. Das Oberhaupt wohnt in der etwas geräumigern Abtheilung, dem Eingange gerade gegenüber und die übrigen Anverwandten und Untergebenen in den Seitenbehältern. Die Hütte hat in ihrem Innern das Ansehen einer Rauchkammer und eckelhafter Schmutz herrscht überall. Eine Menge großer Hunde, die meist zur Jagd abgerichtet werden und deren Felle zur Verbrämung der Kleidungen dienen, haben freyen Zutritt, selbst zu den kleinen Schlafstätten.

Die Thiere, deren hier so eben gedacht worden ist, führen mich auf eine kleine Abschweifung. Da nähmlich diese Unterhaltungen auf die strenge Form des Systems Verzicht leisten, so scheint mir hier eine schickliche Gelegenheit gegeben zu seyn, von den Hunden, als den Zug- und Hausthieren mehrerer Völkerschaften die artigen Nachrichten einzurücken, die wir Langsdorf verdanken. Ich verweise zugleich auf die hieher gehörigen Abbildungen:

„Alle Nationen nähmlich, die längs des Nordischen Eismeers vom Ob an, durch ganz Nordsibirien, in Kamtschatka, auf den Kurilischen Inseln und bis zur nördlichsten Besitzung von Japan, in einer Entfernung von mehr als 100 Längengraden von einander leben, nähmlich die Ostjaken, Samojeden, ein großer Theil der Tungusen,



Ein Kamtschadalischer Schlitten.

gusen, Koräken, Tschucktschen*), Kamtschadalen, die Kurilen und die Ainu's auf Jesso und Tschoka, benützen im Winter die Hunde als Zugthiere."

„Da die Kamtschadalen von allen diesen Nationen die größte Sorgfalt auf die Hundezucht verwenden und man kaum den Nahmen dieser Halbinsel nennen kann, ohne sich der hier gebräuchlichen Hundepost zu erinnern und wir, meines Wissens, außer dem wenigem, was uns Steller und Krascheninnikoff mitgetheilt haben, **) kaum andere Nachrichten hievon besitzen, so hat mich das allgemeine Interesse bewogen, die während meines Aufenthalts in Kamtschatka gesammelten Bemerkungen über die Hunde, als Zugthiere, in einem besondern Kapitel zusammen zu fassen."

„Die Kamtschadalischen Hunde haben eine spitze, hervorstehende Schnauze, spitze, aufrechtstehende Ohren, einen langen, starkbehaarten, zottigen Schwanz; sie haben in ihrem Aeußern, in Gestalt, Größe, Blick und selbst in ihrer Lebensart sehr viel wolfsähnliches und kommen mit unseren sogenannten Spitzen und den Europäischen Schäferhunden am meisten überein."

„Das

*) Einzelne Stämme dieser letzteren Nationen bedienen sich mehr der Rennthiere, andere der Hunde; erstere werden die herumstreifenden, letztere die ansäßigen oder stillsitzenden ihrer Nation genannt.

**) War Herrn L. die Abbildung in Cooks dritter Reise unbekannt?

„Das Fell ist theils mit schlichten, kurzen, theils mit zottigen, langen Haaren und einer wahren Wolle bedeckt, die lang, zart und weich ist und die, wenn sie sorgfältig gesammelt, gewaschen und präparirt würde, eben so gut wie Schaafswolle gesponnen werden könnte. Diejenigen Hunde, welche solches wollartiges und langes zottiges Haar haben, werden mit dem allgemeinen Nahmen Magnate oder behaarte belegt und ihr Fell vorzüglich zu warmen Pelzen und zur Verbrämung von Kleidern geschätzt. Zum Anspann sind diese Art von Hunden meistens schwerfällig und können bey frischgefallenem und tiefem Schnee oft kaum gebraucht werden, weil sich der weiche Schnee leicht zwischen den Haaren zusammenballt, friert und die Hunde hindert, schnell zu laufen. Die hochbeinigen und dünner behaarten sind besonders zu einem leichten Anspann vorzuziehen. Einzeln gibt es zwar Hunde, die eben so wie die unsrigen bellen, die meisten aber heulen bloß und bellen nur selten. Ihre Farbe ist sehr verschieden, es gibt schwarze, weiße, graue, rothe und von allen diesen Farben auf die mannichfaltigste Weise gefleckte."

„Sie leben das ganze Jahr im Freyen, ohne jemahls in eine Wohnung oder in einen Stall zu kommen. Im Sommer scharren sie sich Gruben in die Erde, um etwas kühler zu liegen und im Winter verbergen sie sich auf dieselbe Weise im Schnee, um sich dadurch gegen die Kälte zu schützen.

tzen. Ich war öfter Augenzeuge, daß sie im Winter über und über eingeschneyt wurden, ohne sich zu rühren und daß man sie, unter hohem Schnee vergraben, hervorrufen mußte. Die Kälte können diese Hunde besser ertragen als Wärme. Im Frühjahr, bey etwas warmem Wetter, keuchen sie, als wenn sie eine weite Reise gemacht hätten."

„Sobald die jungen Hunde nach einigen Wochen von der Muttermilch entwöhnt worden, fängt ihre Zucht damit an, daß sie vermittelst eines langen und schmalen, an ihrem Halsband hängenden Stäbchens oder einer Kette an einen Pfahl festgebunden werden, wodurch man sie abhält, die Riemen oder das Lederwerk, dessen man sich in der Folge zum Anbinden oder zum Anspann bedient, zu zernagen und sie zugleich zwingt, sich an das Stilleliegen zu gewöhnen."

„So lange sie noch jung sind, werden sie mit einer gut gekochten Fischsuppe gefüttert, wovon sie nach Wohlgefallen und so viel fressen, daß sie sich zuweilen kaum rühren können und man glauben sollte, der Bauch würde ihnen zerplatzen. Diese Suppe muß lauwarm und nicht heiß gegeben werden. Bey solcher Nahrung werden die Hunde sehr bald stark und groß; von denen, die recht viel fressen, verspricht man sich schon im Voraus einen sehr brauchbaren, starken Zughund. Uiberhaupt werden diejenigen, die einen starken Knochenbau, hohe und breite Füße, aufrechtstehende, lange und spitzige Ohren, eine weit her-

vorra-

vorragende und zugespitzte Schnauze, nach hintenzu einen dicken Kopf und eine breite Brust haben, als die beßten betrachtet.“

„Im 5. oder zwischen dem 5. und 6. Monath müssen sich alle zum Anspann bestimmten Hunde der Castration (der ersten Operation, welche sie zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet) unterwerfen; weil sie dadurch, eben so wie unsere Pferde, dauerhaft gemacht und in der Folge von vielen zerstreuenden Gedanken abgehalten werden. Diese Operation wird am Beßten im Frühjahr oder Sommer unternommen, oder wenigstens so lange es warm ist, weil im Herbst oder im Winter die Heilung gewöhnlich sehr lange dauert.“

„Weder die wenigen und bloß zur Fortpflanzung bestimmten uncastrirten Hunde, noch auch die Hündinnen werden (im höchsten Nothfall ausgenommen) angespannt.“

„Sonderbar genug ist es, daß die castrirten gewöhnlichen Zughunde gleichsam geschworne Feinde der anderen sind und sich bey jeder Gelegenheit einander derb herum beißen.“

„Die zweyte Operation, welcher sich die Zughunde unterwerfen müssen, ist das Englisiren oder das Abschneiden des Schwanzes. Da er im natürlichen Zustand sehr lang und stark behaart ist, so würde er die Hunde im schnellen Lauf hindern, daher man nur selten einen sieht, der nicht englisirt wäre.“

„Diese

„Diese Operation wird erst alsdann gemacht, wenn man das Wachsthum der Hunde als vollendet ansieht und geschieht daher gemeiniglich erst zwischen dem zweyten und dritten Jahre; die Kamtschadalen glauben dem Wachsthume dieser Thiere zu schaden und ihre Kräfte zu verringern, wenn sie dieselbe früher unternehmen.“

„Uiberaus merkwürdig ist es, daß durch die beständige Verstümmlung und durch die Wiederholung dieser Operation bey jeder Generation, zuweilen der Natur gewissermassen ein Zwang auferlegt wird und Hunde ohne Schwänze zur Welt kommen; diesen Fall habe ich selbst in Malka, einem beträchtlichen Dorfe, im Innern von Kamtschatka gesehen und eben so bekannt ist mir, daß in England zuweilen (besonders unter der Raçe der großen Karrengäule) Pferde ohne Schwanz gebohren werden.“

„So lange die Hunde noch wachsen, dürfen sie eigentlich, wenn man anders ihre Kräfte schonen will, nicht angespannt werden. Diese Regel hatte man ehemahls streng beobachtet; in den letzten Zeiten aber haben die Kamtschadalen aus Mangel an Zeit, für Wintervorrath zu sorgen und wegen der häufigen Krondienste, sehr viele Zughunde verloren und sind daher gezwungen worden, die Jungen schon im siebenten und achten Monath anzuspannen; wodurch die Anzahl und Güte derselben so sehr verringert worden ist, daß anstatt 3 oder 4,

welche ehemahls zu einem leichten Anspann erfordert wurden, jetzt deren 5 bis 6 nöthig sind.“

„Mit Leidwesen blicken die Kamtschadalen in jene Zeiten ihrer Voreltern zurück, wo sie noch ganz besondere Sorgfalt auf die Zucht ihrer Hunde verwenden konnten; diese wurden nähmlich ehemahls in unterirdische Gruben gesperrt und täglich von einer und derselben Person gefüttert. Nach der ersten Operation wurden sie von Zeit zu Zeit mit anderen schon gewöhnten Zughunden angespannt, um ziehen zu lernen und dann jedesmahl wieder nach der Grube zurückgebracht, bis sie ausgelernt hatten. Die auf diese Art gezogenen Hunde waren licht- und menschenscheu. Bey dem kleinsten Geräusch oder bey dem Aufflug eines Vogels erschracken sie und zogen aus Leibeskräften. Drey derselben, die erst gegen das dritte Jahr zum Dienst gebraucht wurden, waren stärker als 6 wie man sie jetzt hat. Junge Hunde, die natürlicher Weise feuriger sind als alte, greifen sich leicht zu stark an, weswegen man sie in den ersten Jahren nicht gern zu weiten, sondern nur zu kurzen Reisen und zu leichten Arbeiten gebraucht. Fünf- bis sechsjährige Hunde aber sind für weite Reisen und zum Lastführen die vorzüglichsten.“

„Jeder Hund bekommt, wenn er noch jung ist, einen Nahmen, der gewöhnlich von der Farbe oder einer besondern Eigenschaft derselben hergenommen wird, z. B. Schwarzohr, Langohr, Hängohr, Spitznase, Rothfleck, Grau- oder Schwarzkopf,

kopf, Tiger, Weißfuß, Stumpfschwanz u. s. w. Dieß hat den besondern Nutzen, daß wenn man eine Menge Hunde angespannt hat und einer oder der andre seine Schuldigkeit nicht thut, man diesem unter Drohung nahmentlich zuruft, wodurch er alsdann hinreichend angespornt wird. Dieß ist um so nothwendiger, da man den ganzen Hundezug, nicht mit Leitriemen oder Peitsche, sondern bloß mit Worten regiert."

„Die Nahrung der Hunde besteht größtentheils in frischen, gefrornen, gekochten, getrockneten und verfaulten Fischen, indessen erfordert ihre Fütterung eine ganz besondere Aufmerksamkeit und jeder Kamtschadale, der ein guter Oekonom ist und folglich Hunde hält, befolgt die der Hundezucht am zuträglichsten Regeln. Im Sommer suchen sich die meisten Hunde ihre Nahrung selbst; sie halten sich in der Nachbarschaft der Seeufer und an den Flüssen auf und lauren auf die Fische, indem sie sich bis an den Bauch in das Wasser stellen und sobald sich ein Fisch sehen läßt mit einer solchen Sicherheit darnach schnappen, daß ihnen die Beute selten entwischt, wobey sie zuweilen selbst den ganzen Kopf unter's Wasser tauchen. Bey einem großen Uiberflusse dieser Nahrung, z. B. wenn die Lachse schaarenweise in die Flüsse strömen, fressen die Hunde nur die Köpfe derselben und lassen den übrigen Körper, als minder wohlschmeckend, verfaulen."

„Im

„Im Herbste werden die im Sommer frey herumlaufenden und sich selbst ernährenden Hunde vom Hunger wieder nach den Dörfern getrieben, wo sie denn von ihren Besitzern aufgefangen und angebunden werden, damit sie sich bey der bevorstehenden Schlittenfahrt nicht entfernen können. Sie sind alsdann sehr fett und erhalten täglich nur ein kleines Stückchen getrockneten oder gefrornen Fisch; zuweilen auch gar nichts, damit sie nach und nach wieder mager werden; denn ein fetter Hund ist schwerfällig und zum Ziehen ungeschickt. Tag und Nacht geben sie ihren Hunger und ihre Klagen über die verlorne Freyheit durch ein fürchterliches Geheul zu erkennen und da ein jeder Kamtschadale wenigstens 6 Hunde, d. h. so viel, als er für den Anspann vor einen Schlitten nöthig hat, besitzt, so finden sich in einem Dorfe von 15 bis 20 Einwohnern, an 120 bis 140 Hunde, die, sobald nur einer seine Stimme zu erheben anfängt, alle auf einmahl ein fürchterliches Heulen ertönen lassen. Bey dem ungeheuren Uiberfluß der Fische im Sommer und dem Mangel an Zeit, sie zu reinigen und zu trocknen, werden große Gruben gegraben und die Fische zu tausenden in dieselben geworfen und mit Stroh, Brettern und Erde fest zugedeckt. Wenn in der Folge eine solche Grube geöffnet wird, so verbreiten die in faule Gährung übergegangenen Fische einen fürchterlichen, pestilenzialischen Gestank, der die ganze Nachbarschaft erfüllt, aber auf die Geruchsnerven der Kamtschadalen, wie es scheint, keinen beson-

dern

dern Eindruck macht. Dergleichen stinkende Fische machen, nebst anderm Aas, die Leckerbissen der Hunde aus und werden ihnen nur zuweilen in kleinen Portionen gegeben. Bey der größern Gemeinschaft der Russen mit den Kamtschadalen ist diese Art von Nahrung so ziemlich aus der Mode gekommen. Die Hauptfütterung der Hunde besteht im Winter in gefrornen und getrockneten Fischen, welche letztere Jukola heißen und nach Verhältniß der Größe der Fische oder der fettern und magerern Leibesbeschaffenheit der Hunde, diesen bald in größeren, bald in kleineren Portionen zugetheilt werden. Ganz besonders auffallend aber war es mir, daß die Hunde denjenigen Theil der Fische, den sie im Sommer vorzugsweise lieben, nähmlich den Kopf, im Winter gänzlich verachten; übrigens ist es sehr natürlich, denn die Gräten und spitzigen harten Zähne der getrockneten Salmenköpfe verursachen den hungrigen Hunden, die mit wahrem Heißhunger über das Futter herfallen, fast bey jedem Mittagsmahl ein blutiges Maul."

„So lange im Winter die Flüsse zugefroren sind und das Wasser nicht allenthalben zu haben ist, so löschen sich die Hunde den Durst mit Schnee oder Eisschollen."

„Ein Pferd muß, wenn es mit Nutzen gebraucht werden soll, zuvor gut gefüttert werden. Ganz anders verhält es sich mit den Hunden; diese können nicht mit vollem Magen laufen und wenn

man

man sie vielleicht, aus wohlmeinender Unwissenheit, vorher, ehe man sie anspannen will, gut füttert und dann zur Arbeit antreibt, so müssen sie sich unter Weges erbrechen, bekommen Diarrhee und verlieren offenbar ihre Kräfte und Gesundheit. Sie werden daher jedesmahl mit nüchternem Magen angespannt und erst Abends nach verrichtetem Dienst gefüttert. Will man ihnen vor der Ausfahrt oder dem Antrit der Reise des Morgens etwas geben, so wirft man jedem, im Augenblick da man wegfahren will, etwa einen halben getrockneten Fisch vor und so laufen und ziehen sie den ganzen Tag und können wohl 60 bis 80, ja sogar 100 Werste mit beynahe nüchternem Magen zurücklegen."

„Hat man den Ort seiner Bestimmung erreicht, so darf man die erhitzten Hunde nicht sogleich füttern, sondern muß nach Zurücklegung eines Weges von 30 bis 40 Werften wenigstens 1 Stunde, nach 60 bis 80 Werften wenigstens 2 Stunden warten, damit sie zuvor völlig abgekühlt sind; dann erst werden sie gefüttert und die Nacht durch der Ruhe überlassen, worauf sie am folgenden Morgen wieder von neuem die Reise antreten können."

„Will man seine Hunde recht gut behandeln, so läßt man sie, nach Zurücklegung der ersten Hälfte des Weges, etwas ausruhen und wirft jedem ein Stückchen getrockneten Fisch vor; dieß stärkt und ermuntert sie so sehr, daß sie die zweyte

Hälfte

Hälfte mit weit größrer Schnelligkeit und Leichtigkeit machen. Auf weitern Reisen laufen die Hunde bey etwas eingeschränkter Diät weit besser als bey voller; die ersten Tagereisen müssen kürzer eingerichtet werden als die letzten. Wenn die nähmlichen Hunde 5 bis 6 Tage nach einander 40 bis 50 Werste zurückgelegt haben, so ist es gut, ihnen einen Rasttag zu geben und sie alsdann reichlich zu füttern, wodurch sie sich auf mehrere Tage erholen."

„Aus Muthwillen, aus Mangel an guter Abrichtung und aus übler Gewohnheit oder aus Hunger zernagen die Hunde zuweilen die aus Seehundsfellen verfertigten Riemen, womit sie angebunden oder angespannt werden. Dieser Umstand kann oft den Reisenden in die größte Verlegenheit setzen; weil er alsdann aus Mangel an Riemen den übrigen Weg zu Fuß zurücklegen muß. Ein guter Hund darf, auch bey dem größten Hunger, das Riemenzeug nicht zernagen."

„Der Diebssinn ist den meisten Kamtschadalischen Hunden so sehr eigen, daß sie sich trotz der derbsten Züchtigung, doch nicht abhalten lassen, alles zu stehlen, was und wo sie nur etwas erwischen können und folglich auch in diesem Stücke ihrer Natur nach mit den Wölfen und Füchsen überein kommen."

„Als ich bey den Koräken war, rissen sich meine Hunde in der Nacht los, zernagten den Thran-

beutel

beutel meines Hauswirthes und soffen den Thran aus, der ihnen am folgenden Morgen eine sehr heftige Diarrhee verursachte.“

„Stinkendes Aas ist ihnen sehr willkommen und selbst um die menschlichen Excremente streiten sie sich öfters heftig. Wenn im Frühjahr zuweilen Mangel an getrockneten Fischen ist, so werden sie mit Bärenfett oder Seehundsspeck gefüttert, indessen wird ihnen nur so viel gegeben, als nöthig ist, um ihr Leben zu fristen, bis die frischen Fische wieder in die Flüsse eintreten. Viele Fleischfütterung verdirbt die Hunde und macht sie schwerfällig.“

„Vom Hunger gereizt, rotten sie sich auch wohl im Frühjahr, wenn die Schlittenfahrt vorüber und noch Mangel an Futter ist, zusammen, überfallen ein Stück Rindvieh, zerreißen und fressen es. Man hat mich versichert, daß sie sogar schon unter sich selbst gewüthet haben und daß junge und schwache Hunde von größeren aufgefressen worden sind. Aus eben dieser Ursache ist die Schaaf- und Schweinzucht in Kamtschatka beynahe unmöglich, man müßte denn bloß allein die Stallfütterung einführen.“

„Nachdem die Hunde den ganzen Winter über kärglich mit getrockneten und gefrornen Fischen genährt worden sind und sich die Fische wieder in den Flüssen einstellen, so gestatten ihnen die Kamtschadalen doch nicht sogleich vollen Genuß derset-

derselben; sondern behaupten, daß sie sich erst nach und nach wieder an diese Kost gewöhnen müßten und daß die schnelle Veränderung in der Nahrung der Stärke und Güte der Hunde nachtheilig sey. Vielleicht überfressen sie sich und bekommen dann die Diaerhee davon; daher läßt jeder Eigenthümer guter Hunde diesen im Frühjahr frische Fischschuppen kochen und füttert sie damit so lange, bis sie sich nach und nach wieder an die Sommerkost von frischen Fischen gewöhnt haben."

„Die den Hunden gewöhnliche Eigenschaft der Wachsamkeit, fehlt den Kamtschadalischen beynahe ganz. Ihre Geschicklichkeit beruht bloß im Ziehen und sie suchen ihre Anhänglichkeit und Treue durch die Anstrengung ihrer Kräfte besonders demjenigen zu beweisen, den sie für ihren Herrn erkennen. Jeder Liebhaber der Hunde füttert diese daher selbst und bleibt so lange bey ihnen stehen, bis sie gefressen haben; dieß ist auch hauptsächlich deswegen nöthig, weil sonst immer ein Hund dem andern das Fressen wegzustehlen sucht."

„In ganz Kamtschatka sind regelmäßige Poststationen, auf denen man im Winter eben so von Hunden weiter befördert wird, wie in Europa von Pferden. Die Stationen sind an 30 bis 40 oder 50 und einige wenige 70 Werste von einander entfernt. Jeder Reisende erhält für sich und seine Equipage einen Schlitten mit 6 Hunden bespannt und einen Begleiter, d. h. einen Kamtschadalen, der auf einem andern Schlitten den

Rest der Equipage fährt und die Schlitten und Hunde wieder nach der Station zurückführt. So viele Personen auf der Reise begriffen sind, so viele einzelne Schlitten werden erfordert; indem gewöhnlich jeder sein eigner Postillon ist und selbst fährt. Die Posthunde sind weniger ausschließlich an einen Herrn gewöhnt, als andere und daher ziehen sie jeden gleich bereitwillig; dazu kommt noch, daß der Kamtschadalische Begleiter, der gewöhnlich der Eigenthümer ist, vor dem Reisenden vorausfährt und folglich die ihm angehörigen Hunde immer ihren Herrn vor Augen haben und dem vordern Schlitten gern folgen."

„Wenn man aber den Befehlshaber eines Dorfes oder irgend einen Hundeliebhaber ersuchen wollte, seine besten und bloß an ihn gewöhnten Hunde anzuspannen, so würde man damit, wenigstens allein, nicht so weit kommen, als mit den schlechtesten Posthunden; denn sobald jene eine fremde Stimme und nicht die ihres Herrn hören, so sind sie gleichgültig und rühren sich kaum, man mag ihnen drohen oder sie züchtigen, wie man will. Ich kaufte einmahl in einem kleinen Dorfe einen mir empfohlenen sehr guten Hund, der aber noch niemahls einen andern Herrn gekannt hatte, als den, der ihn auferzogen und täglich gefüttert hatte. Nachdem dieser Hund mein Eigenthum geworden war und ich ihn mit andern an mich gewöhnten anspannte und seinen Geburtsort verließ, blickte er beständig zurück, wollte nicht vorwärts

und

und zog, trotz aller Züchtigung, sehr schlecht. Auf der nächsten Station wollte er selbst das Futter, welches ich ihm vorwarf, nicht fressen, er war unruhig, sah beständig nach dem Weg, wo er her kam, zurück und heulte noch mehrere Tage, bis er sich endlich an mich gewöhnte und sich der Empfehlung würdig bewieß."

„Die Anzahl der Hunde, welche man vor einen Schlitten anspannen muß, hängt theils von der Last ab, die man von einem Orte zum andern zu führen hat, theils auch von der Güte der Hunde und von der Beschaffenheit des Weges oder der Schlittenbahn. Vor einen leichten Schlitten mit einer Person und wenigem Gepäck, hat man 4 bis 5 Hunde nöthig, um schnell fortgebracht zu werden. 6 Hunde können einen Schlitten von 14 bis 16 Russischen Pud oder von 640 Pfund, bey gutem Wege, mit Leichtigkeit fortziehen. Hat man eine größere Last fortzubringen, so muß man auch mehr Hunde anspannen."

„Junge Hunde werden verdorben, wenn sie von Jugend auf schwere Lasten ziehen müßen; denn sie gewöhnen sich dadurch an einen langsamen Schritt und können in der Folge nicht mehr zugleich mit schnell laufenden Hunden gebraucht werden."

„Mit den gewöhnlichen Posthunden legt man in einer Stunde 10 bis 12 Werste und mit den besten Rennhunden wohl an 15 bis 20 Werste zurück. Dieses ist aber nur bey guter Schlittenbahn

und

und für kurze Zeit möglich, so daß man wohl mit denselben Hunden 40 bis 50 Werste in deutsch $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden, niemahls aber 80 Werste in 6 Stunden zurückgelegt hat. Mit sehr guten Hunden kann man, ohne zu wechseln, in zweymahl 24 Stunden 200 und in 3 Tagen höchstens 300 Werste weit fahren, dann aber ist ein Rasttag nothwendig.“

„Die Hunde laufen gewöhnlich einen Trab und haben einen überaus gleichförmigen Gang, so daß sie, wenn sie einmahl in Bewegung sind und bey übrigens gleichguter Schlittenbahn, in jeder Stunde eine beynahe gleichweite Entfernung durchlaufen.“

„Mit Posthunden, die an das Laufen und Strapazen gewöhnt, übrigens aber nicht immer die besten Laufhunde sind, kommt man, wenn man Tag und Nacht durchreist, dennoch sehr schnell davon. Ich begegnete in Tigis, einem Orte an der Nordwestküste von Kamtschatka, einem Unteroffizier, der als Kourier geschickt war und in $9\frac{1}{2}$ Tage an 1500 Werste, folglich alle 24 Stunden über 150 Werste mit den auf jeder Station gewechselten Hunden zurückgelegt hatte. Steller sagt: bey gutem Wetter und Wegen kann man in 15 Stunden, ohne stille zu halten, 100 bis 140 Werste fahren.“

„Wenn die Hunde im Ziehen nachläßig und träge sind und sie nicht auf die ihnen gemachten

Dro-

Drohungen achten, so werden sie unter Weges bestraft; die Züchtigung geschieht meistens mit Ruthen und nur selten mit Stockprügel, weil man innen mit letzteren leicht ein Bein oder eine Rippe entzweyschlagen und sie dadurch zum Ziehen untauglich machen könnte."

„Der ganze Postzug wird nicht mit Zaum und Leitriemen, sondern bloß mit Worten regiert; daher existirt ein wesentlicher Unterschied zwischen Zug- und Leithunden; letztere werden den ersteren vorgespannt und gehorchen, wenn sie nähmlich gut sind, dem Kommande ihres Führers der ihnen rechts (kachkach) oder links (huchahucha), schnell oder fort (ha) und langsam oder halt (ahng) zuruft."

„Der Werth eines Hundes in Kamtschatka ist eben so verschieden, als der eines Pferdes in Europa. Ein gewöhnlicher zum Anspann tauglicher Zughund wird mit 30 bis 40 Rubel und ein sehr guter Renn- und Leithund auch wohl zuweilen mit 100 bis 150 Rubel bezahlt. Ein junger Hund, der von der Mutter entwöhnt ist und von dem man nicht wissen kann, wie er ausfallen wird, kostet gewöhnlich 10 Rubel."

„Die besten Hunde werden jetzt auf der westlichen Seite der Halbinsel, auf dem Wege von Tigil nach Bolscheretsk angetroffen, weil die Einwohner wenigeren Frohndiensten und die Hunde wenigeren Strapazen ausgesetzt sind."

„Beym Ankauf der Hunde betrachten viele Kenner derselben die Seiten der Schenkel und behaupten, daß wenn an der obern Hälfte derselben die Haare recht abgeschabt sind, dieses der beste Beweis eines arbeitsamen Zughundes sey, weil der Gespannriemen beym starken Ziehen fest an dem Schenkel anliegt und man bey einem trägen Hunde niemahls eine Spur der abgeschabten Haare findet. Andere läugnen, daß dieses Zeichen der Beweis von der Güte eines Hundes sey.“

„Zu einem guten Gespann wird schlechterdings ein verständiger Leithund erfordert, denn von diesem allein hängt die Bequemlichkeit der Reise ab, weil ihm der ganze übrige Zug folgt; eben deswegen ist es auch eine wahre Hundearbeit, wenn der Leithund schlecht ist und er nebst allen übrigen Hunden links läuft, wenn man rechts will.“

„Ist man in dem Fall, schlechte Hunde und vielleicht gar keinen Leithund zu haben, so muß man, um doch bequem von Ort zu Ort zu kommen, einen gut bespannten Schlitten voraus fahren lassen, indem die schlechtesten Hunde ohne Schwierigkeit der Spur desselben folgen. Ist man aber im Besitz eines gut abgerichteten Leithundes, so muß man diesen den Winter über so viel als möglich in der Uibung erhalten, denn wenn man ihn nicht oft genug kommandirt, sondern er den größten Theil des Winters hinter anderen

Schlit-

Schlitten läuft, so vergißt er seine Geschicklichkeit und verliert beträchtlich an seinem Werth.“

„In Kamtschatka und in vielen anderen dieser nördlichen Länder, sind die Hunde als Zugthiere den Pferden aus allen Gründen vorzuziehen. Die Hunde können vor dem Schlitten über den tiefsten Schnee, über leicht gefrorne Sümpfe und Moräste, über Flüsse und steile Anhöhen weglaufen, über welche die Pferde schlechterdings nicht gelangen können.“

„Der Wintervorrath von Fischen, zum Futter für die Hunde, ist bey der ungeheuren Menge derselben weit leichter zu erhalten, als der des Heu's für die Pferde.“

„Die Hunde sind weit ausdauernder und müssen oft auf weiten Reisen 2 bis 3 Tage mit einigen getrockneten Fischen, die man als Provision für Menschen und Vieh mitgenommen hat, vorlieb nehmen und dennoch arbeiten, da hingegen ein Pferd solche Strapazen aus Mangel an Futter nicht aushalten würde. Sie bedürfen auch im Winter bey der strengsten Kälte keine besondre Pflege im Stalle so wie die Pferde und suchen sich den ganzen Sommer über, ohne die geringste Fürsorge ihrer Herren, ihre Nahrung selbst.“

„Hunde, die zum Anspann bestimmt sind, müssen den ganzen Winter über an der Kette liegen. Nach der Meinung der Kamtschadalen behalten sie dadurch ihre Kräfte.“

„Das

„Das Anbinden oder Anketten der Hunde ist noch außerdem höchst nothwendig, weil man sie zum Schlittengespann zu jeder Zeit bey der Hand haben muß; läßt man ihnen aber die Freyheit, so sind viele, wenn sie merken, daß sie angespannt werden sollen, schlau genug, davon zu laufen und nicht eher wieder zu kommen, als bis sie vom Hunger dazu gezwungen werden."

„Auch dürfen sie darum nicht frey herum laufen, weil sie leicht Streit unter einander anfangen und der beste Leit- oder Zughund zuweilen durch einen unglücklichen Biß auf kürzere oder längere Zeit zum Dienste unfähig gemacht werden könnte."

„Wenn die Hunde sehr fett sind und folglich zum Anspannen wenig taugen, dann schenkt man ihnen wohl eine Zeitlang die Freyheit, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie bey häufiger und willkührlicher Bewegung schneller mager werden."

„Zuletzt will ich nur noch einige Krankheiten bemerken, die den Hunden zum Theil bloß als Zugthieren eigen sind. Die guten Zughunde, besonders diejenigen, die zunächst bey dem Schlitten angespannt werden, sind öfters einer Verrenkung des Schlüsselbeinsgelenks ausgesetzt; wenn nähmlich bey sehr unebenen Wegen der Schlitten oft plötzlich in eine Grube oder Vertiefung auf die Seite fällt, so gibt das Gewicht des beladenen Schlittens dem um die Schultern und Brust laufenden Zugriemen einen solchen derben Schlag, daß der

sich

sich anstregende Hund auf die Seite gezogen und das Schlüsselbein aus dem Gelenk gerissen wird. Beynahe jeder Kamtschadale kennt diesen Zufall; er eilt, wenn er sich ereignet, sogleich zur Hülfe und setzt den Knochen, ohne weitere nachtheilige Folgen, wieder ein; wird er aber übersehen und vernachläßigt, so ist auch der beste Hund in der Folge nicht mehr viel werth.“

„Wenn die Hunde bey stark anhaltender Kälte (im December und Januar) in einem Quellbach naß werden, so geschieht es leicht, daß sie sich die Füße erfrieren und den Winter über zum Anspann untauglich sind.“

„Im Frühjahr, wenn der am Tag geschmolzene Schnee und das Wasser in den kalten Nächten gleichsam nur mit einer dünnen Eiskruste überfriert, welche kaum das Gewicht des Schlittens und der Hunde trägt, muß man die Füße derselben zu schonen suchen; denn sie laufen sich dieselben alsdann auf dem spitz- und rauhgefrornen Schnee zuweilen wund und verletzen sich auch wohl an den scharfen Kanten des einbrechenden Eises, beym schnellen Laufen, die Fußgelenke. Um diesem Uibel vorzubeugen, werden ihnen gewöhnlich lederne Strümpfe angezogen, die man über dem vordern und hintern Kniegelenk befestigt. Viele Hunde aber wollen diesen Zwang nicht ertragen und reißen sie ab, weil sie sich dadurch gehindert fühlen.“

„Wenn bey harter und glatter Schlittenbahn die Hunde angetrieben werden, einen schwer bela-

denen Schlitten steil bergauf zu ziehen, so strengen sie sich so sehr an und suchen sich mit den Nägeln der Zehen so fest in das Eis einzuklammern, daß sie dieselben gleichsam aus der Wurzel reißen und sich die Füße auf lange Zeit beschädigen."

„Es geschieht zuweilen, daß die Hunde plötzlich nicht fressen wollen und mager werden; die Kamtschadalen schneiden ihnen alsdann dasjenige, was man im gemeinen Leben den Wurm nennt, nähmlich ein Ligament, das mitten unter der Zunge liegt, aus und behaupten, daß sich dasselbe krankhaft erzeugt (vielleicht vergrößert) habe und daß sich die Hunde bald nach Wegnahme desselben wieder erholen."

„Andere mehr allgemeine Zufälle sind: Bandwurm, blutiges Erbrechen, Dyssenterien und, nach Aussage der Kamtschadalen, alle Arten von Krankheiten, denen auch der Mensch unterworfen ist; doch ist sehr bemerkungswerth, daß ungeachtet meiner öftern und genauen Nachforschungen, ich durch ganz Kamtschatka kein Beyspiel des Tollwerdens der Hunde in Erfahrung bringen konnte."

(Von dem Anspann der Hunde geben wir durch eine genaue Abbildung nebst Erklärung derselben eine deutlichere Vorstellung, als durch eine weitläuftige Beschreibung.)

„Die Schlitten werden auf eine einfache und sehr erfinderische Art blos von Birkenholz und Riemen,

men, ohne irgend einen Nagel, bald stärker und höher, bald schwächer und leichter verfertigt, je nachdem sie zum Verführen von Waaren, oder blos zum Gebrauch auf der Jagd, oder für Reisende bestimmt sind. Bey Verfertigung derselben müssen gewiße Regeln befolgt werden, von denen ihre Güte abhängt."

„Es ist auffallend, daß beynahe alle Schlitten durch ganz Kamtschatka eine und dieselbe Weite der Spur haben und daß man also bey guter Schlittenbahn einen Weg findet, der gleichsam aus zwey Rinnen besteht, in die alle hintereinander fahrende Schlittenläufe einpassen."

„Ein guter leichter Schlitten wiegt selten mehr als 20 bis 22 Pfund und ist demungeachtet so fest, daß er mit großer Gewalt gegen einen Baum rennen kann, ohne zu zerbrechen. Ein Frachtschlitten ist in allen seinen Theilen stärker gebaut, folglich auch schwerer."

„Die Schlittenläufe müssen am vordern Theil des Schlittens in der Breite etwa um einen halben Zoll weiter von einander abstehen, als die hintern, wodurch der Schlitten überhaupt viel leichter über die Bahn gleitet. Der eigentliche Sitz ruht auf vier Beinen, von denen die vordersten um einen halben Zoll höher seyn müssen, als die hintersten. Der Sitz darf ferner nicht zu hoch seyn, weil der Schlitten sonst leicht umfällt. Obgleich die meisten nur für eine Person bestimmt

sind,

sind, so können sich doch im Nothfalle auch wohl zwey Personen darauf bequemen, wenn sie sich nähmlich seitwärts, die eine auf die rechte und die andre auf die linke Seite, so wie auf eine Bank, setzen."

„Der Führer sitzt immer von der Seite und muß zu jeder Zeit bereit seyn, den Schlitten aufrecht zu erhalten, abzuspringen, nebenher zu laufen und wieder aufzusitzen; überhaupt besteht in der Art zu balanciren und den Schlitten in jedem Augenblicke in seiner Gewalt und im Gleichgewicht zu erhalten, die Geschicklichkeit des Fahrens."

„Außer den gewöhnlichen Schlitten hat man noch eine andere Art, die blos zum Lastführen bestimmt sind und Narden genannt werden. Diese ähneln einer auf kurzen Füssen stehenden langen und auf beyden Seiten mit einer Einfassung versehenen Bank; die unter derselben befindlichen Schlittenläufe haben dieselbe Breite oder Spur, wie die anderen Schlitten."

„Das nothwendigste Werkzeug bey einer Schlittenfahrt ist der Ostoll, ein knieförmig, in einem stumpfen Winkel gebogener starker Stock, der am untern Ende mit einer eisernen Spitze und am obern mit zierlich geflochtenen Riemen und mit Schellen oder rasselnden Ringen versehen ist. Dieser Stock vertritt beynahe die Stelle der Leitriemen und Peitsche; will man die Hunde znm Laufen antreiben, so rasselt man damit, will man lang-

langsam fahren oder stille halten, so stößt man mit der nöthigen Stärke diesen Ostoll vor den vordern Schlittenfüßen in den Schnee oder in das Eis und hält auf diese Art die Hunde in ihrem Laufe zurück. Auf ähnliche Weise muß man auch damit den Schlitten in seiner Gewalt haben, wenn man steil bergab fährt, weil dieser sonst, besonders wenn er schwer beladen ist, schneller als die Hunde rennt und dieselben überfährt, so daß der Schlitten zuerst den Fuß des Berges erreicht und das ganze Hundegespann hinter sich herschleift. Der Führer wird in einem solchen Falle auch gewöhnlich schon unter Weges abgesetzt und kommt zu Fuß hintennach."

„Der Ostoll ist ferner als wahrer Kommandostab zu betrachten, denn wenn man z. B. im Wald auf der Jagd ist, so würde man durch das beständige Geschrey von Kachkach (rechts), und Huchahucha (links) sehr bald alles Wild verscheucht haben; gute Leithunde müssen daher genau auf den Ostoll achten. Will man zur Linken, so schlägt man mit demselben rechts auf den Schnee, oder klopft damit ganz leise an die rechten vorderen Schlittenläufe und umgekehrt, schlägt man eben so an die linke Seite des Schlittens, wenn man rechts will. Es ist eine wahre Freude, mit einem guten Leithund, ohne den Mund zu öffnen, sich dem Wilde nähern und genau den Baum oder den Busch erreichen zu können, von wo man schießen will."

Nach dieser Exkursion kehren wir auf das Gebieth, das wir S. 150 verließen, zurück.

Bey den Tschuktschen fand Cook auf seiner dritten Reise ein Dorf, das aus Sommer- und Winterwohnungen bestand. Die letztern gleichen vollkommen einem Gewölbe, dessen Boden etwas tiefer liegt als die Oberfläche der Erde. Bey einer solchen Wohnung, die von ovalrunder Form, ungefähr 20 Fuß lang und etwas über 12 Fuß hoch war, bestand das Gezimmer aus Holz und Wallfischrippen, die auf eine sehr sinnreiche Art geordnet und mittelst kleiner Stücke vom nähmlichen Stoffe mit einander verbunden waren. Dieses Gezimmer wird zuerst mit einem starken groben Grase und dieses wieder mit Erde belegt, so daß das Haus von außen einem kleinen aufgeworfenen Hügel ähnlich sieht, der auf einer 3 bis 4 Fuß hohen Mauer ruht, die sowohl einen Theil der beyden Nebenseiten als der Rückwand ausmacht. Am vordern Ende ist die Erde abschüßig, so, daß man zu dem Eingange des Hauses hinauf gehen kann, welcher im Grunde nichts anders ist, als ein oben am Dach offen gelassenes Loch. Unter dem gebretterten Fußboden war eine Art von Keller, worinn man aber nichts als Wasser bemerkte. Am Ende jedes Hauses war noch eine gewölbte Kammer, die mit dem Hause durch einen finstern Gang zusammenhängt und worinn sie vermuthlich ihren Vorrath aufbewahren. Sie hat oben ein Luftloch, welches mit der ebnen Erde

de gleich ist: doch kann man nicht sagen, daß diese Vorrathskammern ganz über der Erde sind: denn das eine Ende derselben kommt an der Seite des Hügels, längs welchem sie angelegt sind, vor Tag und war von Steinen aufgeführt. Oben darüber stand eine Art von Schilderhaus oder ein kleiner Thurm, der von Knochen eines großen Fisches gebaut war.

Ihre Sommerhütten waren kreisförmig und liefen oben in eine Spitze zusammen. Sie waren sehr geräumig und das Gerippe derselben bestand aus dürren Stangen und Wallfischknochen, mit Fellen von Seethieren bedeckt. Eine, die untersucht wurde, hatte inwendig gleich an der Thüre einen Feuerheerd, worauf einige wenige insgesammt schmutzige hölzerne Geschirre lagen. Ihre Schlafplätze waren dicht an der Wand angebracht und nahmen beynahe die Hälfte des Umkreises ein. Dem Anscheine nach beobachten sie hiebey einige Wohlanständigkeit: denn es waren verschiedene Abtheilungen von Fellen gemacht. Die Betten selbst bestanden aus Wildhäuten und waren meistens trocken und rein gehalten.

Um die Wohnungen umher standen verschiedene, 10 bis 17 Fuß hohe Gerüste, dergleichen man auch schon auf der Amerikanischen Küste bemerkt hatte. Sie waren ganz von Knochen und schienen, zum Trocknen der Fische und Häute bestimmt zu seyn; auf diese Art konnten ihre Hunde, die sehr zahlreich sind, nicht dazu kommen.

Die

Die Tungusen, die auf ihren Jagden einen ungeheuren Strich Landes von der Mündung des Amur bis an den Baikal, die Flüsse, Angara, Lena, Aldan, Ujd ꝛc. durchstreichen und sich selten an einem Orte länger als 6 Tage aufhalten, leben in Zelten. Diese rücken sie, wäre es auch nur 20 Klafter weit, immer fort, indem sie behaupten, sie nähmen einen widrigen Geruch an, wenn sie lange an einem Orte bleiben.

Nur in der Zeit des Fischfangs und wenn sie Beeren an abgelegenen von den Wohnungen der Kosacken weit entfernten Orten sammeln, bleiben sie länger an einer Stelle. Hier lassen sie dann ihre Vorräthe von getrockneten Fischen und Beeren in großen auf Pfählen oder Bäume erhöhten Kisten zu ihrem eigen und ihrer Stämme Nutzen auf den Winter zurück.

Auch die Kalmuken gehören zu den Völkern Asiens, die in einzelnen Horden umherziehen. Die Schilderung, eines Besuches, den der berühmte Pallas bey einem ihrer Fürsten abgelegt hat, macht uns zugleich mit ihrer Wohnung überhaupt, der Einrichtung von dieser und mehreren anziehenden Eigenthümlichkeiten bekannt.

„Wir kamen, heißt es, in derselben von dem Volke begleitet zu den Hütten, oder sogenannten Kibitken der Horde. Sie waren durchgängig von braunem Filze, von einem sehr schmu-

Hrn Pallas Besuch bey einem Kalmüken Fürsten.

tzigen und rauchigem Ansehen und das Fleisch und die Häute, welche dabey zum Trocknen aufgehängt waren, machten sie noch ekelhafter. Nur zwey von weißem Filze, welche sich in der Mitte der übrigen erhoben, zeichneten sich sowohl durch ihre Größe, als durch ihr Ansehn von den übrigen aus und wir erfuhren, daß eine die Wohnung des Fürsten, die andere aber ihr Götzentempel sey."

„An den braunen Filzhütten erregten kleine hölzerne Windmühlenflügel, welche an dem Eingange derselben angebracht waren, meine Aufmerksamkeit; da ich mich nach der Bedeutung derselben erkundigte, erfuhr ich, daß es Bethmaschinen wären, worauf man von den Priestern gewisse Gebethe schreiben ließe, um sie von dem Winde herumdrehen zu lassen und sich dadurch die Mühe des Selbstbethens zu überheben."

„Neben der fürstlichen Kibitke stand noch eine andere, ebenfalls etwas größer als die übrigen, welche die Küche ausmachte. Obgleich die fürstliche Kibitke sich durch ihr äußeres Ansehn und ihren weit größern Umfang von den übrigen Filzhütten auszeichnete, so war doch der Eingang dazu so niedrig, daß wir nur gebückt hindurch gehen konnten, aber das Innere derselben fanden wir sehr geräumig, und auf eine sonderbare Art ausgeschmückt."

„Der Fußboden war in der Mitte mit einem bunten Teppich und an den Seiten mit

frischgemähtem Grase bedeckt. An den Wänden herum standen und lagen eine Menge Kisten mit eisernen Beschlägen, lederne Schläuche, Sättel, Flinten, Bogen, Pfeile und andere dergleichen Waffengeräthe; dem Eingange der Kibitke gegenüber lag die Fürstinn auf einem niedrigen Ruhebette, über welchem an der Decke gelbseidene Wolken-Festons hingen. Sie mochte eine Frau von 50 Jahren seyn, hatte ein orangefarbenes seidenes Kleid an und eine Kalmükische Mütze, ebenfalls von gelber Farbe, (welche die Kalmüken für heilig halten) mit schwarzem Gebräme auf dem Kopfe, zwey lange geflochtene Haarzöpfe hingen ihr über die Schultern herab."

„Die Schwester des jungen Fürsten, ein Mädchen von ungefähr 15 oder 16 Jahren, von angenehmer Gesichtsbildung, die, als Kalmükinn betrachtet, für eine Schönheit gelten konnte, kam uns an der Thüre der Kibitke entgegen und bewillkommte unsere Damen bey unserm Eintritte. Sie trug ein weites grünseidenes Kleid und hatte auf dem Deckel der gelben Mütze eine rothe Quaste, ihre Haare waren in viele kleine Zöpfe geflochten."

„Da wir uns der Fürstinn näherten, erhob sie sich etwas von ihrem Sopha, bewillkommte uns mit einem Kopfnicken und nöthigte, Platz zu nehmen. Alsbald wurden einige von den Kästen, welche an den Seiten herumstanden, zum Sitzen für unsere Damen herbeygeschoben und der Fürstinn zur Rechten gestellt."

„Das

„Das Volk, das uns bisher begleitet hatte, blieb in dichten Haufen vor der Kibitke stehen. Außer dem Fürsten und seiner Familie waren noch mehrere Personen von dem Hofstaate, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, mit uns zugleich in der Kibitke. Die Fürstinn eröffnete das Gespräch mit Erkundigungen nach unserm Namen, Alter, Stande und dergleichen Dingen mehr.“

„Es wurde hierbey eine lederne Flasche mit Milchbrandwein nebst einem kleinen Theeservice in einem hölzernen Kästchen, welches wahrscheinlich eines der köstlichsten Hausgeräthe der Fürstinn ausmachte, herbeygebracht. Man nahm hierauf eine Untertasse aus dem Theeservice heraus, worein von dem Brandwein, welchen die Kalmüken aus saurer Pferdemilch abziehen, gegossen und herum gegeben wurde. Unsre Gesellschaft schlug dieses Getränke größtentheils aus, aber ich versuchte aus Neugierde doch, ein wenig davon zu trinken, konnte ihm aber keinen Geschmack abgewinnen; jedoch spürte ich, daß dieser Brandwein, in größerer Maase genossen, sehr berauschend seyn möchte; nur unser Herr Polizeyminister Hammel, welcher durch seinen längern Aufenthalt bey diesen Völkern an ihre Lebensart schon gewöhnt war, ließ sich diesen Willkommen sehr gut schmecken.“

„Der Herr Staats-Rath, um die Gesellschaft mit etwas Schmackhafterm zu regaliren, befahl hierauf, von seinem zum Frühstücke mitgebrachten

brachten Vorrathe an Wein und Sareptischem Weißbrote etwas herbeyzubringen und präsentirte davon der Fürstinn, dem Fürsten und der Prinzessinn. Da die Kalmüken kein Getreide bauen, so ist ihnen dieses Gebäcke etwas sehr Seltenes und sie verzehrten es daher mit besonderm Appetite. Der Fürst und die Prinzessinn gaben von dem erhaltenen Brote den ihnen zunächst Stehenden und diese theilten es wieder mit ihren Nachbarn, so, daß jeder nur einen ziemlich kleinen Brocken davon bekam; auf ähnliche Art verfuhren sie auch mit dem Weine, den sich vorzüglich die Priester sehr wohl schmecken ließen und nur der Fürst schlug dieses Getränk aus. Die Fürstinn aber, welche man bey dem Herumgeben des Weins übergangen hatte, bath sich selbst welchen aus."

„Nachdem sich die sämmtliche Kalmükengesellschaft unser Frühstück hatte wohl schmecken lassen, ließen sie sich von den Priestern aus runden messingenen Fläschchen, welche diese an der linken Seite des Gürtels hängen haben und beständig bey sich führen, einige Tropfen heiliges Wasser reichen, welches sie in den Mund nahmen, um diesen damit wieder zu reinigen und alsdann wieder ausspuckten."

Viele Georgier wohnen in Hütten, die nicht über, sondern in die Erde gebaut sind. Anders, wenn gleich nicht prächtiger, sind die Erdhütten in Kacheti. Leichtes Fachwerk, geflochtene Wände durch ein Gemenge aus Thon und Kuhfladen zusam-

zusammengehalten und mit einem Schilfdache versehen, ein vier Faden breites, fünf Faden langes Wohnzimmer, dessen Licht durch die Thüre hineinfällt, ein Fußboden, der zum Trocknen des Krapps und der Baumwolle dient, eine flache Grube in der Mitte, auf der das Feuer unterhalten wird, über dem Feuer ein kupferner Kochkessel, der an einer Kette hängt, eingehüllt in eine Rauchwolke, welche durch Decke, Dachgiebel und Stubenthüre geht: das sind die gewöhnlichen Bestandtheile eines Kachetischen Hauses. Selten gibt es Wohnhäuser in den Dörfern von Stein erbauet und mit Schornsteinen versehen; fast alle Dörfer aber haben Schieß- und Schutzthürme.

Die Wohnungen im ganzen Russischen Reiche sind meistens sehr geringer Art und stechen gegen einzelne Prachtgebäude furchtbar ab. Selbst größere Städte haben eine ärmliche, düstre Bauart. Noch traurigern Anblick gewähren die Dörfer. Wie die Wohnung, so ist auch das Hausgeräthe des gemeinen Russen elend. Das Haus, das der Slave oder Finne bewohnt, ist aus Holzblöcken zusammengelegt und besteht aus einer einzigen Schwarzstube, die einen frey liegenden Würfel oder ein Gehöfde bildet, das außer der Wohnstube oder dem Hauptgebäude noch eine kleine Scheuer, einen Stall und ein Badehaus begreift. Selten findet sich noch eine Weißstube mit einem Kachelofen dabey; Küche, Schlafgemach, Böden, fehlen. Mehrere solcher zusammengebauten Gehöfde

oder

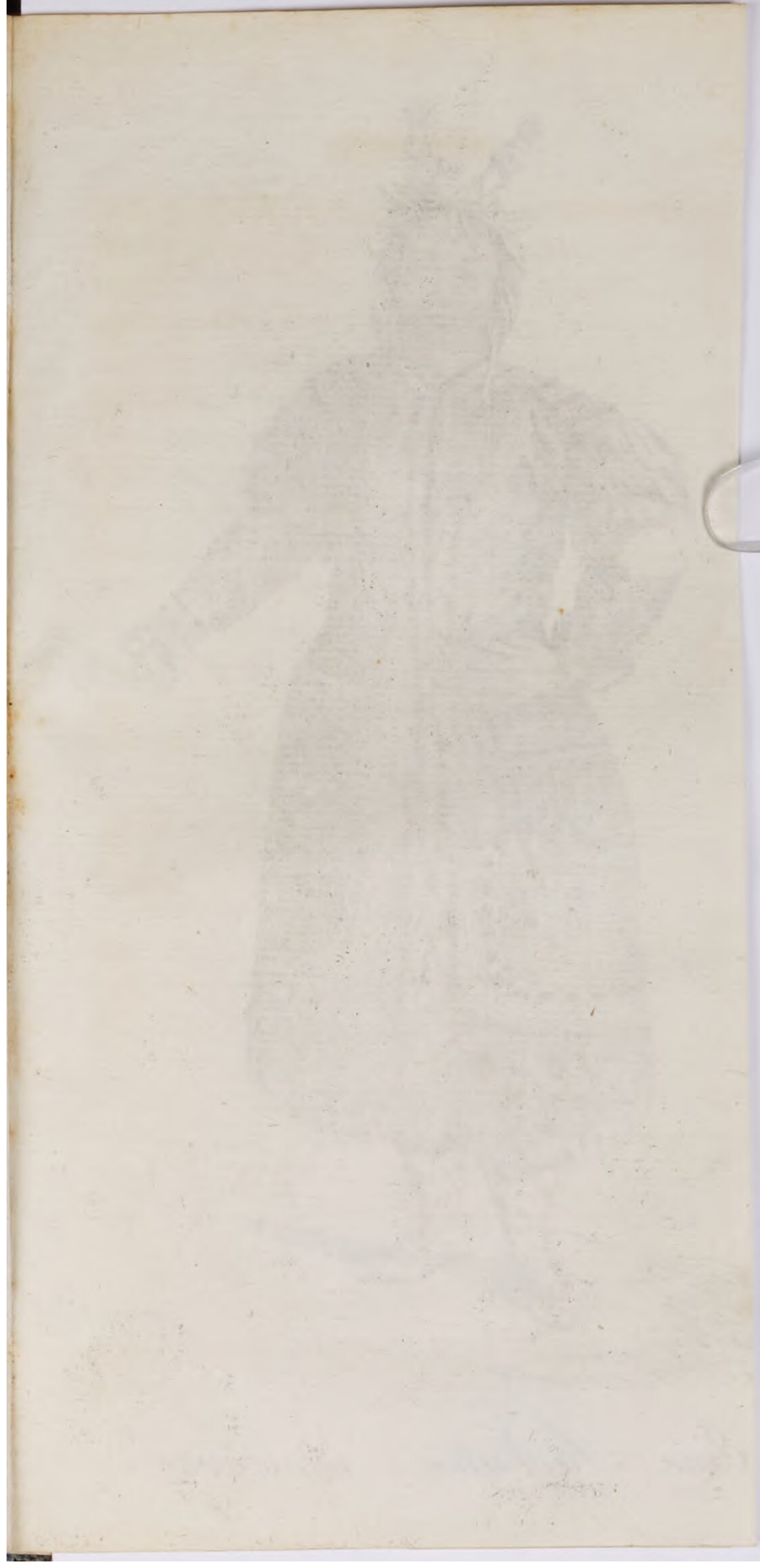
oder Erdhütten mit einer hölzernen Kirche, einem Pfarreyhause und allenfalls einem kaum besser gebauten Edelhofe heißen dann ein Dorf. In den Häusern der Donischen Kosaken, die aus schwachem Fachwerk bestehen, herrscht große Reinlichkeit. Die Uralischen wohnen in kleinen hölzernen Blockhäusern. Die Lappen haben Stangenjurten mit Birkenrinde oder Häuten bedeckt. Der mehr civilisirte Tartar im Casanischen, Astrachanischen, Taurischen, lebt in bessern, zum Theil steinernen Gebäuden. Die Kumükischen Tatarn im Nordosten des Kaukasus hausen in leichten, geflochtenen Windhütten. Die Barabinzen halten sich im Winter in ihren Blockhäusern von Holz, im Sommer aber in Filz- oder Schilfhütten auf. Die Kirgisen nomadisiren in Filzjurten.

Im Lande der Imiretier sind die Dörfer der Thalbewohner weitläufig, die Dörfer der Bergbewohner dicht. Hier sind die Häuser von geflochtenen und beworfenen Strauchwänden, dort von starken Planken. Die Abassen wohnen in Hütten aus leichtem Fachwerk und geflochtenen Strauchwänden. Der Tscherkessische Stamm der Temirgoi wird wegen seiner Geschicklichkeit im Bauen gerühmt. Er lebt in mehr als 40 gut befestigten Dörfern. Dicke Stangen, kreuzweise gegen einander gestellt, deren unterer Zwischenraum ausgefüllt, der obere aber mit Dornsträuchen belegt wird, dienen zur Wohnung und Sicherheit.

Der nomadische Tscherkess in der Kabardey

baut

. tin, vorwärts .



Eine Jackutin, vorwärts.

Eine Jackutin, rückwärts.

baut sich fern vom Wasser, das hier in unzähligen Bächen vom Caucasus kommt, Häuser von leichtem Fachwerk mit geflochtenen und weiß angestrichnen Wänden und bildet mit Geschicklichkeit von einem der nächsten Bäche einen Kanal. Die Wohnung des Edelmanns oder des Fürsten steht einzeln, der übrige Kreis bettet sich dicht an einander und paart sich herum. Auch Gasthäuser enthält ein Tscherkessisches Dorf und Reinlichkeit empfiehlt sie. Wenn sie in eine andere Gegend ziehen, so verbrennen sie unbrauchbares Gerärhe; alles Uibrige führen sie mit.

Bey den Osseten pflegen 20 bis 100 Familien, unter Fürsten oder gewählten Aeltesten in einem Dorfe zu wohnen. Bey unstätem Leben werden auch ihre leichten Häuser von Fachwerk oft versetzt.

Langsdorf beschreibt uns die Sommerwohnung eines reichen Jakuten: „Er bewohnte nebst seiner Familie eine geräumige runde und flachzuckerhutförmige Hütte, die etwa 18 Fuß im Durchschnitte hatte und aus einem Gerippe bestand, das mit Birkenrinden bedeckt war. Niemand konnte die Ankunft eines Fremden erwarten und daher wunderte es mich nicht wenig, hier eine ganz besondere Reinlichkeit zu bemerken, die ich des Morgens in den ärmlichen Wohnungen von Kerbin durchaus vermißt hatte; vorzüglich war es mir auffallend, den mannichfaltigen Nutzen und die Anwendung der Birkenrinde bey dieser Nation kennen

nen zu lernen. Kleine Canots und große Böte, Trinkgeschirre, Milchnäpfe, Wassergefäße, äußere Bedeckung der Hütten und die verschiedenen Abtheilungen im Innern derselben, alles besteht aus Birkenrinde; sogar Schirme und Bettvorhänge sind daraus verfertigt und mit Stickereyen mancherley Art geziert. Man zeigte mir dergleichen, mit Pferdehaaren gestickte Birkenrinden, an denen eine Jakutin über ein Jahr gearbeitet hatte. Um die Rinde geschmeidig und haltbar zu machen, wird sie einen ganzen Tag lang in Wasser gekocht (vielleicht auch noch auf eine andere Art bereitet), wodurch sie, nach Aussage der Jakuten, 60 bis 70 Jahre haltbar wird. Eine daraus verfertigte Tapete oder ein Wand- oder Bettschirm kann als ein Familienstück angesehen werden, das von den Eltern auf die Kinder forterbt."

„Die Winterwohnungen dieses Volks bestehen aus einem Erdwall, der inwendig mit aufrechtstehenden Brettern ausgeschlagen ist; sie sind meist nur von einer einzigen Familie bewohnt, dahingegen die Sommerwohnungen für mehrere zum gemeinschaftlichen Aufenthalt bestimmt sind. Das Wohnzimmer ist gewöhnlich gedielt; in der Mitte desselben steht ein von beyden Seiten freyes Kamin, das nach hinten eine etwas schräg stehende Feuerwand hat, an welcher der ziemlich frey hängende Schornstein angebaut ist. In einem Lande, worin man nicht auf Holzersparniß zu sehen braucht, gewährt die Einrichtung den Vortheil,

daß

Abbildung einer Hütte in Neu Südwales.

daß der Reisende zu jeder Zeit ein gutes Feuer zum Erwärmen und zum Trocknen seiner Kleider findet. Der Kuhstall ist unmittelbar neben dem Wohnzimmer und nur durch eine Thüre von demselben getrennt. Die vielen Pferde leben den ganzen Winter über im Freyen und man hat mich versichert, daß sie sich um so viel besser befänden, je kälter es sey, und daß sie in einem warmen Stall mager würden; dabey muß man bedenken, daß 30° Kälte unter diesem Himmelsstriche nichts Ungewöhnliches ist."

Daß die kleinen hölzernen Häuschen auf Kamtschatka, mit denen an Größe und Bauart jene zu Ochozk ziemlich übereinkommen, kein angenehmer Aufenthaltsort sind, wird jeder Leser um so mehr glauben, wenn man den Zustand des einzigen Schulgebäudes der Halbinsel zu Klutschi, in der nur die Söhne der Soldaten, nicht aber jene der Kamtschadalen aufgenommen werden, betrachtet. In den Fenstern finden sich hier statt der Glasscheiben Fischhäute und weil keine Küche vorhanden ist, wird im Zimmer gekocht.

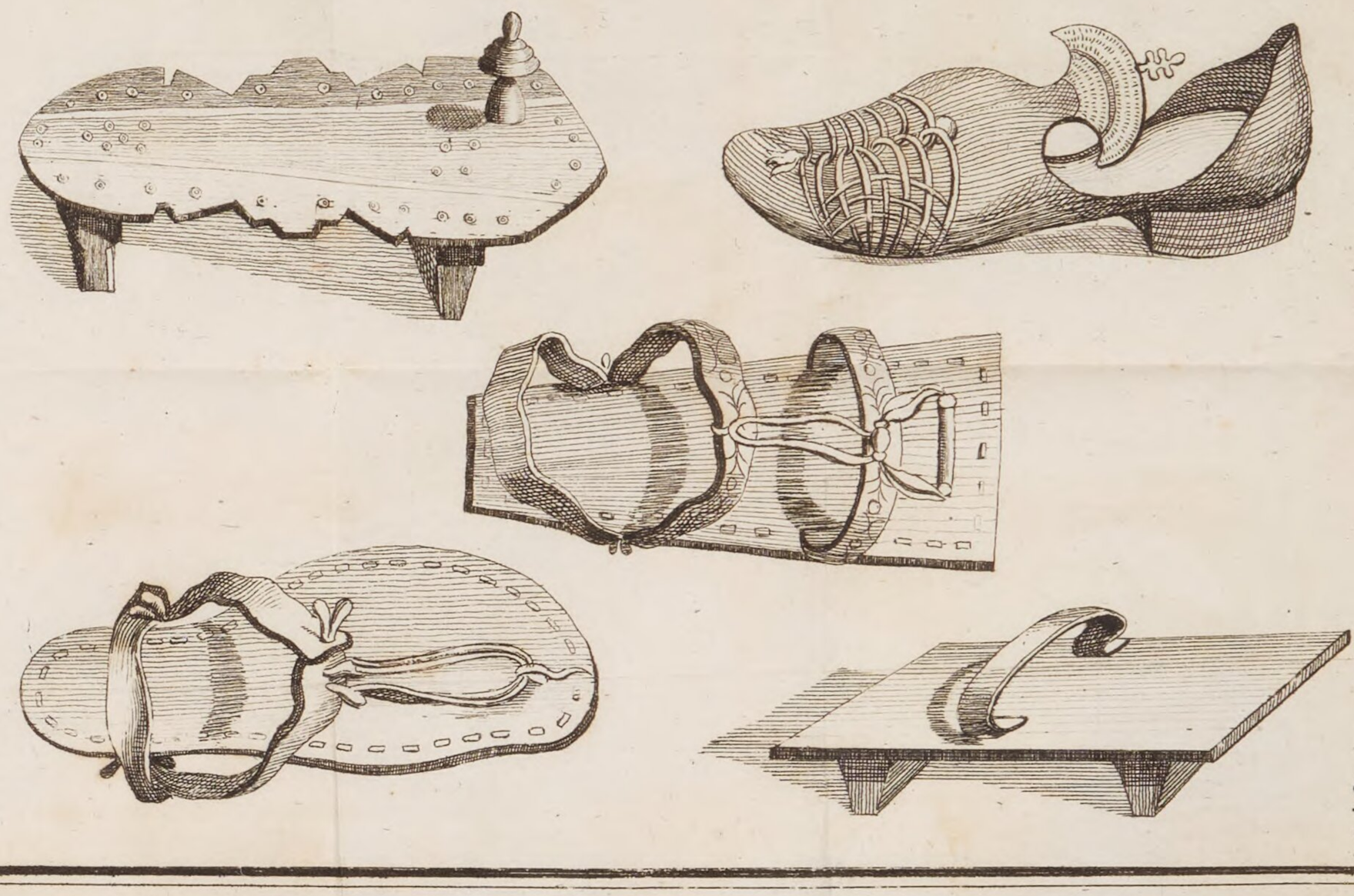
Die Kurden verfertigen ihre Hütten oder Zelten von Rohr oder Zweigen und überziehen sie dann mit einem groben Tuche von Ziegenhaaren, welches sie selbst verfertigen.

Die Häuser der Perser sind niedrig, von einem Erdgeschoß, mit einem flachen Dache. Da es an Holz mangelt, so sind sie meistens von getrock-

netem Lehm aufgemauert. Die Mauern von diesem bewirft man mit einem Mörtel aus Lehm und gehacktem Stroh, hierüber folgt ein Ueberzug von grün gefärbtem Kalk, den die Reicheren sodann mit Bürsten abreiben lassen, wodurch die Mauern einen Marmor ähnlichen Glanz erhalten. Gewöhnlich bestehen die Häuser aus mehreren Hauptgebäuden und haben entweder einen Garten oder doch einen mit Bäumen bepflanzten Hof in ihrer Mitte. Bey Vornehmen findet man im Prunksaale auch ein großes Wasserbehältniß mit einem Springbrunnen, um sich Kühlung zu verschaffen (s. u.), Häuser der Ersten und ansehnliche öffentliche Gebäude sind zum Theil auch von Stein aufgeführt oder die Außenwände mit Porcellan-Platten verkleidet, die bunt in Arabesken bemahlt sind und durch welche die Gebäude, vorzüglich bey dem Sonnenschein, ein sehr schönes Ansehen gewinnen. Sonst haben die Häuser, selbst Vornehmer, kein besonders äußres Ansehen. Innen ist aber große Pracht sichtbar. Sie sind hauptsächlich mit schönen Teppichen geziert und an den Wänden befinden sich wieder Sophas oder Diwans. Im Sommer dient gewöhnlich das Dach zum Schlaf. Die Stelle der Betten vertreten dünne Matratzen und Teppiche, die man entweder auf ein Sopha oder auf die bloße Erde ausbreitet. Zu unterst legt man immer einen Filztepich. Bey Tage nimmt man dieses Lager weg und verwahrt es in Schränken.

Die

Ein kleineres Arabisches Haus in Hedias und Jemen.



Arabische Pantoffeln und Schuhe.

Die Häuser der Araber, welche von Steinen gebaut sind, sind oben nach der Sitte des Morgenlandes platt. Die kleineren Häuser in Hedsjas und Jemen haben ganz dünne Wände und ein rundes, mit einer Art Gras bedecktes Dach. Unsere Leser finden eine Abbildung nach Niebuhr auf derselben Tafel, auf welcher auch einige von den Fußbedeckungon der Araber dargestellt sind. Die kleinen Hütten der gemeinen Araber am Euphrat sind gewöhnlich nur mit Strohmatten bedeckt und durch Zweige von Dattelbäumen unterstützt, oben aber auch rund.

Die Häuser der vornehmen Muhammedaner sind weder von außen, noch in den Zimmern des männlichen Geschlechtes prächtig. Der Fußboden ist in allen Zimmern, sowohl der Vornehmern als der Geringeren, sey es auch nur mit einer Strohmatte belegt. Wer darauf treten will, muß vorher seine Pantoffel oder Stiefel ausziehen.

Die Wohnungen der Arabischen Beduinen bestehen bloß in Zelten von groben Zeugen, welche die Weiber aus Ziegenhaaren verfertigen und die so aufgespannt werden, daß sie völlig wasserdicht sind. Die Scheiks und Emirs haben Zelte von mehr Höhe und Umfang, welche im Innern durch Vorhänge Abtheilungen haben. Von den gemeinen Beduinen besitzt ein Jeder nur ein Zelt. Das ganze Lager ist runder Gestalt. In der Mitte desselben befindet sich das Audienz-Zelt des Emirs oder Horden-Häuptlings. Sie werden meistens

an

an grasreichen Thälern, bey Wasserquellen, auf Hügeln und in solchen Gegenden geschlagen, die, um jeden Uiberfall sogleich zu gewahren, eine weit geöffnete Aussicht haben. Je nachdem die Gegend Vorrath an Futter gibt, werden die Lagerstellen alle 14 Tage oder alle Monathe gewechselt.

Bey der Horde der Abbades = Araber sieht man im Lager keine Hütten. Ist die Hitze am Tage zu groß, so legt der Abbades den Sattel von seinem Dromedar auf die Erde und gegenüber einen Stein, der so hoch ist, wie der Sattel; darüber legt er seinen Säbel und seine Lanze und sein Haus ist fertig. Selten ist es höher als 15 bis 16 Zolle; allein er ist zufrieden, wenn er sich nur darunter legen kann. Einige Abbades verbergen sich auch gegen die Sommerhitze in kleine Höhlen, die sie an dem Abhange der Hügel machen, die sich um ihr Lager herum befinden.

Nomadische Araber in Mobba bereiten sich ihre Hütten aus Zweigen der Thebaischen Palme oder aus einer andern Palmart, die Delleb heißt.

In Kahira und allen andern Städten Aegyptens hat die Eintheilung der Zimmer weder Ordnung noch Verhältniß. Neben hohen und großen Zimmern trift man oft kleine niedrige Zellen an, welche wahrscheinlich von Sklaven oder andern Bedienten des Hauses bewohnt werden und auch diese Zelten haben nicht immer dieselbe Höhe.

Die Zimmer des Herrn sind groß und hoch und die Fensteröffnungen sind oft so breit und hoch,

als das Gemach. Sie treten bisweilen als Balkon hervor und alle sind mit hölzernen, sehr künstlich gearbeiteten Gittern verschlossen, an welchen man kleine Schiebe- oder Flügelfenster anbringt. Hinter dem Gitter hat man von innen auch bisweilen Glasfenster, aber immer nur zum Schieben. Zum Zusammenfügen der Scheiben nimmt man keinen Kitt, sondern fügt sie in äußerst schlechte Holzrahmen. Eben so wenig braucht man den Diamant zum Glasschneiden; mit einem Stein aus der Wüste schneidet der Meister sehr schlecht das Glas in den Rahmen und es mißglückt ihm oft so, daß das Glas nicht einmal in den Rahmen paßt. Das bekümmert ihn aber auch wenig; denn wenn auch in einer Ecke ein sehr großes Stück fehlt, so setzt er ein kleiners Stückchen daran und überläßt dem Besitzer die Mühe, es wieder hinein zu setzen, wenn es herausfällt. Fast in allen Häusern trifft man einen Brunnen, ein Bad, eine Mühle, einen Hof und mehrere Pferdeställe an. Menschen, gewöhnlich aber alte Pferde und Ochsen treten das Mühl- und Brunnenrad. Letzteres ist beynahe in gleicher Höhe mit dem Hause. Ein doppeltes Seil von Dattelbast, an welchem sich kleine irdene Töpfe in bestimmten Zwischenräumen, wie an einem Paternosterwerke, befinden, ist an das perpendikuläre Brunnenrad angemacht; ein horizontales Rad, welches von einem Pferde oder Ochsen umgetrieben wird, steht mit jenem in Verbindung und setzt es in Bewegung. Die Töpfe steigen und fallen langsam mit

dem

dem Rade und schütten bey dem Neigen das eingeschöpfte Wasser in eine Art steinernen Trog, der mit einem Behälter in Verbindung steht, aus welchem es in verschiedenen bleyernen Röhren zum Gebrauch oder zur Bequemlichkeit des Hauses abfließt. Man hat daher immer fast in jedem Hauptgemach ein Wasserwerk, mit einem schönen Wasserbecken mit Mosaik belegt, unter dessen Farben man weiß, blau und roth am meisten schätzt. Rund um das Becken, aber immer im Wasser, sind halbrunde Sitze angebracht, wo man sich allein oder in Gesellschaft nach Belieben waschen kann. Das Becken ist rund, aber mit einem breiten, erhabnen Viereck eingefaßt. Der Theil des Gemachs, welcher den Eingang macht und wo das Becken sich befindet, wenn eines da ist, liegt immer fünf bis sechs Zoll tiefer und man läßt da die Sandalen. Das Pflaster des obern Theils links und rechts des Wasserwerks, wenigstens zur linken, wenn man nichts weiter hat, ist nicht so schön, aber gewöhnlich ist es mit einem Teppich oder einer niedlich geflochtenen und theuern Binsenmatte belegt. Besonders schätzt man die Binsenmatten von Menuf, in die verschiedene Farben und Muster geflochten sind. — Rund um die Zimmer, hauptsächlich bey den Fenstern, stehen die Diwans, die in einem heißen Klima so nöthigen Ruheplätzchen, die zur Wohllust einladen. Schöne baumwollene Matratzen mit leichten Teppichen darüber, weiche Kissen, um sich darauf zu stützen, sind alles, was zum Divan gehört, dessen Höhe und

Zusam-

Zusammensetzung von Geschmack und Zeitumständen abhängt. Da ist der Ort, wo der Aegypter drey Viertheile seines Tages zubringt, um sein Pfeifchen zu rauchen und Kaffee zu trinken. Seines Gleichen empfängt er hier ihm zur Seite, die unter ihm sind, bleiben unten, oft auf den Knieen und auf ihren Fersen hockend.

Die Frauenzimmer wohnen in den innersten Zimmern und bey reichen Moslemins hat jede ihr eigenes Haus und eigne Wirthschaft.

Die Aegypter haben kein besonders Bette, um des Nachts zu schlafen; ohne weitere Umstände breiten sie eine baumwollene Matratze auf den Boden des Zimmers, binden an die vier Ecken eine Decke und so legen sie sich nieder; den folgenden Morgen nimmt man alles wieder weg. Leintücher brauchen sie nicht; ihre Stelle vertritt ein baumwollenes Tuch, womit die Bettdecke überzogen ist und das, wenn es schmutzig ist, man abtrennt und wäscht. Das gemeine Volk macht noch weniger Umstände; zufrieden legt es sich auf die bloße Erde oder auf eine kleine grobe Strohmatte; seine Kleider sind ihm Decke und Matratze und ein Stein vertritt die Stelle des Kopfkissens.

In dem obern Stockwerke hat man in den Häusern noch ein Gemach, das man vielmehr als einen Schirm betrachten muß. Dieses Zimmer ist oben offen; ein schiefes Dach gegen Mittag schützt es vor der Sonnenhitze und verstattet dem

Nordwinde einen freyen Eingang, der dasselbe sehr kühl macht, wenn er weht. Man nennt es Mandar. Alle Häuser haben Terrassen oder flache Dächer, wo man sich des Abends hinbegibt, um frische Luft zu schöpfen; nur ist es gefährlich, sich hier lange des Nachts aufzuhalten, weil die kalte Abendluft den Augen äußerst schädlich ist.

Die Abtritte scheinen hier nicht bloß zur Bequemlichkeit, sondern auch zur Zierde zu dienen; denn jedes Zimmer hat die seinen und auch auf dem Hofe findet man dergleichen für das Gesinde. Man sieht aber leicht ihren Zweck, nämlich alle Verbindung zwischen beyden Geschlechtern zu verhindern.

Uibrigens sind alle Häuser sehr schmutzig und werden schlecht unterhalten. Daher kommt es, daß sie in einen bedauernswürdigen Verfall gerathen. Man sieht in den äußersten Quartieren der Stadt niedrige Hütten, ohne Fenster und voll eckelhaften Schmutzes. Von außen sind die Mauern mit Mist beworfen, unter den man etwas Spreu mengt und so an den Mauern trocknen läßt. Dieser Mist vertritt auch bey ihnen die Stelle des Holzes bey dem Heizen.

In Rücksicht der Mobilien des Hauses denkt man wenig daran, sie reinlich zu erhalten. Durch die kleinen Fenster dringt, besonders bey starkem Winde, beständig ein äußerst feiner und subtiler Staub, von welchem die Aegypter sagen, daß er durch die Schaale eines Eyes dränge.

Die Mandingos haben nach Park kleine unbequeme Hütten. Aus einem kreisförmigen Erdwall von ungefähr einem Fuß Höhe, auf welchen ein kegelförmiges Dach, von Bambusrohr geflochten und mit Gras gedeckt, gestellt wird, besteht sowohl der Pallast des Königs, als die Hütte des Sklaven. Eben so einfach ist das Hausgeräth. Eine Rohrhürde, welche auf Pfosten ungefähr zwey Fuß über der Erde ruht und über welche eine Matte oder eine Ochsenhaut ausgebreitet ist, vertrit das Bett. Ein Wasserkrug, einige irdene Töpfe zum Kochen, einige hölzerne Schaalen und Kalabassen und ein oder zwey niedrige Stühle machen den übrigen Hausrath.

Da jeder freye Mann mehrere Weiber hat, so ist für nöthig erachtet worden, daß jede von den Damen ihre Hütte für sich haben sollte und alle einer Familie gehörigen Hütten werden mit einem von gespaltenem Bambusrohr geflochtenen Zaun umgeben. Die ganze Einzäunung heißt Sirk oder Surk. Eine Zahl dieser Gehege mit schmalen Wegen dazwischen, bildet das, was man hier eine Stadt nennt, die Hütten sind aber regellos nach der Laune des Eigenthümers umher gebaut. Die einzige, von ihnen beobachtete Regel ist, daß die Thür nach Südwesten gerichtet ist, um die Seekühlung einzulassen.

Als de Flotte dem Könige der Neger am Andreasflusse einen Besuch abstatten wollte, ward er zuerst zu einem Neger geführt, den man ihm als

den ersten Minister nannte. Er mußte in ein aus Schilf gebautes Haus, das nicht über $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch war, hineinkriechen und auf gleiche Art sich durch mehrere Gemächer winden, die eine Art von Labyrinth bildeten. Der Pallast des Königs hatte vor den übrigen Hütten keinen Vorzug und die Sonnenstrahlen drangen überall durch. Man both Schemel zum Sitzen an; der König saß auf ebner Erde auf einem Stücke Kattun.

Die schönsten Negerhäuser an der Sklavenküste sind zu Popo oder Klein-Popo, das aus fünf Dörfern besteht. Der Kaboschier hat hier einen Pallast von drey Stöcken.

Die Neger von Dar el Abid errichten ihre runden Leimhütten auf 12 Fuß hohen Pfählen und steigen auf einer Art schlechter Treppen zu ihnen hinauf.

Die Shangallas leben während der schönen Hälfte des Jahres unter dem Schatten der Bäume, von denen sie die untersten Zweige nahe am Stamm oben einschneiden, solche alsdann niederbiegen oder brechen und das Ende der Zweige in die Erde stecken. Die Zweige werden oben mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt, worauf sie inwendig alle überflüssigen Zweige wegschneiden und auf diese Weise eine geräumige Laube bilden, welche von Weitem einem Zelte ähnlich sieht. Der Baum dient statt der Stange in der Mitte und der große Gipfel beschattet es, so, daß

das

das Ganze ein sehr mahlerisches Ansehen hat. Jeder Baum ist also ein Haus, worin eine Menge Schwarze leben, bis sich die tropischen Regen einstellen, dann gehen sie auf die Elephantenjagd.

In dem reichen Pegu und Birmah sind selbst die gemeinsten Häuser etliche Schuhe über dem Erdboden vermittelst hölzerner Pfähle oder mit Bambusrohr erhöht. Weder in Pegu noch Rangorn findet man Häuser von Backsteinen, sie wären denn dem Könige oder dem Gotte Gaudma gewidmet. Nach dem Verbothe des Königs dürfen zu Privatgebäuden Bruch- oder Mauersteine nicht genommen werden, aus Besorgniß, die Einwohner könnten diese Materialien leicht anwenden, um Festungen zu errichten. Alle Wohnungen sind demnach aus Matten oder Brettern und aus Pfählen oder Bambusstämmen gemacht. Diese Bauart hält die Leute in steter Feuergefahr, gegen die sie auch alle Behutsamkeit anwenden. Es gibt eine eigne Art gebrandmarkter Verbrecher, welchen man das Leben geschenkt hat und deren Geschäft es ist, Nachts die Strassen zu durchziehen, um nach einer bestimmten Stunde alles Licht und Feuer auszulöschen. Den Unterthanen ist verbothen, ihre Häuser durch Vergoldung oder Lakirung zu verschönern.

Die Neuholländer schlafen meistens ohne Bedeckung unter freyem Himmel oder in einer armseligen Hütte. Bey schlimmen Regenwetter verkriechen sie sich in Eichen-Höhlen und zünden,

bis

bis dasselbe vorüber ist, bey dem Eingange derselben Feuer an.

Die Hütten der Neuseeländer sind an einander gebaute armselige Wohnungen. Von der besten erzählt Herr Anderson in Cooks dritter Reise:

„Sie war 30 Fuß lang, 15 breit, 6 hoch und gerade wie unsere Scheunen gebaut. Inwendig war sie auf eine dauerhafte und regelmäßige Art mit Seitenbalken versehen, die wechselsweise breit und schmal auf einander folgten, unter einander mit Weiden verbunden und roth und schwarz angestrichen waren. Der Giebelbalke war stark und die großen Schaftbinsen, die den innern Theil der Bedachung ausmachten, waren auf das Genaueste parallel an einander gelegt. An einem Ende dieser Wohnung war eine kleine viereckige Oeffnung, die nicht sowohl zum Eingang als Einkriechen diente und nächst daran noch eine kleinere, vermuthlich um dem Rauche einen Ausgang zu verschaffen. Die meisten anderen Hütten waren nicht einmahl halb so geräumig als diese und selten über vier Fuß hoch. Man sah darin keinen andern Hausrath, als etliche kleine Körbe, worin sie Fischergeräthe und andere Kleinigkeiten bewahren. Sie sitzen in der Mitte um ein kleines Feuer herum, wo sie wahrscheinlich auch schlafen, ohne irgend eine andere Decke, als ihre tägliche Kleidung zu haben, vielleicht auch wohl ohne diese, da es in so engen Wohnungen, auch bey wenigen Personen, immer sehr warm seyn muß.“

„Auf

„Auf Anamooka führte Toobou, das Oberhaupt der Insel, Cook und den Omai in sein Haus. Es befand sich auf einem anmuthigen Platze mitten in seiner Plantage und war mit einem schönen Rasenboden umgeben, der, wie Toobou zu verstehen gab, dazu diente, die Füsse, ehe man in die Thüren tritt, zu säubern. Der Fußboden im Hause war mit Matten belegt und kein Teppich im schönsten Englischen Assambleezimmer konnte reinlicher gehalten werden.“

„Auf den freundschaftlichen Inseln, deren Bewohner doch so viele Anlagen verrathen, sind die Wohnungen des gemeinen Mannes enge armselige Hütten, die ihn kaum gegen Wind und Wetter schützen. Die der Vornehmen sind geräumiger und bequemer. Ein Haus von mittlerer Größe ist etwa 30 Fuß lang, 20 Fuß breit, 12 Fuß hoch und im Grunde nichts als ein mit Blättern oder Schilf gedecktes Dach, das auf Pfosten und übrigens sehr geschickt auf einander gesetzten Querbalken ruht. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete und wohl geebnete Erde etwas erhöht, mit starken dichten Matten belegt und wird überaus rein gehalten. Die meisten dieser Wohnungen sind an der Wetterseite, andere auch über zwey Drittheile ihres Umfanges gleichsam mit starken Matten oder einem Geflechte von Kokos-Palmenzweigen versehen, welches von der Dachtraufe bis an die Erde von einer Ecke zur andern geht und die Stelle einer Wand vertritt. Eine dicke starke, etwa 2 $\frac{1}{2}$

oder 3 Schuhe breite Matte, die gleich einem Feuerschirm in einem Halbkreis gebogen und dergestalt aufgestellt wird, daß ihre beyden Enden eine Seite der Wohnung bewähren, schließt den Raum ein, in dem Herr und Frau vom Hause schlafen. Die Frau hält sich auch den größten Theil des Tags darin auf. Die übrigen Hausgenossen liegen auf der Erde. Ist die Familie stark, so sind kleine Hütten an den Häusern, worin sich die Dienstbothen bey Nacht aufhalten und man beobachtet hier so gut als irgendwo eine gewiße anständige Absonderung. Sie haben einige Matten, worauf sie schlafen, doch dienen dieselben Stücke Zeugs, womit sie bey Tag bekleidet sind, Nachts zu Decken. Ihr übriges Hausgeräth besteht aus einem oder ein Paar Näpfen, worin sie ihren Kava-Trank bereiten, aus etlichen Kürbisflaschen und Cokosnußschaalen, einigen Schemeln, die ihnen statt der Kopfpolster dienen und allenfalls einem höhern Stuhl, worauf sich das Haupt der Familie oder der Herr vom Hause zu setzen pflegt. Unstreitig sehen diese Insulaner so wenig auf zierliche Wohnungen, weil sie sich gerne in freyer Luft aufhalten. Im Grunde gebrauchen sie sie auch nur gegen das Wetter und zum Schlafen. Sie essen sogar selten darin. Die geringere Klasse von Einwohner, die ihre meiste Zeit im Gefolge und Dienste der Oberhäupter und Großen zubringen, brauchen ihre Hütten ohnedem zu nichts als zur Ruhe oder einem Obdache."

Der Grönländer wohnt zur weniger rauhen Jahrszeit unter leichten, mit Robbenfellen bedeckten Hütten. Im Winter zieht er sich in Erdhütten zurück, die von übereinander gelegten und mit Moos und Erde zusammen befestigten Steinen erbaut sind. Selten ragen diese Hütten mehr als 3 bis 4 Füsse über der Erde empor. Der Rest der erfoderlichen Höhe wird durch das Ausgraben der Erde bewirkt. Eine einzige solche Wohnung reicht oft für 7 bis 8 Familien hin und gewöhnlich herrscht darin eine solche Hitze, daß Männer und Weiber am obern Theile ihres Körpers ganz nackt zu gehen pflegen. Die Betten bestehen aus Bänken, mit Robbenfellen belegt und am Tage zum Sitzen.

Die Wohnungen der Nukahiwer sind an Größe verschieden und gleichen von Außen einem Europäischen Häuschen von einem Stockwerk, das keine Fenster hat und in der Länge nach in der Mitte durchschnitten ist und dessen Höhe der hintern Wand die der vordern bey weitem übersteigt, indem letztere nur drey bis vier, erstere hingegen über 10 bis 12 Fuß beträgt. Die Länge eines solchen Hauses ist etwa 25, die Breite 6 bis 8 Fuß und es ist durch vier fest in die Erde eingerammelte starke Pfosten befestigt, über welche Horizontalstangen liegen. Die Seitenwände bestehen aus dünnen Bambusstäben von gleicher Dicke, die in der Entfernung von etwa $\frac{1}{2}$ Zoll in perpendikulärer Richtung, zum Theil recht niedlich, an-

einander gereiht und inwendig mit Blättern der Cokospalme und einigen Farrnkräutern behängt sind, um den Luftzug zu verhindern. Das Dach ist mit mehreren Lagen von Blättern des Brodbaums bedeckt, wodurch die Einwohner bey den stärksten Regengüssen geschützt werden.

Der Eingang ist an der vordern niedrigen Wand und es ist sonderbar, daß dieser nicht allein hier in Nukahiwa, sondern bey den Wohnungen aller rohen und unkultivirten Menschen so unverhältnißmäßig niedrig und eng ist.

Die guten Wohnungen sind auf einer, aus großen viereckigen und abgerundeten Steinen gemachten, Plattform oder Erhöhung erbaut, die zuweilen auch noch mehrere Fuß breit von dem Hause hervorsteht, wodurch unstreitig die Wohnung trockner und die Aussicht freyer wird. Man muß bey dieser Grundlage auch noch die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher die Einwohner beträchtlich große Steine, die kaum von 10 bis 12 Menschen getragen oder gewälzt werden können, so künstlich und schön, ohne Kalk oder Mörtel an einander zu fügen wissen, daß sie wahre Römische Mauern aufführen, die einem Europäischen Baumeister Ehre machen würden.

Bey Errichtung eines neuen Hauses reicht wechselsweise ein Nachbar dem andern hilfreiche Hand. Oft baut man zum Zeitvertreib und wohlhabende Personen besitzen in mehreren Theilen ihres

Thales dergleichen Wohnungen oder vielmehr Hütten, die in wenig Tagen aufgeschlagen werden können.

Die Erbauung der größeren Wohnungen, worin eine zahlreiche Familie gemeinschaftlich leben kann, wird von den Männern sowohl als von den Weibern besorgt; wenn aber die Männer ganz allein, ohne Beyhilfe der Frauen, die zur Grundlage eines Hauses nothwendigen Steine herbeyschaffen, so wird eben dadurch die darauf gebaute Wohnung in der Folge für die Weiber Tahbu; d. h. diese dürfen es nie wagen, sie zu betreten. — Jeder wohlhabende Insulaner hat wenigstens eine solche Tahbu-Hütte, die gewöhnlich vom Wohnhause etwas abgesondert ist. Er richtet sie ganz nach seiner Bequemlichkeit und besonders zu seinem Speisesaal ein, damit er hier allein, ohne Beyseyn seiner Frau, in desto ungestörterer Ruhe die Schweine verzehren kann, von denen die Weiber nur bey seltenen Gelegenheiten und aus Gefälligkeit und Großmuth des Mannes, ein Stückchen erhalten. Ein solches Tahbu-Haus heißt: Popoi tahbu.

Jede neuerbaute Wohnung muß von einem Taua, einem Priester, Zauberer, Hexenmeister, oder wie man diese Leute nennen will, eingeweiht werden; dieser hält eine Rede und spricht alsdann in einer, jedem Einwohner unverständlichen Sprache. Man muß ihn mit Schweinen und anderen guten Gerichten bewirthen, wofür er viele sehr son-

derbare Ceremonien macht und die erste Nacht in dem neuen Hause schläft, wodurch dasselbe gegen alle böse Geister, die sich in der Folge einfinden könnten, geschützt wird.

Bey besondern Gewohnheiten des häuslichen Lebens, werden auch für die Weiber eigene Häuser bestimmt, so z. B. wird das junge Mädchen, bey dem sich die Zeichen des reifern Alters einstellen und die Frau zur Zeit ihrer Niederkunft in entlegenen und bloß in dieser Absicht erbauten Hütten abgesondert.

Im Innern der Häuser sieht es reinlich aus, indem die Bewohner derselben durch Tahbu's oder Gesetze zu einer großen Reinlichkeit verbunden sind. Ein Balken theilt der Länge nach den Boden in 2 ungleiche Theile, auf dem vordern schmalen sieht man die bloßen Steine, auf dem hintern liegt weiches Gras, welches mit Strohmatten bedeckt ist und den Bewohnern, ohne Unterschied des Geschlechtes, zur Schlafstätte dient. Die Wände sind mit Geräthschaften behangen, z. B. große und kleine Kalabassen-Kürbisse (Crescentia Cujete), Kokusnußschaalen, Fischernetze, Schleudern, Stelzen, Streitärte, Beile, verschiedene Zierrathen, Trommeln u. s. w.

So lebt der Mensch unter verschiedenen Himmelsstrichen, genießend, was jeder an eigenthümlichen Nahrungsmitteln darbiethet, sich schützend und sichernd durch die ärmliche Hütte oder das bequemere

quemere Wohnhaus. Mit dem Grade seiner Bildung verschönert sich auch dieses letztre. Hier wollte ich nur andeuten, wie ihn das Bedürfniß angetrieben, sich in die Wohnung zu flüchten, wie er diesem Bedürnisse abgeholfen und einmahl im Besitze des wirthlichen Daches seinen Verschönerungstrieb kund gegeben hat. Uiber diesen letztern, auf den hier nur gelegentlich hingewiesen ward, wird an einer andern Stelle ausführlich und insbesondere gehandelt und dann in der Beurtheilung des Geschmacks, den Völker in der Bauart verrathen, einiger hier nicht angeführter Wohnarten, wie in Asien jener der Südsee, in Europa jener der Alpenländer und Hochschotten ꝛc. gedacht werden.

Von dem Wachsthum, den Krankheiten und der Sterblichkeit des Menschengeschlechts.

Des Menschen heiteres Daseyn hängt allerdings ab von der Natur. Unter der üppigen Vegetation der Tropenländer, auf der Terra der Fuego und auf Grönland ist die Aussteurung des menschlichen Lebens nothwendig eine andre. Um Erhaltung, Fortpflanzung, Gesundheit, Kraft der Menschen zu beurtheilen, muß man daher ausgehen von der Untersuchung des Bodens, an den er geknüpft ist. Die Natur und die Bewohner der Erde stehen in einem geheimen Bunde; sie umschließt

schließt ihn mit einer magischen Kraft. Nur der stärkere Geist findet aus ihm den Ausweg, aber ohne zu verhindern, daß seine Freywerdung von der Natur, bey den vielseitigsten Einsichten und Kenntnissen sich an dem Herzen räche.

Die Abtheilung unsers Werkes von der Erde und ihrer natürlichen Beschaffenheit gibt über das Menschenleben die erforderlichen Aufschlüsse. Speise, Trank, Art der Bekleidung und Wohnung, so wesentlich einwirkend auf Gesundheit und Wohlseyn, sind in dieser Abtheilung abgehandelt. Unsre freye Untersuchung führt uns jetzt auf Gegenstände, bey denen wir öfter auf die früheren Abschnitte werden zurückverweisen müssen.

Von der Geburt des Menschen.

Das Klima, die Leichtigkeit des Unterhaltes, die Güte der Nahrungsmittel tragen bey, die Zeugungsfähigkeit der Menschen zu verstärken oder zu vermindern. Am Mächtigsten jedoch wirkt das Klima, welches den Zeitpunkt, in welchem der Mensch zur Fortpflanzung seiner eigenen Gattung geschickt ist, beschleunigt oder zurückhält. Schon in Europa finden wir bey der Vergleichung der Reife der Geschlechter einen auffallenden Abstand zwischen dem südlichen Italiener und Spanier und dem Nordbewohner. Im Allgemeinen werden die Mädchen in dem heißern Landstriche schon mit dem 10 Jahre, die Jünglinge mit dem 12. zeugungs-

gungsfähig, in dem kalten hingegen die Mädchen mit dem 16. bis 20., die Jünglinge mit dem 18. oder 20.

Wo die Geschlechter im zarten Bande der einfachen Ehe stehen, ist die Vermehrung der Gattung größer. Heftiger äußert sich der Naturtrieb, schädlicher wirkt er auf das männliche Geschlecht und die Bevölkerung zurück, wo dem Manne sich mehr als ein Weib ergibt und also statt der ehrsamen züchtigen Hausfrau die Sklavin des Mannes wird.

Im regelmäßigen Wege vermehrt die Mutter die Menschenzahl durch einen Erdenbürger. Ihre körperliche edle Bildung ist darauf berechnet, daß ein liebendes Wesen auch nachdem es das Licht begrüßt hat, von ihr Leben schöpfe, daß der Blick der Mutter ihm begegne und des Kindes schuldloses Auge aufblicke in das Auge der in der Sorge für Fremdes sich vergessenden Mutter. Selten werden Zwillinge, noch seltner Drillinge und sehr selten Vierlinge gebohren. Man hat viele Beyspiele von noch zahlreicheren Geburten, welche aber mit der Natur im Widerspruche stehen. (s. u.)

Unter Schmerz und Weinen trit der Mensch in die Welt ein. Die Mutter selbst unterliegt häufig den Gefahren, unter welchen er sich ihrem Schooße entwindet. Doch ist dieses sehr ungleich. Die Europäerinnen gebähren meistens sehr schwer; in anderen Ländern sind die Geburten leichter.

Von der Blüthe des Menschen bis zu dem Augenblick, wo der Engel des Todes die reife Frucht abnimmt, dauert das Leben als chemisch-thierischer Proceß fort. Es wird vorzüglich gefördert und bey der Ausscheidung vieler Stoffe durch Ausdünstung, Ausleerung ꝛc. erhalten durch den Zutritt der Nahrungsstoffe, die als Nahrung genossen werden und die unsere Leser bereits kennen. Wo die Werkzeuge, durch welche der Mensch Theile empfängt, verarbeitet, ausstößt, in vollkommnem Zustande sind, da ist auch auf die möglichste Dauer zu rechnen. Diese Werkzeuge sind: die Haut, die Organe des Athemholens, der Verdauung, des Blutumlaufes.

So wie eines dieser Werkzeuge fehlerhaft oder geschwächt wird, wird das Leben gehemmt; es ist Krankheit vorhanden. Leider! ist jenes Gleichgewicht aller Organe des Körpers, welches man mit dem Nahmen der Gesundheit belegt, äußerst sparsam vorhanden und die Zahl der Krankheitsübel ungeheuer. Sie müssen daher, in ihrem Einflusse, den sie auf Bevölkerung üben, hier betrachtet werden:

Die Krankheitsübel, welchen der Mensch unterworfen ist, sind theils allgemeine, theils örtlich beschränkte, diese entweder auf großen Strecken verheerend um sich greifend (epidemisch) oder nur an einem besondern Orte gleichsam eingewurzelt und einheimisch (endemisch). Bey einigen Arten, wie z. B. dem gelben Fieber, der Pest, den Pocken,

cken, ist die Art ihrer Verbreitung schröcklich, andere sind erblich, so daß sich Gebrechen der Eltern auch auf die Kinder fortpflanzen. Viele kleben einzelnen Gewerben, als Folge ihrer harten Geschäfte, einzelnen Geschlechtern, einem gewissen Alter an.

Endemische Krankheiten pflegen ihren Grund hauptsächlich im Boden, der Atmosphäre, den Nahrungsmitteln und Getränken und der Lebensart, in der Reinlichkeit der Haut, der Unsauberkeit oder Dürftigkeit der Wohnung ꝛc. zu haben. Es lassen sich hier wichtige Beyspiele anführen.

Im Königreiche Neuspanien erzeugt tiefer herab an den Küsten, die Fäulniß einer großen Menge organischer Stoffe furchtbare Krankheiten, welche Europäern und Allen, die an ein heißeres Klima nicht gewohnt sind, gefährlich werden. Unter dem brennenden Himmelsstriche der tropischen Welt sind Ungesundheit der Luft und außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens unzertrennlich verknüpft, die Menge Regenwasser, die in einem Jahre fällt, beträgt am Mexikanischen Busen, z. B. zu Vera Crux 1m62, während sie in Frankreich kaum 0, m70 erreicht. Eine solche ungeheure Feuchtigkeit befördert mit der schnellern Entwicklung der vegetabilischen und thierischen Organisation auch die Bildung Gefahr drohender Miasmen. Doch ist Neuspanien im Ganzen ein auffallend gesundes Land.

Eines der schrecklichsten Uibel, das dem Indischen Stamm in Mexiko eigen ist, ist die Matlazahuatl, die sich alle Jahrhunderte nur einmahl zu zeigen scheint. Sie wüthete besonders in den Jahren 1545, 1576 und 1736 und wird von den Spanischen Schriftstellern eine Pest genannt. Da die letzte Epidemie der Art zu einer Zeit geherrscht hat, wo die Heilkunde, selbst in der Hauptstadt, noch nicht einmahl als Wissenschaft anerkannt war, so fehlen uns die genaueren Nachrichten über diese Krankheit. Zuverläßig hat sie indessen einige Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber oder dem schwarzen Erbrechen, greift aber keinen Weißen an, er mag nun ein Europäer seyn, oder von den Ur-Eingebohrnen abstammen. Die Individuen der Kaukasischen Race scheinen diesem schädlichen Typhus überhaupt gar nicht unterworfen zu seyn, während dagegen das gelbe Fieber oder das schwarze Erbrechen die Mexikanischen Indianer nur sehr selten angreift. Der hauptsächlichste Schauplatz des Vomito pietro ist die Seegegend, deren Klima außerordentlich heiß und feucht ist. Die Matlazahuatl hingegen verbreitet Schrecken und Tod bis ins Innere des Landes, auf das Central-Plateau und in die kältesten und dürrsten Gegenden des Königreichs.

Der Franziskanermönch Torribio, (bekannter unter dem Mexikanischen Nahmen, Motolinia), versichert, daß die im Jahre 1520 durch einen Neger-Sklaven von Narvaëz eingeführten

führten Pocken die Hälfte der Einwohner dahin gerafft haben und Torquemada hat sogar die kühne Meinung, daß in den beyden Epidemien der Matlazahuatl, von 1545 und 1576, in der erstern 800,000 und in der letztern 2,000,000 Indianer gestorben seyen. Eine Angabe, der jedoch nur die Wahrscheinlichkeit des Calculs zukömmt.

Auf den Küsten Neuspaniens zeigt sich der Vomito prieto oder das schwarze Erbrechen, das aber im ganzen Königreich nicht über 2 bis 3000 Menschen wegrafft. In den heißen Landen (den Terras calientes, wie die Eingebohrnen von Neu-Mexiko sie heißen), werden Europäer, die an das brennende Klima noch nicht gewohnt sind, wenn sie in diesen Ebenen länger verweilen und zusammengedrängt in volkreichen Städten wohnen, Opfer dieser tödtlichen Krankheit.

Verheerend ist die Pest, deren Ursprung in Afrika zu suchen ist *), von wo sie sich im Laufe der Zeit über ganz Europa verbreitet und die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet hat. Sie pflanzt sich in gewöhnlichen Fällen nur langsam fort; nur wenige Einzelne werden zugleich davon angegriffen und es gehört unmittelbarere Berührung dazu, um angesteckt zu werden, als in Zeiten, wo sie wirklich epidemisch ist. Im letztern Fall

*) S. meine geschichtl. Unterhaltungen: Beschreibung der Pest von Athen und im Mittelalter.

Fall verbreitet sie sich unglaublich schnell, theilt sich schnell mit und tödtet fast durchgehends. Am sichersten entgehr man ihr durch Vermeidung alles Umgangs. Smyrna, Aleppo, Damask, Constantinopel erfahren im Orient die Uibel dieser Seuche häufiger und selbst Odessa ward ihnen im Jahre 1813 Preis gegeben.

Gräßlicher, verheerender als die Pest, weil sie in größerer Ausdehnung wütheten, zeigten sich die Pocken. Diese schröckliche Krankheit erschien zuerst im 6. Jahrhunderte nach Christi Geburt in Arabien und verbreitete sich in den Ländern der alten und neuen Welt. Aber glücklicher wurde noch kein ähnlicher Krankheitsstoff wieder gehoben. Durch die künstliche Impfung des Miasma wurde die natürliche Kraft der Seuche gebrochen. Die unter uns allgemein bekannte Vaccination hat auch in entfernten Ländern solche Fortschritte gemacht, daß dem Menschenfreunde wohl wird, wenn die Erzählung der durch die Blattern gestifteten Uibel auch von dem muthigen Widerstand menschlicher Kunst spricht. In der neuen Welt wurden sie in Neuspanien seit 1520 bekannt. Nach Alex. Wilh. v. Humbold scheinen sie hier ihre Verwüstungen nur alle 17 Jahre anzurichten.

„In den Aequinoktial-Gegenden, sagt der schon oft angeführte Gelehrte, haben sie, wie das schwarze Erbrechen und mehrere andere Krankheiten, ihre festen Perioden, an denen sie sich regelmäßig wieder einfinden und man möchte glauben,

daß

daß sich in diesen Ländern die Anlage der Eingebohrnen für gewisse Miasmen nur in sehr weit von einander entfernten Perioden erneuert; indem die Pocken, deren Saame sehr oft von den Europäischen Schiffen gebracht wird, nur in sehr ansehnlichen Zwischenräumen epidemisch, aber auch den Erwachsenen nur desto gefährlicher werden. 1763 und besonders 1779 haben die Pocken erschröckliche Verwüstungen angerichtet. Im letztern Jahre rafften sie bloß in der Hauptstadt von Mexiko über 9000 Menschen hin, die Leichenwagen durchzogen, wie in Philadelphia zur Zeit des gelben Fiebers, die Straßen alle Abende, um die Leichnahme aufzunehmen und ein großer Theil der Mexikanischen Jugend ward in diesem unglücklichen Jahre niedergemäht.

Die Epidemie von 1797 war weniger mörderisch, wozu der Eifer gewirkt haben mag, womit man die Pockenimpfung in den Umgebungen von Mexiko und im Bisthum von Mechoakan verbreitet hatte. In Valladolid, der Hauptstadt dieses Bisthums, starben von 6800 Individuen, denen die Krankheit inokulirt worden war, nicht mehr als 170, also 2 $\frac{1}{2}$ von 100 und dennoch hatte man bey vielen die Operation erst zu einer Zeit vorgenommen, wo sie wahrscheinlich schon von den natürlichen Pocken angesteckt waren. Von 100 Individuen jedes Alters, welche ohne Impfung die Opfer der natürlichen Pocken geworden, starben jedesmahl 14. Mehrere Personen, besonders

unter

unter der Geistlichkeit, zeigten bey dieser Gelegenheit den lobenswürdigsten Patriotismus, indem sie die Fortschritte der Epidemie durch die Inokulation aufzuhalten suchten. Ich will hier nur zwey, gleichaufgeklärte Männer nennen, den Herrn von Reanno, Intendanten von Guanaxuato und Don Manuel Abad, Canonicus-Pœnitentiarius beym Domstift von Valladolid, deren edelmüthige und uneigennützige Absichten immer das allgemeine Beßte zum Ziel hatten. Die Pocken wurden dazumahl im ganzen Königreich mehr als 50—60000 Menschen eingeimpft."

„Seit dem Januar 1804 wurde die Kuhpockenimpfung durch die Thätigkeit eines ehrwürdigen Bürgers, Don Thomas Murphy, welcher zu verschiedenenmahlen den Virus aus Nordamerika kommen ließ, in Mexiko eingeführt. Er fand hiebey wenige Schwierigkeiten, indem die Kuhpocken sich als eine leichte Krankheit zeigten und die Inokulation der gewöhnlichen Pocken die Indianer längst an die Nützlichkeit der Idee gewöhnt hatte, durch ein kleines Uibel freywillig einem größern zu begegnen. Wären die Kuhpocken, oder wenigstens die gewöhnliche Inokulation, seit dem 16. Jahrhundert in der neuen Welt bekannt gewesen, so würden mehrere Millionen Indianer nicht die Opfer dieser Krankheit und besonders der unvernünftigen Behandlung geworden seyn, durch die man sie so gefährlich gemacht hat. Bloß durch sie ist die Anzahl der Californier auf

eine

eine so fürchterliche Weise herabgeschmolzen. — So aber kamen die königlichen Schiffe, welche die Kuhpocken nach den Colonien von Amerika und Afrika bringen sollten, erst kurze Zeit nach meiner Abreise in Vera-Cruz an.“

„Don Antonio Valmis, der Oberarzt dieser Expediton, besuchte Portorico, die Insel Cuba, Mexiko und die Philippinischen Inseln. Sein Aufenthalt in Mexiko, wo man die Kuhpocken indessen schon vor seiner Ankunft kannte, hat die Ausbreitung dieses wohlthätigen Verwahrungsmittels ganz besonders erleichtert. In den vorzüglicheren Städten des Königreichs bildeten sich Comite's für die Kuhpockenimpfung (Juntas centrales), welche aus den aufgeklärtesten Männern bestehen, von Monath zu Monath neue Operationen vornehmen lassen und so darüber wachen, daß der Kuhpocken-Miasma nicht verlohren geht. Er wird dieß aber um so weniger, da er in dem Lande selbst vorhanden ist. Wirklich hat ihn Herr Valmis in der Gegend von Valladolid und im Dorf Atlisko, bey Puebla, an den Eutern der Mexikanischen Kühe entdeckt. Nachdem dieses Geschäft den wohlthätigen Absichten des Königs von Spanien gemäß ausgeführt worden ist, darf man wohl hoffen, daß die Vaccination durch den Einfluß der Geistlichkeit und besonders der Missionäre, nach und nach bis ins Innere des Landes verbreitet werden werde. Darum muß auch Herrn Valmis Reise ewig denkwürdig in den Annalen der Geschichte

schichte bleiben. Zum erstenmahl sahen die Indianer bey dieser Gelegenheit jene Schiffe, welche sonst bloß Blut- und Mordinstrumente enthielten, der leidenden Menschheit die Keime der Hülfe und des Trostes bringen!"

„Die Ankunft der bewaffneten Fregatten, auf welchen Herr Balmis den Atlantischen Ocean und das Süd-Meer durchstreifte, hat an verschiedenen Küsten zu einer sehr einfachen, aber nur desto rührendern, religiösen Ceremonie Veranlassung gegeben. Die Bischöffe, die Militär-Gouverneurs und die im Rang ausgezeichneten Personen begaben sich an das Seeufer. Hier nahmen sie die Kinder, welche die Kuhpocken den Ur-Eingebohrnen von Amerika und dem Malaischen Stamm auf den Philippinischen Inseln bringen sollten, auf ihre Arme und trugen sie unter allgemeinem Jauchzen vor die Altäre, wo sie dem höchsten Wesen für ein so glückliches Ereigniß dankten. Wirklich muß man die Verwüstungen, welche die Pocken in der heißen Zone und unter einem Menschenstamm anrichten, dessen physische Constitution allen Hautkrankheiten entgegen zu seyn scheint, näher kennen, um es einzusehen, wie Herrn Jenner's Entdeckung für die Aequinoktialgegenden des neuen Continents noch unendlich wichtiger ist, als für die gemäßigten Länder des alten."

„Denen, welche sich mit der Geschichte der Vaccination befassen, zu gefallen, werde ich hier ein Faktum beybringen, welches für ihren Zweck Inter-

Intereſſe hat. Bis zum November 1802 waren die Kuhpocken in Lima unbekannt. Um dieſe Zeit herrſchten die natürlichen auf den Küſten des Süd-Meeres. Das Kauffartheyſchiff Santo Domingo de la Calzada, legte auf ſeiner Uiberfahrt von Spanien nach Manilla, in Lima an und ein Bewohner von Cadiz hatte den guten Einfall gehabt, dieſem Schiff Kuhpockenſtoff für die Philippiniſchen Inſeln mitzugeben. Dieſe Gelegenheit benutzte man in Lima und Herr Unanue, Profeſſor der Anatomie und Verfaſſer einer vortrefflichen phyſiologiſchen Abhandlung über das Clima von Peru, vacciurte verſchiedene Perſonen mit dem Virus, den das Kauffahrteyſchiff mitgebracht hatte. Allein es entſtand keine Blatter und man hielt den Virus bereits für verändert oder zu ſchwach, da bemerkte Herr Unanue erſt, daß die vacciurten Perſonen alle bereits beſonders gutartige natürliche Pocken gehabt hatten und bediente ſich daher dieſes Anſteckungs-Gifts, um die Epidemie, auf dem Wege der gewöhnlichen Impfung, minder ſchädlich zu machen.“

„Im Lauf dieſer Epidemie, 1802, machte man auch durch einen Zufall die Entdeckung, daß die wohlthätige Wirkung der Kuhpocken ſchon lange Zeit bey den Landleuten der Peruaniſchen Anden bekannt geweſen war. Man hatte einem Negerſclaven in dem Hauſe des Marquis von Valleumbroſo die natürlichen Blattern einokuliert; allein er zeigte kein Symptom von Krankheit. Man

wollte

wollte die Operation an ihm wiederholen, da erklärte er, er sey überzeugt, daß er nie die Pocken bekommen würde, indem er beym Weiden der Kühe auf der Cordillera der Anden eine Art von Hautkrankheit gehabt habe, welche nach der Aussage der alten Indianischen Väter, von der Berührung gewisser Beulen, welche man zuweilen an den Eutern der Kühe findet, hergekommen sey. Wer diese Hautkrankheit gehabt, setzte der Neger hinzu, ist vor den Pocken sicher. — Wirklich haben die Afrikaner und besonders die Indianer, außerordentlich viel Scharfsinn in der Beobachtung des Karakters, der Lebensweisen und der Krankheiten der Thiere, unter welchen sie gewöhnlich leben. Man darf sich daher nicht wundern, daß das gemeine Volk, seit der Einführung des Hornviehs in Amerika, die Bemerkung gemacht hat, wie die Blattern, welche man an den Eutern der Kühe bemerkt, den Hirten eine Art von unschädlichen Pocken mittheilen und die, welche sie gehabt, der allgemeinen Ansteckung zur Zeit großer Epidemien völlig entgehen."

Möchte das Erfreuende, was in diesen Mittheilungen liegt, doch Vorurtheile niederschlagen, welche sonst nur der Zwang der Regierungen besiegen kann. In anderen Gegenden Amerikas weiß man von der Einimpfung noch nichts. In Brasilien sind sie eine fürchterliche und gefährliche Krankheit. Wenn sie epidemisch werden, raffen

sie

sie viele tausend Menschen hin und sind besonders dem Negersklaven gefährlich.

Allenthalben, wohin diese Seuche ihr Gift verbreitet, sind ihr Opfer gefallen. Eine lange Reihe von Beyspielen würde ich aufführen, wären sie nicht zu sehr schon bekannt. Leider! kann ich mich von dem einen Schauplatze der Verwüstung nicht wegwenden, ohne meinem Plane gemäß, nicht auf denzweyten einzutreten.

Die Pocken sind, von Ausnahmen ist hier die Rede nicht, eine der Jugend eigenthümliche Krankheit. Das Verbrechen der Reifern rächt sich furchtbar an dem Körper durch die Lustseuche, dieser Krankheit, die nach dem Volke, welches der Liederlichkeit am Meisten ergeben ist, billig die Französische Krankheit genannt wird. Es würde Jeden empören die verschiedenen gräßlichen Formen, in denen sie sich äußert, hier zu entwickeln. Schon die Bemerkung schmerzt, daß sie auf der Erde selbst in solche Gegenden verpflanzt ist, denen dieses abscheuliche Uibel sonst fremd war, dieses Uibel, das innerlich und äußerlich wirkt und selbst die edelsten Theile des menschlichen Körpers bis zur gräßlichsten Entstellung zerstört.

Wo der Geschlechtstrieb früher erwacht, unter einem heißen Clima, äußert sie sich am Fürchterlichsten. Schon Knaben von 12 bis 13 Jahre schleichen umher, befleckt von dieser Seuche. Auch in Europa zeigt sich ihre Macht in einigen

Gegenden durch Zerstörung einzelner Organe. In Pohlen, z. B. sind die aus Liederlichkeit entspringenden Nasengeschwüre so häufig, daß man in keinem Europäischen Lande wohl so viele Menschen ohne Nasen sieht.

In Aegypten ist die Augenentzündung eine gewöhnliche Krankheit. Das lebhafte Licht in Aegypten und der feine salpetrige Staub, womit die Luft angefüllt ist, sollen diese Krankheit bewirken. Aber auch die hellen heitern Tage und die kühlen Nächte, die durch den häufigen Thau sehr feucht sind, tragen viel dazu bey: denn sie stören das Gleichgewicht der Feuchtigkeiten in diesen feinen Sinneswerkzeugen. Reiche und Arme, Menschen und Thiere werden ohne Unterschied von dieser Krankheit angegriffen und bey Allem, was Athem hohlet, trift man Einäugige und Blinde an. Das Wasser des Nils trägt unstreitig auch viel zu dieser Krankheit bey.

Auch die Jakuten in Asien, sonst ein gesundes festes Volk, das den äußersten Grad von Hitze und Kälte erträgt, sind vorzüglich Augenkrankheiten unterworfen. Sie werden auch von rheumatischen Uibeln, Geschwüren und der Krätze geplagt.

In Ländern, wo die Bewohner auf Schneealpen viel klettern müssen, sind Augenkrankheiten eine Folge des Schneelichtes, so wie in andern bey ärmlichen Wohnungen Folge des Rauchs.

Eine äußerst eckelhafte Krankheit ist den Pohlen eigen, der bekannte Weichselzopf oder die Plica Polonica. Der Krankheitsstoff setzt sich hier kritisch in die Haare ab, die auf eine besondre Art so zusammen kleben, daß sie nicht mehr auseinander gewickelt und gekämmt werden können. Doch beschränkt sich das Uibel nicht auf die Haare, sondern setzt sich zuweilen auch in die Hände und Füße. Diese Krankheit findet sich vom Ursprung der Weichsel bis in die Karpathen, in Litthauen, Weiß- und Rothrußland und der Tartarey. Am Häufigsten sind ihr die untersten Volks-Klassen und die lichtbraune Haare unterworfen. Sie ist angebohren. An gesunden, neu gewachsenen Haaren kann der Weichselzopf ohne Gefahr abgeschnitten werden. Schrecklich sind aber die Folgen, wenn das Abschneiden zu frühe geschieht.

In den Bergländern Europa's ist der Cretinismus sehr verbreitet. Wie niederschlagend ist es, den Menschen, durch dieses Uibel ganz um den Adel seiner Natur gebracht und dem Thier gleich gestellt zu sehen!

Das gewöhnlichste Zeichen dieser Krankheit ist ein Kropf, eine gelbe in das Braune spielende Haut, eine rohe Iris ꝛc. Der physischen Erschlaffung steht die geistige zur Seite. Der Cretin ist überaus träge, gefühllos, nachläßig. Seine Sprache ist nicht der Ausdruck des Geistes, sondern thierischen Lallens. Mitten in seiner Ernie-

dri-

drigung ist er noch der Fortpflanzung seiner Gattung fähig.

Saussure liefert in seiner Reise auf den Montblanc, mehrere Nachrichten welche auf die Ursachen und den Charakter dieser Krankheit, die in neueren Zeiten vorzüglich Ackermann untersucht hat, ein helleres Licht werfen. Leider! ist sie auch in unsrem Lande verbreitet und zwar im Isar, Inn= und Salzachkreise. Hier ist auch die Form des Cretinismus, bey der sich die rothe Iris nicht findet, zu Hause. Die damit Behafteten heißen Jexen, Drotteln, Dosteln.

Da es nicht darum zu thun ist, hier für Aerzte zu schreiben, sondern den Leser mit dem Gesundheitszustand bloß insoweit bekannt zu machen, als er auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einfließt, so wollen wir Schultes lebhafte Schilderung mittheilen.

Er hatte die Ruinen von Tschakathurm erreicht. „Jetzt, sagt er, ward die Gegend umher so kahl und baar und eintönig, daß ich nicht mehr vermochte, weiter zu gehen. Einzelne Hütten, die hier und da an die Straße hingebaut sind und deren Einwohner, wie ich sah, größten Theils von Vorspann leben; die Armuth, der Schmutz, die Nachläßigkeit und der Blödsinn derselben waren das Einzige, was ich hier bemerkenswerth finden konnte. Ich entschloß mich hier, da ein Regen drohte, in einem Einkehrhause auf meine Gefährten

ten zu warten. Der ranzige Geruch, der in der Hütte eines Grönländers, wo ein halbfauler Seehund bratet, nicht widriger und eckelhafter dem Fremdlinge entgegen dampfan kann, als hier, verscheuchte mich schon beym ersten Eintritte aus der Stube und zwang mich vor dem Hause den Kampf mit den Wespen und Roßbremsen zu bestehen, die in dem Mauerwerke nisteten. Die Kinder des Hauses wagten es nicht, sich mir zu nähern, ich konnte sie nicht einmahl durch Geschenke und Zuckerwerke kirren. Unter vier derselben, alle mit Kröpfen reichlich ausgestattet, waren zwey Hexen und ich weilte hier nicht eine Stunde, als drey andere wandernde Hexen einkehrten und mit einer Bonhomie von der Wirthin aufgenommen wurden, deren ich eine steyrische Bäuerinn, nach meinen bisherigen traurigen Erfahrungen, nicht fähig halten konnte.

Triefäugig, grinzend wie Paviane, mit struppigem Haare, mehr einem Orang-Outang ähnlich, dann einem Menschen, mit 3 bis 4 Kröpfen auf jeder Seite des Halses, sprachlos, kreischend wie Schneegänse, säbelbeinig und den Rumpf gekrümmt wie ein Griechisches Σ, saßen 3 Weiber hier neben einander an einem Tische, die, hätte Messerschmid sie nachgebildet, man für Produkte der groteskesten Phantasie eher als für Kopien wahrer Menschengesichter gehalten haben würde. Mit einem Heißhunger, als hätten sie Monathe lang nichts genossen und einem Schnalzen mit Zun-

ge-

ge und Lippen, als fütterte man eine Heerde Schweine, aßen sie eine Schüssel voll Klöße von schwarzem Roggenbrote, die ihnen die Wirthin hinstellte und gingen dann grinzend und murmelnd zum Bache trinken. In des Nachbars Hause wiederhohlten sie dieselbe Scene vor mir und wer weis, wie oft sie dieselbe wiederhohlt haben würden, wenn mehrere Häuser hier gewesen wären. Diese Quasi-Cretins (denn ich fand keine rothe Iris bey ihnen) deren man fast in jedem Dorfe Steyermarks ein halbes Dutzend findet, genießen, wie es scheint, in diesem Lande dasselbe Privilegium, das die Blödsinnigen unter den Orientalen besitzen. Die Regierung scheint absichtlich keine Notiz von diesen Unglücklichen zu nehmen, weil der Unterhalt bey ihrer ungeheuren Anzahl eine gewiß nicht unbeträchtliche Summe kosten würde und weil der Unterthan, der in seiner Familie mit jedem neuen Ankömmlinge einen ähnlichen Feren zu erhalten fürchten muß, gern sein Almosen an diesen Unglücklichen verschwendet."

„Man hat so viel über die physischen Ursachen der Entstehung der Cretins und ihrer Halbbrüder der Fexen oder Drotteln und Dosteln geschrieben, daß ich hier derselben nicht mehr erwähnen darf. Ich glaube indessen, daß das so oft angeklagte Wasser, der Druck der Luft und alle die übrigen so oft nachgebetheten physischen Ursachen jenen Einfluß auf die Entstehung der jetzigen Fexen nicht haben, den man ihnen so unbedingt

dingt zuschreibt. Ich läugne keineswegs, daß gewisse Quellen Kröpfe erzeugen können: aber es gibt ja auch vernünftige Leute, die Kröpfe haben, säbelbeinig, rhachitisch u. s. f. sind. Die Verbindung dieser unglücklichen Gestalt mit dem Blödsinne der Fexen hat gewiß eben so gut moralische als physische Ursachen, die ihr zum Grunde liegen. Man bedenke den ungeheuren Abstand in Geistescultur zwischen dem Bewohner der Städte und Märkte und dem Bauer, dessen ganze Sprache (und welcher Teutsche versteht sie?) vielleicht nicht 500 Wörter enthält, der in seinem ganzen Leben vielleicht nicht 500 verschiedene Menschen gesehen hat, der 9 Monathe im Jahre einsiedlerisch in seiner Hütte lebt und mit Niemanden als mit seinem Nachbar, oft mit diesem nicht, im Ideenverkehre steht — man bedenke, wie schwer, wie unvollkommen selbst in größeren Städten die Kunst ist, seine Kinder gehörig zu erziehen; welcher hohen Grad von eigner Geistesbildung bey einem Erzieher dazu gehört, seine Zöglinge zu Wesen zu bilden, die ihm gleichen und man wird sich, wenigstens zum Theile, die Bestialität dieser Geschöpfe erklären können. Man denke sich endlich noch die eben so wohl moralisch als physisch nachtheilig wirkenden Einflüsse des größten Schmutzes, der eckelhaftesten Unreinlichkeit der Kleidungsstücke und Betten, der unverdaulichsten halbrohen mit ranzigem Fette gekochten Nahrungsmittel, den beynahe IIImonathlichen Aufenthalt in den eingesperrten, niedrigen, nie ventilirten

Hütten,

Hütten, die mehr fettsaures Gas als Lebensluft enthalten — man denke sich endlich die Rasse, die Menschen, welche seit Jahrhunderten unter diesen Einflüssen lebten, erzeugen können und man wird, wie ich fürchte, mehr diese Verhältnisse, als Luft und Wasser anzuklagen haben."

Ein andrer kränklicher Zustand, der in der Beschaffenheit unsrer Gattung eine große Aenderung hervorbringt, ist die mit einer ungemein großen Schwäche des ganzen Körpers und der Augen verbundene Entfärbung der Haut. Man nennt die damit Behafteten Doudos, Blafards, Albinos, weiße Neger.

Das Ansehen der Hautfarbe solcher Unglücklichen ist milchweiß und milchenhaft und die Haut runzlich. Ihre Augen sind grau, gelb oder röthlich. Diese matten, kranken Augen und die geschwollenen Augenlieder können das Sonnenlicht ganz und gar nicht ertragen, daher blinzeln sie. Das Haar auf dem Kopfe, am Bart und über dem ganzen Körper hat ebenfalls eine matte, milchweiße Farbe und ist von der Beschaffenheit der Ziegenwolle. Die Albinos sind geistig und körperlich schwach, zur Fortpflanzung des Geschlechts entweder unfähig oder arten dem gesündern Ansehen ihrer Species wieder an. Männer sind öfter als Frauen von dieser Krankheit befallen.

Welch' eine große Reihe von Uibeln, denen die Menschheit unterliegt, ist nicht jetzt schon vor dem

dem Leser gezogen und unübersehbar läßt sie sich, Ring an Ring fortführen. So gibt es an klimatischen Krankheiten: die Indische Beriberi, die Starrsucht, Tetanus Indicus, die Indische Gelbsucht, die Molukkischen Skrofeln, das Fieber auf Timor, vielleicht zum Theil auch das Herzklopfen in Amerika: denn Bandwürmer oder andere bekannte Ursachen, denen die Aerzte dasselbe zugeschrieben haben, sind nicht Ursache. Diese sonderbare Krankheit soll in Nord- und Südamerika sowohl unter den Spaniern als Indianern häufig angetroffen werden. Die Spanier nennen sie Latido (Herzklopfen.) Sie äußert sich besonders durch die Empfindung des Pulsirens, welches allmählig und mit den Jahren an Stärke zunimmt. Die Krankheit wird bloß bey erwachsenen Personen beyderley Geschlechts, niemahls bey Kindern, beobachtet. Unter anderen Symptomen, die mit dem Pulsiren verbunden sind, klagen die Kranken über Schmerzen, die sich von dem Unterleibe nach dem Halse ziehen und hier die Empfindung verursachen, als wenn dieser mit einem Strick zugeschnürt würde; anfänglich zeigt sich Abneigung zum Essen, in der Folge gänzlicher Mangel an Appetit, zuweilen Uibelkeiten und eine Schwere im Unterleib, als wenn ein Knäuel da sey; häufige Krämpfe, besonders im Blutadersystem und (auch bey Mannspersonen) alle, der Hysterie eigene Zufälle. In diesem Zustande leben die Personen elend, mehr oder weniger abgemagert, bis zu ihrem Tod, der aber doch durch die

Krankheit nicht besonders beschleunigt zu werden scheint; denn man hat alte Leute viele Jahre mit dem Latido behaftet gesehen.

Eine eigne Krankheit ist das sogenannte Heimweh oder die Nostalgie. Sie ist bey Gebirgländern, die in das flache Land versetzt werden, sehr häufig. Die Helvetier, welche die Erinnerung an die romantischen Thäler und an das ruhig heitere Leben unter ihren Heerden in Europa außer ihrem Vaterlande überall begleitet, sind der ganzen Macht dieser Krankheit meistens Preis gegeben. Die bloße Nachahmung des Kuhreigens vermag, ihren heftigen Ausbruch zu bewirken.

Besondere Krankheitsübel werden auch in einzelnen Ländern durch Insekten, Würmer und andere Thiere hervorgebracht. Manchmahl entstehen die bedenklichsten Folgen durch Thierchen. So ist auf der Insel Katalina der Bicho dos pés (Pulex penetrans L.) oder der sogenannte Sandfloh ein kleines Insekt, welches sich in die Haut und in das Fleisch der barfußgehenden Personen einfrißt und durch einen juckenden und stechenden Schmerz zu erkennen gibt und wohl zuweilen, wenn man es nicht bey Zeiten wegzubringen und auszuklauben sucht, langwierige Fußgeschwüre verursacht. — Die Sclaven, welche mit bloßen Füßen die Feldarbeiten verrichten, sind hauptsächlich diesem Uibel ausgesetzt, doch wurden auch die meisten von Langsdorfs Reisegefährten, welche in dünnen seidenen Strümpfen, oder einigemahl barfuß gingen,

gen, davon befallen. Bey zweyen stellten sich die juckenden Schmerzen erst nach der sechsten Woche ein, nachdem man Brasilien verlassen und das Cap Horn schon umschifft hatte. — Wenn man nun dieses Thierchen, welches sich in dem Fleische gleichsam ein Nest macht und gar bald vermehrt, wie einen Splitter rein herausklaubt, so hat man keine üblen Folgen davon zu erwarten.

Hieher gehören auch die Hundswuth, die gräßlichste und tödtlichste aller Krankheiten, Schlangenbisse, die Würmerkrankheiten, der Biß der Tarantel u. dergl. Der letztre ist von unkundigen Menschen in seinen Wirkungen ungemein übertrieben worden. Das Thier hält sich im südlichen Italien auf.

„Die Fabeln, sagt Blumenbach, von den unausbleiblichen Folgen ihres Bisses und den musicalischen Heilungsmitteln dagegen, lösen sich dahin auf, daß es theils Einbildungen hypchondrischer und hysterischer Patienten, mehrentheils aber armselige Bettelweyen seyn mögen, womit sich leichtgläubige Reisende haben hintergehen lassen. So viel ist indessen richtig, daß diese Spinne, die sich auf dem Felde in kleinen Erdhöhlen aufhält, den Schnittern zur Erntezeit durch ihren Biß lästig wird und so wie der Stich mancher anderer Insekten im brennenden Sommer gefährlich werden (zuweilen eine Art Veits-Tanz erregen) kann, so auch freylich wohl der Tarantel-Biß.“

Von

Von den Würmern ist besonders der Bandwurm *) eine Quelle unsäglicher Leiden.

Ein weitläufiges, sowohl wegen der ausnehmend sonderbaren Einrichtung seines Baues, als wegen der hartnäckigen und mannigfaltigen Zufälle, die dadurch im menschlichen Körper verursacht werden, überaus merkwürdiges Thiergeschlecht. Der gegliederte Wurm saugt sich mittelst des aus seinem vierkolbigen Kopfe herausragenden Saugrüssels im Darmkanal fest. (Allerdings scheint aber, daß sich auch bey abgerissenen Stücken von Bandwürmern aus ihrem Vorderende wieder ein neuer Kopf bildet.) Zunächst auf den Kopf folgt ein überaus schwacher fadenförmiger Hals, der allgemach mit immer deutlicheren und größeren Gliedern in den übrigen Körper des Wurms übergeht. In jedem der größeren Glieder, die dann bey weitem den größern Theil des Thiers ausmachen, zeigt sich ein besondrer Eyerstock, meistens von einer sehr eleganten Form, wie Laubwerk ꝛc. der seine Eyerchen durch eine am Rande oder auf der breiten Seite befindliche einfache oder doppelte Oeffnung von sich geben kann. Uibrigens ist der Bandwurm nichts weniger als solitär, sondern man hat gar oft bey einem Men-

*) Da dieses Thier jedem Leser dem Nahmen, nicht aber seiner Naturgeschichte nach, bekannt ist, so mag es zweckmäßig seyn, was Blumenbach über dasselbe sagt, hier einzurücken.

Menschen viele ganze Bandwürmer zugleich gefunden.

Krankheiten entstehen auch besonders bey Veränderung des Himmelsstriches nach der verschiedenen Beugsamkeit der Organisation. So ist eine eigne Fieber-Constitution in Rom. Der Amerikanische Indianer leidet außerordentlich durch die Versetzung von einem heißen in ein kaltes Clima, besonders aber wenn er von den Höhen der Cordilleren in die engen feuchten Thäler herabsteigen muß, wo sich alle Miasmen der benachbarten Gegenden zu sammeln scheinen.

Auch durch die Geburt können Krankheiten fortgepflanzt werden. So betrachtet man die Hämorrhoiden, die arthritischen Uibel, das Podagra ꝛc. als erblich.

Es gibt auch Krankheiten, die sich Ständen und Kasten eignen, je nachdem diese durch die Natur ihrer Arbeit schädliche Stoffe einathmen oder zu gewaltigen Anstrengungen unterliegen oder zu bloß sitzend zu verrichtenden Arbeiten bestimmt sind. Dahin gehören z. B. die Hypochondrie der Gelehrten und Geschäftsmänner, die Krätze der Schneider, die Krankheiten der Bergleute u. s. w.

Die Bergleute leiden vorzüglich durch die Mofetten und durch die heftige Anstrengung der Muskel. Aeußerst merkwürdig jedoch ist, was v. Humbold über den Gesundheitszustand von den mit metalli-

schen

schen Arbeiten beschäftigten Menschen in Neuspanien sagt:

„Im Durchschnitt ist die Sterblichkeit unter den Mexikanischen Bergleuten nicht viel größer, als unter den übrigen Volksklassen; wovon man sich sehr leicht durch die Prüfung der Todtenlisten aus den verschiedenen Kirchspielen von Guanaxuato und Zacatecas überzeugen kann.“

„Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Metis und Indianer, die das Erz auf ihrem Rücken heraustragen und mit dem Nahmen Tenateros bezeichnet werden, während ganzer 6 Stunden unaufhörlich mit einem Gewicht von 225 — 250 Pfund belastet sind und in einer so hohen Temperatur 8 bis 10mahl hinter einander, ohne auszuruhen, Treppen von 1800 Stufen hinauf steigen. Der Anblick dieser arbeitsamen und starken Menschen würde Raynal'n, Pauw'n und so viele andere, übrigens achtungswerthe Männer, welche über die Ausartung unsrer Gattung in der heißen Zone deklamirt haben, gewiß auf andere Meinungen gebracht haben. Schon Kinder von 17 Jahren tragen in den Mexikanischen Bergwerken Steinlasten von 100 Pfunden. Das Handwerk der Tenatores gilt übrigens für ungesund, so bald sie mehr als 3mahl in der Woche die Mine betreten. Das Geschäft der Barenadores ist indessen dasjenige, welches die allerstärksten Constitutionen am schnellsten zu Grunde richtet. Sie sprengen die Felsen mit Pulver und kommen selten über 35 Jahre,

Jahre, wenn sie sich vom Gewinn verleiten lassen, ihre beschwerliche Arbeit die ganze Woche fortzusetzen. Gewöhnlich geben sie sich nicht länger, als 5 bis 6 Jahre mit diesem Geschäfte ab und halten sich dann an andere, für ihre Gesundheit minder schädliche Arbeiten."

„Etwa 5—6000 Menschen sind mit der Amalgamation der Erze oder den ihr vorhergehenden Manipulationen beschäftiget. Viele dieser Leute wandeln ihr ganzes Leben hindurch mit bloßen Füßen auf den Haufen von zerriebenem Metall, die mit Kochsalz, mit schwefelgesäuertem Eisen und mit durch den Contakt der athmosphärischen Luft und der Sonnenstrahlen oxydirtem Merkur befeuchtet und vermischt sind. Und dennoch sieht man mit Erstaunen diese Leute im Genusse der besten Gesundheit und es versichern die Aerzte, welche ihre Kunst in Gegenden treiben, wo Bergwerke sind, einstimmig, daß Angriffe auf das Nervensystem, welche man der Wirkung vom eingezogenen oxydirten Merkur zuschreiben könnte, nur sehr selten daselbst vorkommen. In Guanaxuato trinkt ein Theil der Bewohner sogar das Wasser, welches von der Schwemmung des Amalgams abläuft, ohne die geringste Gefahr für seine Gesundheit; worüber sich Europäer, welche mit den Grundsätzen der Chemie nicht sehr vertraut waren, oft sehr verwundert haben. Dieses Wasser ist im Anfang bläulich = grau und enthält schwarzes Merkurial = Oxyd, kleine Kügelchen von gediegenem

nem Queckſilber und Silberamalgam in ſich ſuſpendirt. Dieſe metalliſche Vermiſchung ſchlägt ſich nach und nach nieder und das Waſſer klärt ſich auf. Dasſelbe kann weder Queckſilber = Oxyd, noch das ſalzſaure Queckſilber auflöſen, welches eines der unauflöslichſten Salze iſt, die wir kennen; allein die Maulthiere lieben dieſes Waſſer dennoch ſehr, weil es eine kleine Auflöſung von Kochſalz enthält.“

Wenn man den Umfang von Krankheitsgefahren, denen der Bergmann ausgeſetzt iſt, ganz würdigen will, den verweiſe ich noch auf Sartori Erzählung der gräßlichen Folgen, welche der Grubenbrand zu Idria herbeygeführt hat.

Auch das Sackziehen bey den Bergwerken muß, wo es noch eingeführt iſt, das Leben verkürzen. Jeder Leſer wird dieſes einleuchtend finden, wenn er die merkwürdige Operation nach der Beſchreibung kennen lernt, die Hacquet in ſeiner Luſtreiſe vom Berg Terglou in Krain zum Glockner davon macht und die Abbildung damit vergleicht. Sie iſt am Fuße des Berges Vosrakopf vorgeſtellt, wo das Vorgebirge des Hochhorn anfängt.

„Wenn, ſagt Hacquet, im Winter Alles, ſowohl auf den Gebirgen, als in den Thälern mit Schnee bedeckt iſt, werden die Erze zu den Hütten geführt, welche in den tiefſten Thälern liegen, mittelſt des Sackzuges und Schlitten. Erſterer

wird

wird folgendermassen ins Werk gesetzt. Ein Mann, den man Sackzieher nennt, nimmt im Thale 12 bis 16 Säcke, wovon einer gegen drey Schuh an Länge und einen im Durchschnitt hat. Diese sind von starkem Zwillig verfertiget; an einem Ende haben sie eine Handhabe, um sie mit an den folgenden anzuhängen; ein jeder solcher Sack ist mit einer rauhen Schweinshaut auf einer Seite bedeckt, worauf der Sack auf dem Schnee rutscht oder schleift. Diese Häute müssen von solchen Schweinen seyn, denen die Borsten glatt anliegen, wie den Salzburgischen; eine solche Haut dauert 3 Winter durch; ist diese Vorrichtung getroffen, so gehet er damit zur Grube, wo er denn jeden Sack mit Erz anfüllt, so, daß gemeiniglich in einen Sack ein Centner an der Schwere hineingehet, ausgenommen in dem ersten nicht, der kleiner als die übrigen ist und welchen man den Vorhund nennt, worauf der Sackzieher selbst sitzt. Sind einmahl alle die Säcke zusammengehängt; so muß man vorher, ehe man zu fahren anfängt, sich einen Hohlweg vorrichten, welcher stets schlangenförmig gehen muß. Dieser wird mit einer Hohlkraze, (welche manchmahl anstatt der Schneide ausgehöhlt gewölbt ist und in diesem Falle Schneekratze heißt) in den Schnee gemacht. Ist solches einmahl geschehen, so dauert er meistens den ganzen Winter, ausgenommen wenn er wieder durch den Wind mit Schnee verschüttet wird. Nun wird der Sackzug oder besser die Sackkette in den Weg eingeleitet, der Führer muß aber darinn sehr geübt

seyn, wenn er bey ganzen Gliedern bleiben will und dann muß er auch eine gute Kenntniß vom Schnee haben, ob nothwendig sey, mehr als eine Reiskette und Hacken anzulegen, um die allzugroße Geschwindigkeit zu hemmen. Was eine Kette sey, ist einem jeden bekannt, jedoch ein Reishacken oder wie man ihn hier nennt Spar, nicht. Es ist eine Art einer zweyspitzigen Heugabel, wovon aber hier die Zähne oder Spitzen stark, platt und am Ende gebogen sind und woran ebenfalls ein kurzer Stiel sich befindet, an welchem eine doppelte Kette hängt, womit man ihn um den Sack fest macht. Einige haben an dem Reißhacken die Armketten nicht an der Seite der Hacken, sondern am Ende in einem Ringe angehängt. Bey allen diesen Vorkehrungen steht es doch noch in der Gewalt des Führers, geschwinde oder langsam zu fahren. Ein solcher Sackzieher muß eine ganz knappe Kleidung anhaben, damit nichts von ihm wegsteht und einen mit starkem Eisen beschlagenen Stock, den man hier Stachel nennt, von welchem er folgenden Gebrauch macht. Wenn er fahren will, so ziehet er erstens seinen Sackzug an, bis er anfängt, von sich selbst zu laufen, dann muß er mit vieler Behändigkeit die Füße kreuzweise über einander halten, wozwischen dann der angeführte Stock oder Stachel kommt, dessen Spitze jederzeit in den Schnee eingesetzt ist. Da alle Berge in diesen Gegenden ungemein abhängig sind, so kann man sich auch leicht einbilden, mit welcher Geschwindigkeit ein solcher Mensch fahren muß; wäre es nicht auf

dem

dem gefrornen Wasser, so müßte er bald ein zweyter Elias werden, durch die große Reibung, die sein Fuhrwerk aushalten muß."

Leser, welche größere Welterfahrung haben, werden zu den Krankheit und körperliche Zerrüttung herbeyführenden Beschäftigungen von selbst mehrere hinzufügen können.

Groß und vielfach sind die Uibel, an welche ich jetzt erinnert habe. Auch das Schönste und Herrlichste muß sich beugen unter ihre Macht. Doch kann der Mensch den Gang seines Lebens beschleunigen oder verlängern, entweder indem er durch die Macht seines Geistes Krankheitsursachen von sich entfernt hält, oder, falls ein wirkliches Leiden ihn betroffen hat, sich der Kunst des Krankheitsverständigen überläßt. Das erstere vermag er am Beßten durch die Unterdrückung der Leidenschaften und des sinnlichen Triebes, durch geordneten Genuß, höchste Einfachheit und Mäßigkeit. Der Friede der Seele ist die Frucht eines gesetzmäßigen Lebens, selbst wieder die Quelle der äußern Gesundheit und im kranken Zustande Erleichterer der Schmerzen. Alle Makrobiotik oder Kunst, lange zu leben, hat deshalb nur dann wahren Werth, wenn sie nicht ängstlich berechnete Theorie bleibt, sondern sich stützt und gründet auf die Mittel, welche dem Menschen zu Gebothe stehen, seinen äußern Zustand von innen heraus zu bilden, Böses aus eigner Ansicht und Kraft abzuwehren und das nicht mehr Abzuwehrende edel zu ertragen.

gen. Eine solche Makrobiotik empfiehlt auch als nothwendig die Benützung aller Heilmittel, welche die Kunst schaffen kann. Wie glücklich sind wir Europäer durch den Umfang und die Menge dieser Mittel, durch die immer mehr steigende Vollkommenheit der Heilwissenschaft, wenn wir uns gegen andere Völker vergleichen. Nur einige Beyspiele aus der mir vorliegenden Menge mögen hier reden:

Bey den Jakuten sind die Schamanen ihre Aerzte. Läßt der Jakute oder Sacha diese holen, um den Zorn der bösen Geister, die ihn quälen, zu besänftigen, so nimmt der Zauberer eine Gärte, bindet einige Haare von der Mähne eines Pferdes daran und geht und springt um den Kranken herum, indem er seine Gärte schwenkt und die Geister beschwört, zu erscheinen, um die Ursache, warum sie den Kranken quälen, anzugeben und wie man sie versöhnen könne.

Haben diese Beschwörungen eine Weile gedauert, stutzt er mit einem Mahl, gibt vor, die Geister zu sehen, horcht auf ihre Reden und kündigt dann dem Kranken an, sie wären gekommen, ihn zu verderben, wollten sich aber mit einer fetten Kuh oder einem Stück von bestimmter Farbe besänftigen lassen. Diese wird sogleich herbeygeschaft, denn Niemand der ein Stück von der geforderten Eigenschaft hat, weigert sich, es herzugeben.

Ist das Opfer herbeygeschaft, so kleidet sich

der

der Schaman in seinen Ornat, nimmt seine Gärte, umarmt den Kranken und befiehlt den Geistern, ihn zu verlassen, dann geräth er in große Bewegung, springt auf das Opfer mit dem schrecklichsten Toben und Brüllen, wodurch das Thier erschrickt und unruhig wird, was er nicht ermangelt, den bösen Geistern zuzuschreiben. Am folgenden Morgen wird das Opfer an die bestimmte Stelle geführt, was immer eine Anhöhe am Eingang eines Waldes seyn muß. Hier wird auf 4 in die Erde getriebenen Pfählen ein mit Zweigen bedecktes Gerüste erbaut und auf demselben das Thier geschlachtet und das Fell abgezogen. Das Fleisch wird bereitet und auf der Stelle verzehrt, die Gebeine werden gesammelt in die Zweige auf dem Gerüste gehüllt, in das Fell gesteckt und oben auf irgend einen Baum in der Nähe gesteckt. War das Opfer für die Geister der Luft, so richtet man den Kopf des Thieres aufwärts, war es aber den Geistern des Abgrundes gewidmet, so richtet man den Kopf vorwärts. Nunmehr fängt der Zauberer in seiner Amtskleidung mit seiner Trommel seine eigentlichen Beschwörungen an, wobey er schreyt, springt und raset. Während der Beschwörung wird er öfter unmächtig, erhält in diesem Zustand die Eingebungen, die ihn in den Stand setzen, das Schicksal des Kranken, seine Genesung oder seinen Tod zu weissagen. Hat er sich darinn geirrt, so wird dieses nicht seiner Ungeschicklichkeit zugerechnet; das Opfer ist nicht angenommen wor-

den

den und muß wiederholt werden, bis er ſtirbt oder beſſer wird.

Auch andere Völker bedienen ſich der zauber=artigen Beſchwörungen.

„Durch tiefe Kenntniß der Zauberey ſind die Taua auf Nukahiwa, erzählt Langsdorf, auch im Stande die Urſachen vieler Krankheiten zu erfor=ſchen. — Befindet ſich irgend jemand nicht wohl, ſo läßt er einen Taua rufen, dieſer forſcht den Kranken aus oder hat es ſchon durch Andere thun laſſen. Bey ſeinem Beſuch ſtreicht er dreymahl über die Bruſt des Patienten und ſtellt ſich an, als wenn er ſeinen Geiſt (etwa ſo, wie wir die Fliegen), auffangen wollte. Bey dieſer Gelegen=heit macht er vermuthlich noch mehrere Zauberkünſte und Ceremonien; denn der Franzoſe Cabri verſi=cherte mich in allem Ernſt (ſo ſehr hatte auch der Aberglaube bey ihm Wurzel gefaßt!), daß er ſelbſt den Geiſt des Kranken in der geballten Fauſt des Kranken gehört habe und er zuweilen laut pfeife und ſogar auf die Frage, warum der Kranke auf dieſe Art leiden müſſe? in einer unverſtändlichen, bloß den Taua's bekannten Sprache, antwortete und dann das Geheimniß entdeckte, daß der Kranke ein Tahbu übertreten, von einem Tahbubaum Brotfrüchte, Kokusnüſſe oder ſonſt etwas geſtoh=len habe; zugleich beſtimmte er auch die Strafe und die Anzahl der Schweine, welche nothwendig ſeyen, die Uibertretung des Tahbu's wieder gut zu machen und geſund zu werden. Dieſe Verſöh=

nungs=

nungs= Opferschweine werden alsdann auf dem Morai von den Taua's allein, auf das Wohlergehen der Kranken verzehrt und daher finden jene ihren Vortheil dabey, nach Vermögensumständen des letztern, die Zahl derselben zu vermehren."

In den angeführten Beyspielen sehen wir Verblendung. Mangel an Medikamenten gereicht anderen Länderstrichen, z. B. den Einwohnern von Kamtschatka zum Nachtheile. „Das ganze Land, sagt gleichfalls Langsdorf, soll mit den wenigen Medikamenten versorgt werden, welche man von Rußland bloß für das Bataillon hierher schickt und da diese geringe Quantität bey Weitem nicht hinreicht, so tritt sehr oft der Fall ein, daß der Stabs= Chirurgus mit allen medizinischen Kenntnissen, die man ihm nicht absprechen kann, nicht vermögend ist, den nothwendigen Beystand zu verschaffen. Unter diesen Umständen war es mir auffallend, bey dem Medizinvorrath, den man viele tausend Werste, mit schweren Kosten von Rußland aus hierher kommen läßt, unter andern Eisenfeilspähne, Wachholderbeeren, Tannensprossen (zu vielen Puden), Muschelkalk und mehrere ähnliche Dinge zu finden; dahingegen, außer dem Rest der von der Krusenstern'schen Expedition in Kamtschatka gelassenen Arzneyen, kaum ein Brech= oder Purgirmittel, kein Opium, keine China und kein einziges Merkurialpräparat vorhanden war und die nothwendigsten Heilmittel fehlten."

Von

Von der Sterblichkeit des Menschen.

Wie vorzüglich auch die Organisation des menschlichen Körpers ist: so ist die Erhaltung desselben doch nur auf eine gewisse Zeit beschränkt. Im natürlichen Gange folgt der Tod langsam, der Mensch durchlebt sein Kindes- Jünglings reifes und Greisen- Alter, im widernatürlichen trit eine plötzliche Hemmung des Lebens ein. Wie man die Epochen im ersten Falle festzustellen hat, sind die Meinungen verschieden.

Die erste vegetirende Periode *) zeigt merkwürdige schnell auf einander folgende Veränderungen; nach vier Wochen wird die erste Bewegung des kleinen Herzens sichtbar; um die achte Woche bilden sich die ersten größeren Knochen; nach dem fünften Monathe die ersten Absonderungen, zuletzt erst und gegen das Ende der Schwangerschaft wachsen die Haupthaare, die Nägel, bey dem männlichen Foetus steigen die Hoden herab.

Nach 274 Tagen wird das Kind 1 Fuß 6 bis 11 Zoll lang und 6 bis 7 Pfund schwer zur Welt gebohren.

In der zweyten Lebensperiode beginnt das Athemholen und der Kreislauf des Bluts in den Lungen, die Sinnwerkzeuge ihrer Ordnung nach und die Seelenkräfte entwickeln sich, auch diese wieder

*) S. Ludwig Grundriß der Naturgeschichte der Menschen- Species. S. 263 u. folg.

wieder nach einer natürlichen Folge. In der zweyten Jahreshälfte erfolgt der Ausbruch der Zähne, der Körper gewinnt an Kraft zum aufrechten Gange, das Vermögen der Sprache entwickelt sich. Mit den natürlichen Anlagen entfalten sich auch die geistigen.

Bis zum 7. Jahre schlägt der Puls in einer Minute 140, 124, 110, 96, 86mahl.

Das Knabenalter zeichnet sich durch das noch weiche Zellgewebe, den Uiberfluß guter Säfte, das schon sparsamere Wachsthum, die Gedächtnißstärke aus. Die Einbildungskraft wird entwickelt, die Leidenschaften werden heftiger. Hier erreicht der Körper gemeiniglich eine Länge von $4\frac{1}{2}$ Fuß und eine Schwere bey dem männlichen Geschlechte von 62, bey dem weiblichen von 71 Pfund.

In der vierten Periode der Mannbarkeit gehen merkwürdige Veränderungen in dem Körper beyder Geschlechter vor sich und bey dem Jüngling und der Jungfrau werden die Geschlechtsverrichtungen vorbereitet. Die Stimme wird kräftiger, stärker. Jetzt entwickelt sich am hellsten, am schönsten die Einbildungskraft.

In dieser erreicht die Länge 5 Fuß und darüber. Die Schwere beträgt im 15. Jahre 62 Pf. (männl. Geschl.) 75 Pf. (weibl. Gesch.); im 18. Jahre 115 Pf. (m. G.) 107 Pf. (w. G.); im 21. Jahre 125 — 130 Pf. (m. u. w. G.);

im 15. Jahre 140 Pf. (m. G.) — Jetzt schlägt der Puls 80mahl.

Ihr folgt die Periode der kältern Beurtheilung und mit ihr erreicht der Körper seine ganze Ausbildung, das Zellgeweb ist keiner fernern Ausdehnung mehr fähig, schon hebt die allmählige Vorbereitung zur Abnahme an. In dieser steht das Wachsthum inne, der Puls schlägt 75mahl.

Endlich verhärtet alles nach und nach immer mehr, die Zähne fallen aus, die Gesichtsbildung kehrt zu der kindischen Form zurück, die thätige Reizbarkeit und Empfindlichkeit wird zerstört, der Geschlechtstrieb und die Erfordernisse dazu hören auf — die Reife des Geistes, der Urtheilskraft, mit einer erquickenden Heiterkeit des Seele — die Blüthen der Sinnen welken in umgekehrter Ordnung, die Verbindungen des Menschen mit dieser Welt und mit seiner eignen Species werden aufgehoben, alle Kräfte sinken darnieder, der letzte Funke verlischt. — Hier schlägt der Puls kaum noch 6omal.

Diesen wunderbaren Kreis durchläuft der Mensch, der eine schneller als der andre. Im Verhältnisse zu den anderen lebenden Wesen genießt jedoch er, wenn er das Greisenalter erreicht, die längste Lebensdauer. Jedermann aus unsrer Mitte wird Beyspiele von solchen kennen, die ihr Leben bis auf 100 Jahre und darüber gebracht haben. Im Hochgebirge pflegen die Menschen, besonders

Wei=

Weiber, früher zu altern. Die großen Anstrengungen, welche hier durch das Steigen, durch das Tragen von Lasten ꝛc. erfordert werden, mögen Hauptursache seyn. Im Süden lebt der Mensch heitrer und leichter, aber auch geschwinder. Der berühmte Häller führt 1000 Beyspiele an von Menschen zwischen 100 — 110, 62 von 110 — 120, 29 von 120 — 130, 15 von 130 — 140.

De Bra lebte 140 Jahre.

Eccleston lebte 143 Jahre.

Der Indianer Hilario Pari lebte gleichfalls 143 Jahre. Er war 90 Jahre mit einer Indianerin, Andrea Alea Zan, die es bis auf 107 Jahre gebracht, verheyrathet gewesen. Bis in sein 130. Jahr hatte dieser Peruanische Greis alle Tage 3 — 4 Stunden Wegs zu Fuß gemacht und erst 13 Jahre vor seinem Tode, nach welchem von 12 Kindern nur eine Tochter von 76 Jahren übrig geblieben war, war er blind geworden.

Effingham lebte 144 J.

Thomas Parre lebte 154 J.

Drachemberg lebte 165 J.

Jenkins lebte 169 J.

Hutland lebte 170 J.

In Rußland starben 1808 zwischen 105 bis 110 J. 82, zwischen 110 bis 115 J. 34,

zwi=

zwischen 115 bis 120 F. 24, zwischen 120 bis 125 F. 8, zwischen 125 bis 130 F. 7, zwischen 130 bis 135 F. 1 und zwischen 155 bis 160 F. 1 Mensch.

Was soll man aber von dem Alter halten, welches man, auf das Ansehen der biblischen Bücher sich stützend, unseren Stammeltern beylegt? Diese Frage verdient hier wohl eine ausführlichere Beantwortung:

Nach dem Resultat, was sich aus den Untersuchungen neuerer Forscher ergeben hat, ist dieses Alter die Frucht des dichtenden Geistes. Es geht hier gerade so, wie bey uns selbst. Die jugendliche Phantasie des Menschengeschlechts hat einen lieblichen Traum des Lebens gewoben. Schmücken ja auch wir gerne die Vergangenheit und täuschen uns selbst, als ob unser Geschlecht an Größe, Kraft und Dauer des Lebens verlohren habe. So trägt der Mensch seinen Wunsch über in die längst verfloßne Zeit, in sie versetzt er die Bilder, die in seinem Innern sich gestalten, als wirklich. Man findet daher bey den gebildeten Völkern überhaupt den Glauben an eine Vergangenheit, in welcher das Menschengeschlecht auch körperlich beglückt ist, bis es durch seine Entartung diese Glückseligkeit verscherzt. Das geistigste Volk der Erde, die Hellenen, haben eine herrliche Dichtung, die ich für solche Leser, denen alles Schöne lieb ist, hier einrücke.

Als gleichartig erwuchsen die Götter und
sterblichen Menschen;
Erst ein goldnes Geschlecht der vielfach reden-
den Menschen
Schuf der Unsterblichen Rath, in Olympischen
Wohnungen hausend,
Die um Kronos waren, den waltenden König
des Himmels.
Jene lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer
Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Sel-
ber des Alters
Leiden waren nicht; nein immer sich gleich an
Händen und Füßen,
Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Uibel
entäußert,
Reich an Heerden der Flur und geliebt den se-
ligen Göttern;
Und wie im Schlaf hinsinkend verschieden sie.
Jegliches Gut auch
Hatten sie; Frucht gewährte die Nahrung spros-
sende Erde
Immer von selbst; vielfach' und unendliche und
nach Gefallen
Schaften sie ruhig ihr Werk im Uiberschwange
der Güter.
Aber nachdem nun jenes Geschlecht absenkte das
Schicksal,
Werden sie fromme Dämonen der oberen Erde
genennet.

Gute,

Gute, des Wehs Abwehrer, der Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Drauf ein andres Geschlecht, sehr weit ausartend von jenem,
Schufen aus Silber hervor der Olympischen Höhen Bewohner,
Weder an Wuchs zu vergleichen dem goldenen, noch an Gesinnung.
Sondern ein ganz Jahrhundert gepflegt bey der sorgsamen Mutter,
Wuchs der verzärtelte Knab', unmündig an Geist, in der Wohnung.
Doch wann einer gereift und zum Jugendalter gelangt war,
Dann nur wenige Frist durchlebten sie, Jammer erduldend
Durch unsinniges Thun: nicht konnten sie gegen einander
Zähmen den frevelnden Trotz, auch nicht den Unsterblichen dienen
Wollten sie, noch die Altäre der Seligen ehren mit Opfern,
So wie Menschen gebührt nach den Satzungen.
Diese drauf nahm Zeus

Der

Der Kronide hinweg; denn er eiferte, daß sie der Ehrfurcht
Mangelten gegen die Götter, die hoch den Olympos bewohnen.
Aber nachdem auch dieses Geschlecht einhüllte die Erde,
Werden sie sterbliche Götter der oberen Erde genennet,
Als die zweyten; jedoch ward ihnen auch Ehre zum Antheil.

Wieder erschuf ein drittes Geschlecht vielautiger Menschen
Zeus der Vater aus Erz, nicht mehr dem silbernen ähnlich,
Eschen entsproßt, ein grauses, gewaltsames, welchen des Ares
Jammergeschäft oblag und Beleidigung, nicht auch der Feldfrucht
Aßen sie; nein mit der Härte des Donners übten sie Starrsinn,
Ungeschlacht; nur große Gewalt und unnahbare Hände
Wuchsen herab von der Schulter an ungeheueren Gliedern.
Diesen ward von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung
Und sie bestellten mit Erz und es war nicht dunkeles Eisen.
Diese nunmehr, durch Städte der eigenen Hände gebändigt,

Stiegen

Stiegen zur wustigen Burg des schaudrichen Aides nieder,
Namenlos; denn der Tod, wie groß und entsetzlich sie waren,
Nahete schwarz und sie schieden aus Helios leuchtender Klarheit.

Aber nachdem auch dieses Geschlecht einhüllte die Erde,
Jetzo schuf noch ein viertes, das nährende Land zu bewohnen,
Zeus der Kronide hervor, das edeler war und gerechter,
Jenes Heroen Geschlecht, das göttliche, welche die Vorwelt
Einst Halbgötter genannt auf unermeßlicher Erde.
Sie auch hat das Verderben und die gräßliche Zwietracht
Theils im Kadmeergefild', an der siebenthorigen Thebe,
Ausgetilgt in dem Kampf um Oedipus weidende Heerden;
Andere auch, in Schiffen durch mächtiges Wogentümmel
Führend in Troja's Land, der lockigen Helena wegen:
Wo sie in Nacht einhüllte die endende Stunde des Todes.
Diesen entfernt von den Menschen Verkehr und Wandel gewährend,
Ordnete

Ordnete Zeus der Vater den Sitz an den Grenzen der Erde.
Und sie wohnen nunmehr, mit stets unsorgsamer Seele,
An des Okeanos tiefem Gewog', in der Seligen Inseln,
Hochbeglückte Heroen; es zeitigt dreymahl des Jahres
Ihnen erquickende Frucht die nahrungsprossende Erde.

Wäre doch nicht ich selbst ein Genoß von den fünften der Männer;
Wär' ich zuvor gestorben, wo nicht, doch später gebohren!
Denn dieß Menschengeschlecht ist ein eisernes. Weder bey Tage
Werden sie ruhn von Beschwerd' und Kümmerniß, weder bey Nacht je.
Gänzlich verderbt und es quälen mit Gram und Sorge die Götter.
Dennoch wird auch bey diesen gemischt seyn Gutes und Böses.
Zeus tilgt aber auch dieses Geschlecht viellautiger Menschen,
Da der gebohrene schon mit grauenden Schläfen erscheinet.
Nicht ist hold dem Vater der Sohn, noch dem Sohne der Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gast, uoch Genoß dem Genossen;

Nicht dem Bruder einmahl wird herzliche Liebe, wie vormahls.
Bald versagen sie selbst grauhaarigen Eltern die Ehrfurcht,
Ja mißhandeln auch sie, mit Schmach und Beleidigung redend:
Grausame, Göttergerichts unkundige! Nimmer verleihn wohl
Diese den Dank für die Pflege den abgelebeten Eltern.
Faustrecht gilt! rings strebt man einander die Stadt zu verwüsten.
Nicht, wer die Wahrheit schwört, wird begünstiget, noch wer gerecht ist,
Oder wer gut; nein mehr den Uibelthäter, den schnöden
Frevler ehren sie hoch. Nicht Recht und Mäßigung trägt man
Noch in der Hand; es verletzt der böse den edleren Mann auch,
Krumme Wort' aussprechend mit Trug und Falsches beschwört er.
Scheelsucht folgt den Menschen, den unglückseligen allen,
Schadenfroh, mißlautig und grollt mit neidischem Antlitz.
Endlich empor zum Olympos vom weitumwanderten Erdreich,
Beyd' in weiße Gewande den schönen Leib sich verhüllend,

Gehen

Gehen von den Menschen hinweg in der ewigen Götter Versammlung
Schaam und heilige Scheu nnd zurück bleibt trauriges Elend
Für die sterblichen Menschen und nicht ist Rettung dem Unheil.

Uiber die Frage: welches Gesetz in der Vermehrung und Verminderung der Gattung obwaltet, sind viele, zum Theile höchst gründliche Untersuchungen geführt worden, ohne daß die Arithmetik des menschlichen Lebens festgestellt worden ist. Ich will nur das Wichtigste anführen.

Um die Ab- und Zunahme der Volksmenge in einem Staate auszumitteln, dienen vorzüglich die Kirchenbücher. Die Führung derselben wird daher in mehreren Ländern als eine sehr bedeutende Angelegenheir betrachtet und die Formulare, nach welchen sie eingerichtet werden müssen, suchen aller Unsicherheit der Angaben möglichst zu begegnen. Wo dieses mit Erfolg geschieht, da lassen sich das Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten und Todesfälle, das Verhältniß der Geburten von Zwillingen ꝛc. zu einer einfachen Geburt u. s. w. und wenn auch von Seite der Physikate für genaue Angabe der Ursachen des Todes gesorgt wird, die hauptsächlichsten Krankheits-Charaktere eines Landes mehr oder weniger genau bestimmen und angeben. Schwierig ist es, das Verhältniß der Geburten und Todesfälle zur Bevölkerung genau zu bezeichnen.

Nach

Nach der Angabe eines Naturforsches sind: angenommen, daß die Erdbewohner die Zahl von 1000 Millionen ausmachen und auf eine Generation 33 Jahre zu rechnen sind, in 33 Jahren die 1000 Millionen gestorben. Es sterben also:

alle Jahre	30000000.
alle Tage	82000.
alle Stunden	3400.
alle Minuten	60.
alle Sekunden	1.

dagegen werden gebohren:

alle Jahre	36000000.
alle Tage	89000.
alle Stunden	4080.
alle Minuten	72.
alle Sekunden	$1\frac{1}{10}$.

Also verhalten sich die Verstorbenen zu den Gebohrnen wie 10:12, in einigen Gegenden wie 10:11.

In Europa insbesondere ist das Verhältniß für die Vermehrung der Gattung nicht gleich günstig. Als Resultat, welches der Französische Statistiker, Peuchet, im Jahre 9 auf Befehl des Ministers des Innern aus den Geburts- Ehen- und Todten-Verzeichnissen von 98 Departements gezogen hatte, hatte sich ergeben, daß man in Frankreich auf $28\frac{3}{10}$ Personen nur eine Geburt, auf $30\frac{1}{10}$ aber einen Todesfall rechnen muß. In

dem

dem Königreich Preussen ergaben sich 1802 auf eine Bevölkerung von 9 Millionen Einwohner 436616 Geburten und 282109 Todesfälle, so daß unter 20 Menschen einer gebohren wurde und unter 32 einer starb. Im Schweden ist auf 30 Personen eine Geburt und auf 29 ein Todesfall zu rechnen.

„Das Verhältniß der Geburten zu der Bevölkerung im Königreich Neuspanien, sagt der große Humbold, scheint im Allgemeinen wie 1 zu 17 und das Verhältniß der Todesfälle wie 1 zu 30 zu seyn. Gegenwärtig kann man die Zahl der Geburten auf beynahe 350,000 und die der Sterbfälle auf 200,000 angeben. Unter günstigen Umständen, d. h. in Jahren, wo kein Brodmangel herrscht, sich die epidemischen Pocken nicht zeigen und die Matlazahuatl, die tödtlichste Krankheit der Indianer, ausbleibt, wäre demnach das Uibergewicht der Gebohrnen über die Toden 150,000. Indessen ist zu bemerken, daß sich die Bevölkerung überall auf dem Erdboden, wo ein Land noch wenig bewohnt, das Erdreich sehr fruchtbar, das Clima mild und die Temperatur gleichbleibend ist, besonders aber unter einem starken Menschenstamm, den die Natur frühe zum Heyrathen führt, wo diese Umstände zusammentreffen, mit außerordentlicher Schnelligkeit vermehrt.“

„Von einem solchen Uibergewicht der Geburten über die Todesfälle liefern diejenigen Theile

von

von Europa, in welchen die Cultur erst spät und zwar in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, begonnen hat, die auffallendsten Beyspiele. In Westpreussen fielen im Jahre 1784 auf eine Bevölkerung von 560,000 Einwohner 27,134 Geburten und nur 15,669 Todesfälle, so daß das Verhältniß der ersteren zu den letzteren gleich 36 zu 20, oder wie 180 zu 100 und beynahe so vortheilhaft war, als wir es in den Indianischen Dörfern auf dem Central-Plateau von Mexiko gesehen haben. Im Russischen Reich zählte man 1806 1,361,134 Geburten und 813,443 Todesfälle. Aber die nähmlichen Ursachen wirken überall dieselben Resultate. Je neuer die Cultur eines Landes, desto leichter ist die Subsistenz auf dem noch völlig frischen Boden und desto rascher sind auch die Fortschritte der Bevölkerung. Zur Bestätigung dieses Satzes werfe man nur den Blick auf die Verhältnisse der Geburten zu den Todesfällen, wie sie folgende Tabelle darstellt:

In Frankreich . . .	=	110 : 100.
In England . . .	=	120 : 100.
In Schweden . . .	=	130 : 100.
In Finnland . . .	=	160 : 100.
Im Russischen Reich	=	166 : 100.
In Westpreussen . .	=	180 : 100.
Im Gouvernement von Tobolsk, nach Hermann	=	210 : 100.

In

In verschiedenen Gegenden des hohen Plateau von Mexiko . . . . = 230 : 100.
In den vereinigten Staaten, nahmentlich in Neu-Jersey . . . . = 300 : 100.

„Die Untersuchungen, welche wir über das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen und beyder zu der ganzen Bevölkerung angestellt haben, beweisen, daß sich die Bewohnerzahl von Neuspanien alle 19 Jahre verdoppeln müßte, wenn die Ordnung der Natur nicht von Zeit zu Zeit durch eine außerordentliche, zerstörende Ursache unterbrochen würde. In einer Epoche von 10 Jahren muß sie sich um $\frac{44}{100}$ vermehrt haben. In den vereinigten Staaten hat sich die Bevölkerung seit 1784 alle 20 bis 23 Jahre verdoppelt und die merkwürdigen Tabellen, welche Samuel Blodjet bekannt gemacht hat, beweisen sogar, wie in einigen Staaten dieser glückliche Cyklus sich alle 13 bis 14 Jahre vollendet. In Frankreich müßte sich die Bevölkerung in 214 Jahren verdoppeln, wenn kein Krieg und keine ansteckende Krankheit das jährliche Uibergewicht der Geburten über die Todesfälle störte. — So groß ist der Unterschied zwischen bereits sehr bevölkerten Ländern und anderen, deren Industrie erst im Entstehen ist!“

Sehr interessant sind die einzelnen Nachforschungen, die der nähmliche Gelehrte über das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen nach

den

den Verschiedenheiten des Clima auf dem Central-Plateau von Amerika und den näher an der Küste gelegenen Gegenden anstellen konnte. Da ähnliche statistische Angaben aus Ländern der brennenden Zone noch völlig abgehen, so gebührt folgenden hier eine Stelle:

„In dem Indianischen Dorfe Singuilucan, das 11 Stunden nordwärts von der Hauptstadt liegt, starben, seit 1750 bis 1801, im Ganzen 1950 Menschen und wurden 4560 gebohren. Die Uiberzahl der Letzteren war also 2610."

„In dem Indianischen Dorfe Arapuzko, 13 Stunden nördlich von Mexiko, waren seit 1767, da dieses Dorf von dem Kirchspiel von Otumba getrennt wurde, bis 1797, im Ganzen 3511 Sterbfälle und 5528 Geburten vorgekommen und stand daher das Uibergewicht der letzteren über die ersteren auf 2017."

„In dem Indianischen Dorf Malacatepek, 28 Stunden westlich vom Thal von Tenochtitlan; waren von 1752 bis 1802, überhaupt 13,734 Gebohrne und 10,529 Todte; der ersteren also 3205 mehr."

„In dem Dorf Dolores starben 1756 bis 1801 im Ganzen 24,123 und 61,258 wurden gebohren. Hier war demnach das außerordentliche Uibergewicht dieser über jene 37,135."

„In der Stadt Guanaxuato kamen von 1797 bis 1802, also in 5 Jahren, 12,666 Geburten

burten und 6294 Sterbfälle vor; der ersteren also 6372 mehr, als der letzteren."

„In dem Dorf Marfil, bey Guanaxuato, zählte man während derselben Zeit 3702 Geburten und 1904 Todte, der ersteren also 1798 mehr."

„In dem Dorf St. Anna, gleichfalls bey Guanaxuato, waren in 5 Jahren 3626 Geburten und 1857 Sterbfälle; der ersteren demnach ein Uibergewicht von 1772."

„In Yguala, einem Dorf in einem sehr heißen Thal bey Chilpanzingo, waren in 10 Jahren 3373 Geburten und 2395 Todesfälle, der ersteren also 978 mehr."

„In dem Indianischen Dorfe Calimaya, das auf einem sehr kalten Plateau gelegen ist, waren in 10 Jahren 5475 Geburten und 2602 Sterbfälle, der ersteren also ein Uibergewicht von 2673."

„In der Jurisdiktion der Stadt Queretaro kamen im Jahre 1793 im Ganzen 5064 Geburten und 2678 Todesfälle, ersterer demnach 2386 mehr, vor."

„Diese Beyspiele beweisen, wie verschieden das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten, je nach dem Clima und der Gesundheit der Luft ist. Es ist:

zu Dolores . . = 100 : 253.
zu Singuilukan . = 100 : 234.

zu Calimaya . . = 100 : 202.
zu Guanaxuato . = 100 : 201.
zu St. Anna . = 100 : 195.
zu Marsil . . = 100 : 194.
zu Queretaro . = 100 : 188.
zu Arapuzko . = 100 : 157.
zu Yguala . . = 100 : 140.
zu Malakatepek . = 100 : 134.
zu Panuko . . = 100 : 123.

Die Mittelzahl in diesen 13 Orten ist demnach = 100 : 183. Das Verhältniß aber, das man zur ganzen Bevölkerung annehmen darf, scheint mir zu seyn 100 : 170. In den vereinigten Staaten von Amerika ist es wie 100 zu 201."

„Auf dem hohen Plateau der Cordillera scheint es, ist das Uibergewicht der Geburten über die Todesfälle weit ansehnlicher, als an den Küsten oder in den sehr heißen Gegenden. Welch ein Unterschied z. B. zwischen den Dörfern Calimaya und Yguala! In Panuko, wo das Clima so brennend ist, als in Vera-Cruz, war die Zahl der Gebohrnen von 1793 — 1802 1224, die der Todten 988 und das sehr ungünstige Verhältniß zwischen beyden demnach wie 100 zu 123 und dennoch kannte man bis jetzt die tödtliche Krankheit des schwarzen Erbrechens noch nicht daselbst. Indostan und das südliche Amerika, besonders aber die Provinz Cumana, die Küste von

Coro-

Coro und die Ebenen (Llanos) von Caraccas, beweisen hinreichend, daß die Hitze nicht die einzige Ursache dieser großen Sterblichkeit ist. In sehr heißen, aber trockenen Ländern leben die Menschen vielleicht weit länger, als in den gemäßigten Zonen und die Wirkung ist in diesen die nähmliche, wie überall, wo die Temperatur und das Clima sehr veränderlich sind. Die Europäer, welche sich erst in einem reifern Alter in die Aequinoktial-Gegenden der Spanischen Colonien begeben, erreichen daselbst gewöhnlich ein schönes und glückliches Alter und selbst in Vera-Cruz genießen Eingebohrne und Fremde, wenn sie einmahl acclimatisirt sind, unter den Epidemien des schwarzen Erbrechens seit einigen Jahren der vollkommensten Gesundheit."

So Viel mag genügen, die Aufmerksamkeit auf den Vermehrungsgang der Gattung hinzuleiten. Diejenigen, welche diesen gründlichen erforschen wollen, finden eine sehr vollständige Belehrung in „J. P. Süßmilch göttlichen Ordnungen in den Veränderungen des Menschengeschlechts herausgegeben von J. C. Baumann, Berlin 1788. 8."

So scheiden wir jetzt von der Betrachtung über den Menschen, nach seinen natürlichen und durch die Sprache festgestellten geistigen Unterschied über Nahrungs- Bekleidungs- und Wohnungsorte, über Geburt, gesunden Zustand, Krankheit und Sterblichkeit. Noch anziehendere Gegenstände beschäf-

beschäftigen uns in der zweyten Abtheilung, gesellschaftliches, geistiges und Kunstleben, Religion, Sitten, Spiele ꝛc. der Völker. Ist unser Gemählde vollendet: so wird unsre Gattung, welche Gott durch Bildung und Bestimmung so hoch erhoben hat, jedem edlen Leser ehrwürdiger erscheinen; er wird es weniger wagen, über seine Mitmenschen absprechend zu urtheilen, nur das gut oder trefflich zu finden, was in seinen Umgebungen und seinem Reiche zunächst liegt. Werden Menschen in der Vielseitigkeit der Bildung, deren seine Natur bedarf, kennen lernen will, der muß ihn studiren, wie er an den Ufern der Donau und des Ganges, des Tajo und des Orinoko, des Maranhon und der Moskwa sich entwickelt.

Wer ihn so nicht auffassen will, der muß ihn verkennen und kann durch Mißkenntniß sündigen. Das ist der Erdkunde und Geschichte trefflichste Frucht, daß sie den, der mit reinem Herzen eindringt in sie, frey machen von den Vorurtheilen der Erziehung und der Zeit und ihn retten von jener Verdammungssucht, welche nur bey beschränkten oder eiteln Naturen zu finden ist, die nur ihr Haus, nur ihren Staat, nur ihren Gottesglauben als den Sitz des Heils und des Rechtes betrachten und über Völker richten, während das Gesetz, wornach sie ihr Urtheil zu bilden hätten, ihnen gänzlich fremd und unverständlich bleibt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Anhang.

O
G
Z
A
H
Q

Fig. I.

Der Kopf des Orangutangs.

Fig. II.

Anhang.

Uiberall wird meinen Lesern die Achtung der Menschenwürde deutlich sich ausgedrückt, überall der Unwille, gegen diejenigen sich offenbart haben, welche ihn gewaltsam in die Sphäre der Thierheit herabdringen wollen. Ich habe deshalb im Texte derer nie ausführlicher gedacht, welche Gottes Ebenbild an das Geschlecht der Affen anreihen und wohl daraus wohl gar nur einen veredelten Drang-Outang machen wollen. Allerdings hat dieses Thier Anlagen, die auf eine wunderbare Weise künstlich entwickelt werden können und der gebildete Mensch, der seinen Geist gerne auf die Natur nur ihn überträgt und Wesen zu sich heraufhebt, bemerkt selbst Züge, die wie bey dem Hunde, dem Elephanten, ꝛc. den Wahn moralischer Eigenschaften erzeugen. Aber wie viele Forscher auch das Thierische und Menschliche mit einander verbinden wollen: ewig sind sie aus einander gehalten durch das, was Geister bindet und scheidet, durch die Sprache und die Kraft des Willens. Selbst die äußre Bildung straft jede vorgebliche Verwandschaft Lüge. Dem zum Beweise nehmen unsre Leser die Abbildung des Drangs zur Hand, betrachten sie nach folgender Erläuterung und vergleichen hierauf die Abbildung des menschlichen Schädels.

I. Figur.

Der Kopf des Drangs in seiner halben Größe, um das Hervortreten des Oberkiefers, die

Nase

Nase von der Seite und das Ohr darzustellen (nach Camper.)

II. Figur.

Der Schädel des Orangs um die Hälfte verkleinert mit dem Halswirbeln und der ersten Rippe nebst dem obern Brustbeine.

A. B. C. I. H. F. E. das Schlafbein.

C. D. I. das Hinterhauptbein.

K. der knöcherne Gehörgang.

L. das Thränenbeinchen mit der Thränengrube.

A. Z. O. das Stirnbein.

A. Z. B. der unebene Rand, wo der große Schlafmuskel entspringt.

Z. O. D. C. das Scheitelbein.

A. E. der Seitentheil des Keilbeins.

F. P. das Jochbein.

N. P. Q R. das große Stück des Oberkiefers, welches die Backenzähne und den Augenzahn enthält.

Q. S. R. das Vorstück oder der Fortsatz (complementum) des Oberkiefers, worinnen die Schneidezähne sitzen. — (Das Zwischenkinnladenbein. (os intermaxillare.) —

Q. R. die von Galen sehr deutlich beschriebene Nath.

H. T. U. V. der Unterkiefer.

V. die Oeffnung, wodurch der dritte Zweig des fünften Nervenpaares auswärts läuft.

H. W. die Halswirbel mit ihren aufwärts gerichteten Dornfortsätzen.

W. X. die erste Rippe.

X. Y. das obere Brustbein.

c. d. die Gesichtslinie des Drang von 58 Grad.

f. g. die Gesichtslinie des Neger. Sie macht mit der horizontalen Linie S. e. einen Winkel von 70 Grad.

D. e. eine senkrechte Linie auf der Linie S. e. die mit dem Grunde in gleicher Weite steht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keyser, Georg Heinrich,

Geographische Unterhaltungen zur Belehrung für Liebhaber der Erdkunde

Bd.: 1,1

Augsburg 1814
Hbks/X 5 z-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430937-9